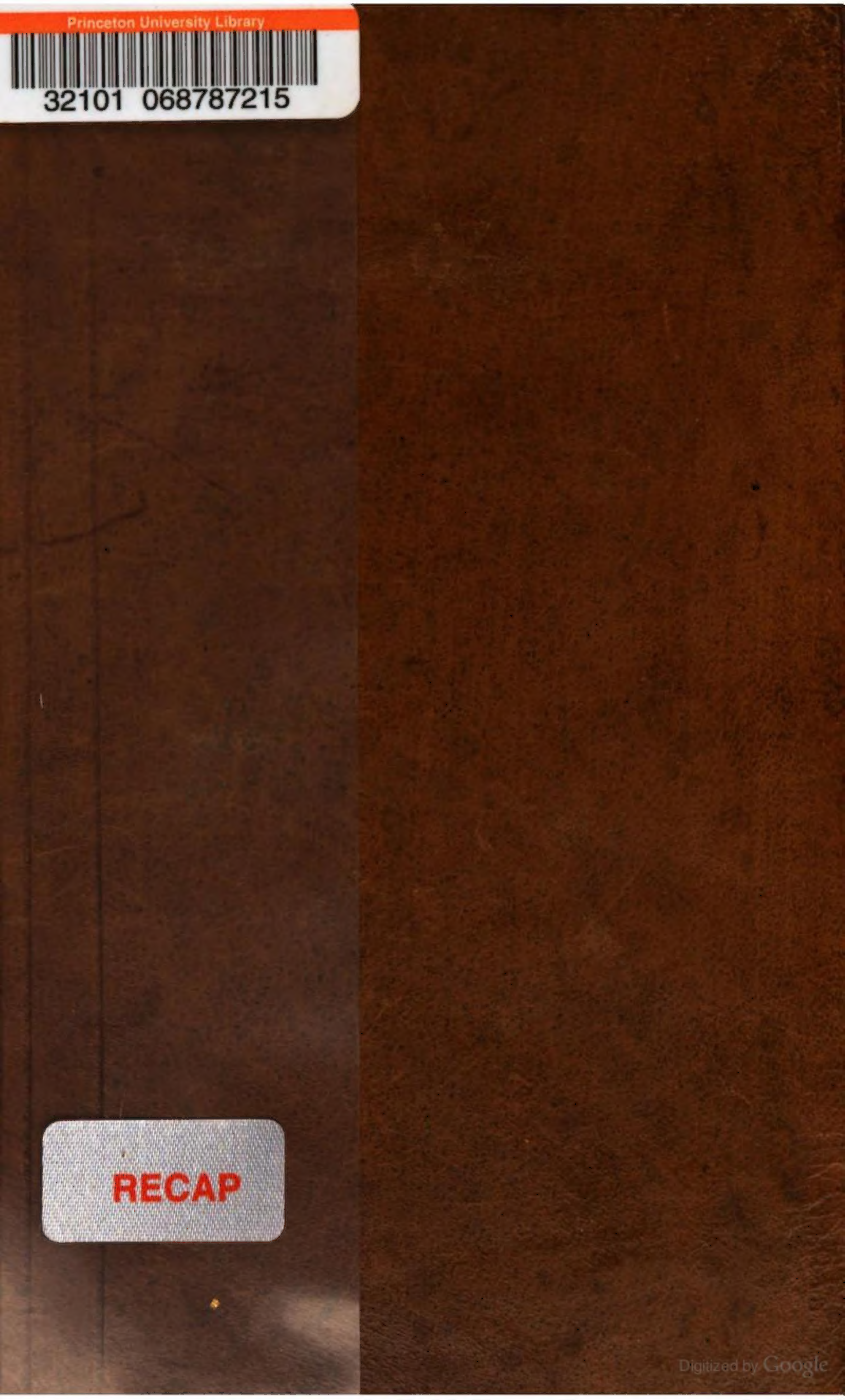
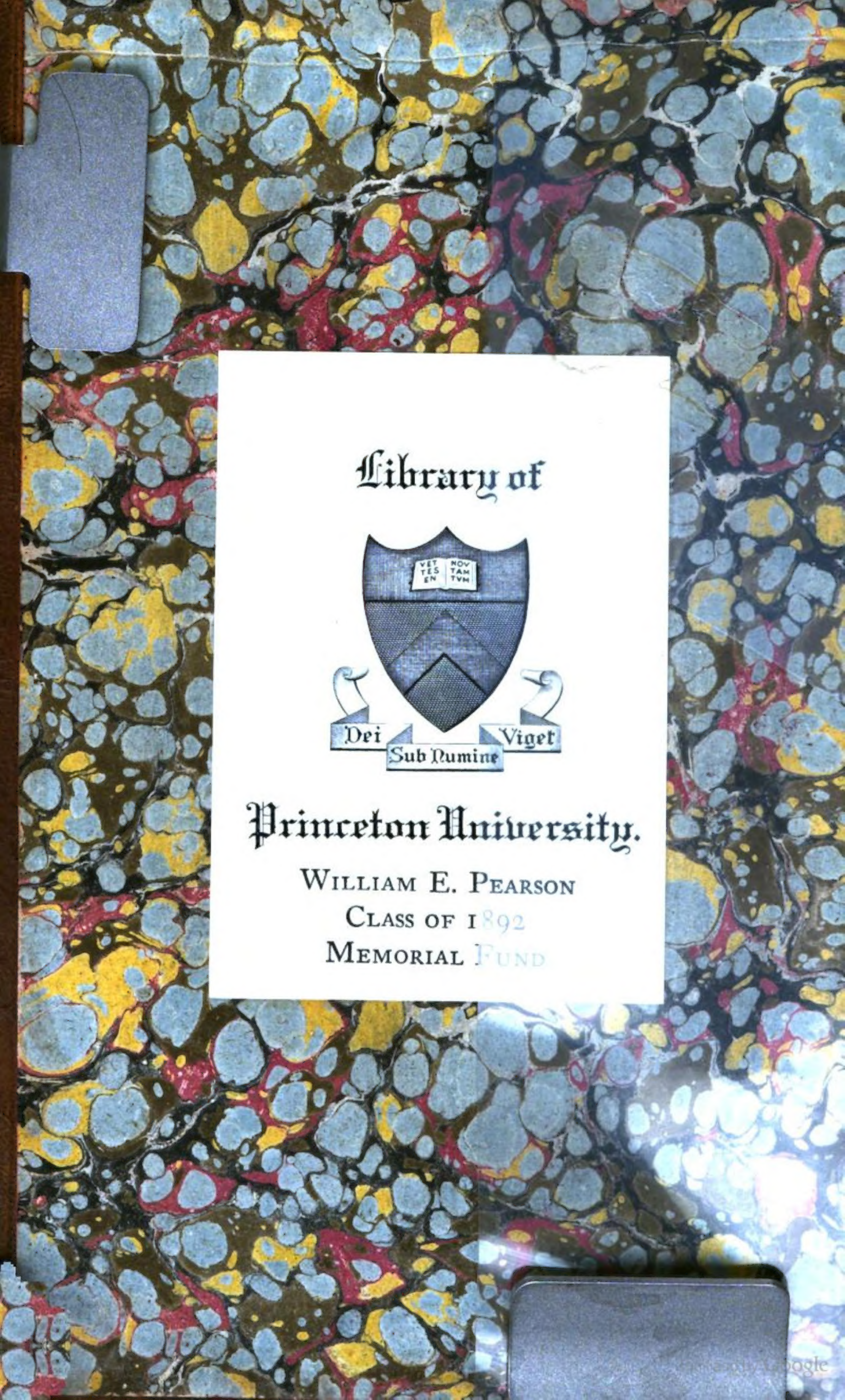
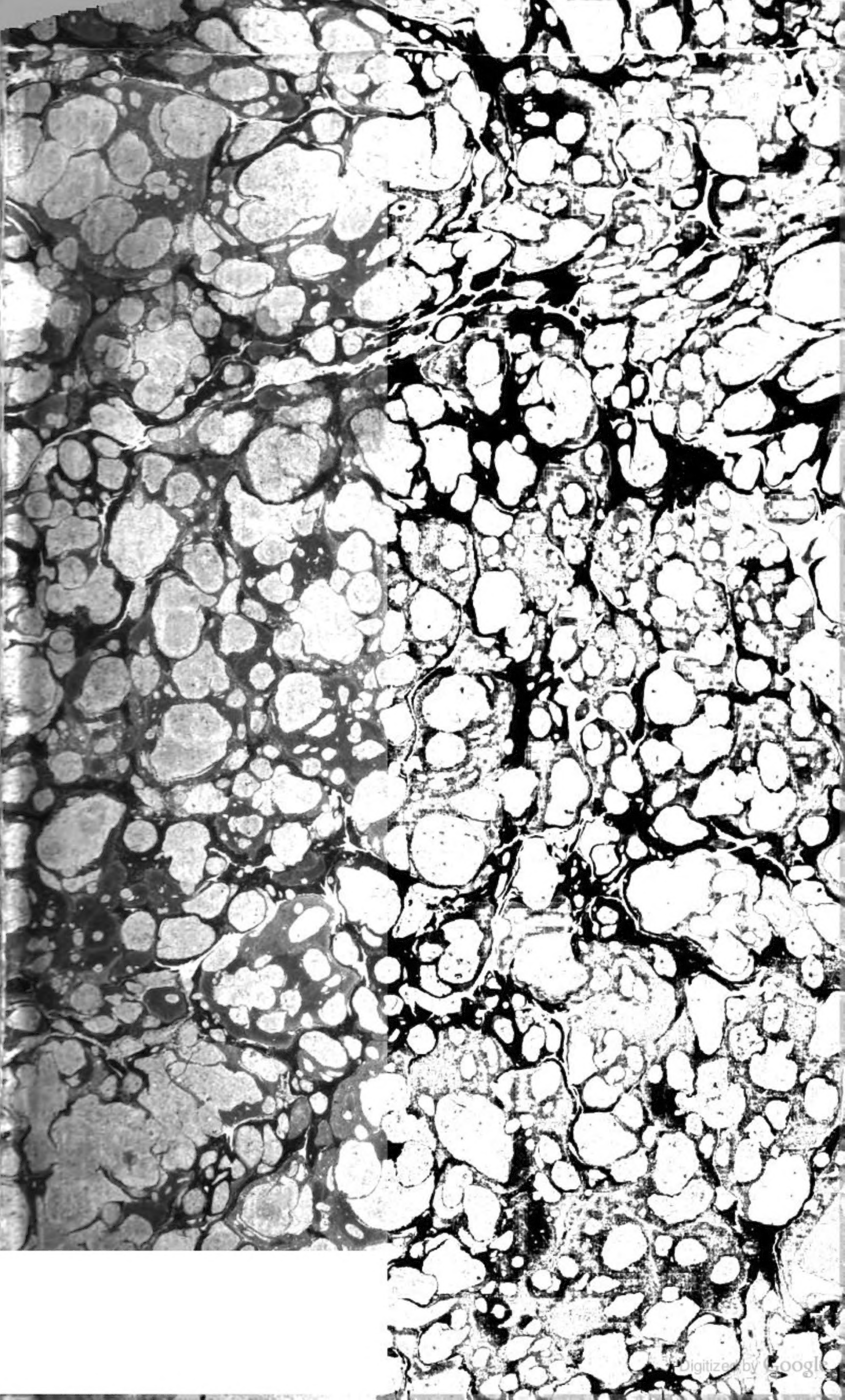

Princeton University Library
32101 068787215
RECAP
Digitized by Google





J. Fr. H. [illegible]

J. F. W. Jerusalem

Betrachtungen
über
die vornehmsten Wahrheiten
der



Religion

An Se. Durchlaucht
den Erbprinzen von Braunschweig und Lüneburg.



Auflage.

Fr ig. 1773.

Durchlauchtigster Erbprinz,

Gnädigster Erbprinz

und Herr!

Ich habe die Ehre, Euer Durchl. einen Theil von den Betrachtungen hiemit gedruckt zu überreichen, die Dero Befehl in dem letzten Feldzuge mir auftrug. Wäre es mir je möglich gewesen, Ihnen, Gnädigster Herr, zu schmeichlen, so hätte ich hier die

 unver=

unverdächtigste Gelegenheit darzu. Denn daß ein Herr von Dero Stande und damaligem Alter, mitten unter dem Geräusche der Waffen, mitten unter den glorreichsten Unternehmungen, und unter den betäubenden Glückwünschen von Europa, noch an seine Befestigung in der Religion zurück denkt, dieß ist eine so ausserordentliche Erscheinung, daß sie unter den ersten Merkwürdigkeiten dieses Krieges mit aufgezeichnet zu werden verdienen. Ich will es aber der Geschichte überlassen, da, wo sie die Thaten von Dero Heldenmuthe und Menschenliebe in ihren Jahrbüchern

auf-

aufgezeichnet, auch diesen Befehl der Welt mit aufzubehalten, und ihre Beschreibung von diesem Kriege dadurch so viel lehrreicher und merkwürdiger zu machen. Dagegen will ich Gott bitten, da Ew. Durchl. mich durch diesen Befehl gleichsam zum zweytenmale zu Ihrem Lehrer berufen, daß er mir alle Gnade gebe, deren ich zur gesegneten Ausführung dieses Berufs bedarf, und daß er zugleich Dero Seele so bereite, daß Sie die göttliche Wahrheit dieser Religion nach ihrer vollen Stärke empfinden, und da Sie das Herz haben, auf dem höchsten Schauplatze der Welt in ihrem

 äusser-

äusserlichen Bekenntnisse ein Christ seyn zu wollen, daß Sie zugleich, durch die glücklichsten Empfindungen von der göttlichen Wohlthätigkeit dieser ihrer Religion gestärkt, auch den noch grössern Muth erlangen mögen, in allen Handlungen Ihres Lebens sich als einen wahren Christen zu beweisen. Und da Ew. **Durchl.** bey der Erlaubniß, diese Betrachtungen drucken zu lassen, besonders die edelmüthige Absicht haben, daß auch andere, durch Dero Exempel erweckt, zu einer genauern Erkenntniß der Religion geleitet werden mögen; so lasse Gott auch diese preiswürdige Absicht in ihre Er-

füllung kommen, daß, wie das ernst=
liche Bekenntniß dieser Religion bis=
her, Gottlob, das unterscheidende
Kennzeichen von Dero Durchlauch=
tigstem Hause gewesen, daß es auch
durch Sie und Dero liebenswürdigste
Familie dasselbe bis ans Ende der Welt
bleiben und zugleich der Segen des Lan=
des bleiben möge, zu dessen künftiger
Regierung die Vorsehung Sie erwäh=
let hat. Da ich die wenige Einsicht,
die ich in diesen Wahrheiten erlangt,
vornämlich dem Unterrichte zu danken
habe, den ich Ew. Durchl. darinn in
Ihrer Jugend gegeben; wie glücklich
würde ich mich schätzen, wenn ich diese

Erkenntniß auch bey dem Ausgange meines Lebens, zu Dero und Dero künftigen Unterthanen Bestätigung in dieser seligen Religion, noch thätig gemacht hätte. Ich bin mit dem tiefsten Respect,

Durchlauchtigster Erbprinz,
Gnädigster Erbprinz und Herr,
Ew. Durchlaucht

Braunschweig,
den 25sten April, 1768.

unterthänigster, getreuester, und
gehorsamster Diener,
Jerusalem.



Vorbericht an den Leser
zu der ersten Auflage.

Die vorhergehende Zuschrift wird mich rechtfertigen, warum ich mit diesen Betrachtungen die Anzahl der Schriften noch vermehre, womit unsere protestantische Kirche, besonders in diesem Jahrhunderte, von so vielen scharfsinnigen und gelehrten Männern schon so glücklich bereichert ist. Ich habe also nur anzuzeigen, daß man diese Betrachtungen für keinen vollständigen und gelehrten Unterricht in der Religion annehmen möge. Ich wünsche vornämlich derjenigen Classe von Lesern dadurch nützlich zu werden, deren Stand und Geschäffte es nicht leiden, in die genauere und gelehrtere Untersuchung dieser Wahrheiten sich einzulassen, denen es aber, bey ihrer mehreren Ver-

bindung mit der Welt, und bey der jetzt alle Gränzen der Vernunft und Sittlichkeit überschreitenden Frechheit, gegen die Religion zu schreiben, zu ihrer Beruhigung so viel wichtiger ist, die Grundwahrheiten ihres Glaubens, nach ihrer wahren Stärke, und besonders nach ihrer innerlichen Vortreflichkeit kennen zu lernen. Mein Endzweck ist dabey gewesen, das Mittel zwischen der metaphysischen Strenge, und zwischen der weitläuftigern Deklamation zu halten, um durch jene den Leser nicht zu ermüden, und durch diese die Empfindung der Stärke der Wahrheit nicht zu sehr zu schwächen. Die abwechselnden Umstände einer schwachen Gesundheit, und die fremden und unaufhörlichen Zerstreuungen, die mich von einer jeden Seite oft Wochen und Monate abriefen, liessen mich gleich befürchten, daß ich dieses Mittel sehr oft ver-

fehlen

fehlen würde; und so, wie ich jetzt die gedruckten Bogen einzeln nachsehe, finde ich es, daß meine Furcht nicht ungegründet gewesen ist. Indessen will ich mich für meine Mühe aufs glücklichste belohnet halten, wenn ich auch nur einem und dem andern Leser dadurch nützlich werden mag. Daß ich irgendwo der Wahrheit selbst nachtheilig geworden wäre, dieses läßt mich die Absicht nicht fürchten, womit ich gearbeitet habe: Sollte es ja wegen der vielen Zerstreuungen irgendwo geschehen seyn, so werde ich es mir zur ersten Pflicht machen, sobald ich es gewahr werde, es selber anzuzeigen; und es zugleich als die gröste Freundschaft ansehen, wenn aufmerksamere Augen mich davon benachrichtigen. Da dergleichen Abhandlungen, wie diese, auf die Schönheit und Reinigkeit der Schreibart keinen Anspruch machen, so habe ich die hierinn begangenen vielen Nach-

läßig-

läßigkeiten nicht weitläuftig zu entschuldigen. Hierüber muß ich aber den Leser noch um Verzeihung bitten, daß ich die zehnte Betrachtung, worinn die Pflichten und Rechte des Fürsten gegen die Religion, imgleichen das Recht der Gewissensfreyheit und dessen vernünftige Schranken noch abgehandelt werden mußten, zurück geblieben. Die Kürze der Zeit und die vielen andern Abhaltungen haben die förmliche Ausarbeitung nicht zugelassen. Es wird sich bey dem nächsten Theile wohl eine Gelegenheit finden, wo sie etwan anzubringen.

Verzeichniß

aller Betrachtungen des ganzen Buchs.

Erster Theil.

Zweyter Theil.

Verzeichniß.

Dritter Theil.



Erste Betrachtung.

Wichtigkeit der Untersuchung, ob ein Gott sey.

Gnädigster Herr!

Ehe wir über die Natur und Vortreflichkeit der Religion, zu der wir uns bekennen, unsere Untersuchung anstellen, müssen wir zuförderst von gewissen allgemeinen Wahrheiten überzeugt seyn. Die erste und wichtigste von allen ist diese: Ist ein Gott, oder ist keiner? ist ein allerhöchstes vernünftiges Wesen, von dem die Welt mit ihrer Natur und Ordnung ihren Ursprung hat, oder sollen wir alles als Wirkungen eines ewigen Nichts, eines blinden Ungefährs, oder als ewige Folgen einer ewig todten Nothwendigkeit ansehen? Dieß ist mir der nächste und wichtigste Gedanke, den sich meine Vernunft gedenken kann; und ich mag meine Augen, wo ich will, hinwenden, ich mag über mich den Himmel ansehen, ich mag die Geschöpfe betrach-

ten, womit ich umgeben bin, ich mag meine Augen zuthun, und in meine eigene Empfindungen mich versenken; so ist mir dieser Gedanke mit aller seiner Wichtigkeit überall gleich gegenwärtig. Ich sehe überall eine Schönheit, und bey der unendlichsten Mannigfaltigkeit eine Harmonie, worinn sich meine Seele mit Entzücken verlieret. Ich sehe den Himmel an. Was für eine geheime Macht, die alle die unzähligen ungeheuren Weltkörper in dem leeren Raume, in einer unverrückten Ordnung erhält! Was für eine unbegreifliche Weisheit, die einen Theil derselben in der unermeßlichsten Entfernung unbewegt in ihrem Stande erhält, andere aber durch das einfachste Gesetz sich um jene, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, in einer Entfernung wälzen läßt, welche nach eines jeden innern Natur aufs genaueste abgewogen ist, und die wiederum durch eben dieses Gesetz so viele Cometen in ganz andern Luftbahnen, von allen Himmelsgegenden, durch jener ihre Kreise leitet, ohne daß sie sich in ihrem Laufe stören! Unsere Erde könnte in unzähligen Graden von der Sonne weiter entfernt stehen, sie könnte ihr eben so vielmal näher seyn; und wer wies ihr eben die Entfernung an, daß sie das Maaß von Licht und Wärme bekömmt, welches der Na-

tur

tur aller ihrer Geschöpfe am gemässesten ist? Ihre Stellung gegen die Sonne könnte ebenfalls unendlich anders seyn; und wer gab ihr unter allen möglichen eben diejenige Lage, die durch die Abwechselungen von Sommer, Winter, Herbst und Frühling alle ihre Gegenden am meisten bewohnbar macht? Wer befahl dem Mond, diese Erde beständig zu begleiten, und wer maß seinen Abstand so genau, daß der Ocean dadurch in seiner beständigen Bewegung erhalten wird, aber auch nie aus seinen gesetzten Ufern tretten kann? Wer maß die Fläche des Oceans gegen die höhere Fläche der Erde, daß von den häufigern Ausdünstungen das Land durch unaufhörliche Regen nicht ersäuft, doch aber auch durch Regen und Flüsse hinreichend getränkt wird? Und wer gab endlich den beyden so nahe verwandten Elementen, dem Wasser und der Luft, das verschiedene Gesetz, daß die Luft ihre ausdehnende Kraft nie verlieren, das Wasser hergegen dieselbe nie annehmen, und in Luft sich verwandeln kann, sondern daß beyde das Maaß und Gewicht unveränderlich behalten müssen, welches der Beschaffenheit und Natur aller Geschöpfe so gemäß ist? Ist kein Gott, kein vernünftiges freyes Wesen, das dieses alles geordnet hat; so sehe ich nichts, so ist mir

alles das dunkelste Räthsel, und so ist mir die Vollkommenheit, die Harmonie, die ich hier anf der Erde antreffe, eben so unerklärlich.

In ihrer ersten Anlage finde ich alles ungebildet und roh; dieß ist der Vorrath der Natur. Aber ich gehe nur eine Stuffe hinauf, so finde ich diese rohe Materie in Metallen, Salzen, Steinen und Crystallen schon unendlich schön gebildet. Und was für ein neuer Schauplatz von Mannichfaltigkeit, Ordnung und Schönheit, wenn ich noch eine Stuffe höher steige, und sehe, wie diese rohe todte Materie in unzähligen Arten von Bäumen, Kräutern und Blumen einförmig und unendlich mannichfaltig organisiret ist! Der Crystall, der Kiesel, behalten unverändert ihre Gestalt, die sie vielleicht von der Schöpfung her haben; sie bleiben einzeln, wie sie sind, ohne eine sichtliche Aenderung oder Vermehrung. In diesem Reiche ist hergegen alles in beständiger Verwandelung; hier wächst, hier lebt alles; und alles in unzähligen Stuffen. In einerley Erde, von einerley Regen befruchtet, steht alles vermischt unter einander, und alles ist an Geruch, Farbe und Geschmack unendlich unterschieden; es wächst, es vermehrt sich, es stirbt, alles, und alles unverändert in seiner Natur, alles zu seiner be-

sondern

sondern Jahreszeit, alles in der vollkommensten Harmonie mit der ganzen übrigen Natur; alles verschieden, und alles nach dem einförmigsten Grundgesetze.

Ich gehe noch eine Stuffe höher, und meine Aussicht wird noch unendlich wunderbarer. Auf der vorhergehenden sahe ich bey einer unendlichen Mannichfaltigkeit und Schönheit den künstlichen Mechanismus. Aber ausser dem Wachsthum ist noch alles todt; es wächst und stirbt noch alles auf der Stelle, wo es gebohren wird, ohne sein Daseyn noch selbst zu empfinden. Aber hier sehe ich überall willkührliche Bewegungen, die feinsten Empfindungen, die künstlichsten Triebe. Eben die vorige Materie, fast dieselbe Organisation; es entsteht, es wächst, es stirbt alles mit den Pflanzen, nach einerley Gesetzen, aber in unendlich neuen Gestalten, in unendlich grösserer Vollkommenheit; alles lebt, alles bewegt sich selbst, alles empfindet, und diese Vollkommenheit steigt, wie in den Pflanzen, in unzähligen sich immer gleichen Stuffen. Die niedrigste Pflanze war noch halb Stein; das niedrigste Thier ist sichtbarlich mit der Pflanze noch verwandt; Halbthiere, die noch in Aesten fortwachsen; Thiere von einer Art von Empfindungen; Thie-

re, die fünfe haben; einige, die noch auf der Stelle sterben, worauf sie gebohren werden, denen ihre Schaale noch ihre ganze Welt ist; andere die durch den Geruch, das Gehör, das Gesicht die entferntesten Dinge empfinden; Thiere, ungeheuer, wie Berge; Thiere, denen der Raum von einem Sandkorne, ein Tropfen Wasser, ein Blatt eine Welt ist. Und alles ist in seiner Art vollkommen, alles hat seine Gliedmassen, die nach dem übrigen Bau seines Leibes, nach seiner Bestimmung, nach seiner Nahrung, nach dem Elemente, worinn es lebt, mit einer nicht zu ergründenden Weisheit eingerichtet sind; alles hat seine besondern Triebe, die mit seiner ganzen Natur harmoniren. Indessen herrscht in diesem unruhigen willkührlichen Reiche eben die Ordnung, die ich in dem Pflanzenreiche wahrnehme. Es hat alles seine abgemessenen Stuffen, alles seine angewiesene Gegend, die unveränderlichsten Gesetze. Es bleibt alles unverändert in seiner Art; es vermischt sich nichts, es verliert sich nichts, nichts wird unvollkomener, nichts kann sich über die Stuffe seiner Natur erheben; alles stirbt und erzeugt sich in einer unveränderlichen Proportion fort, wie es seiner Bestimmung und der ganzen Natur gemäß ist. Ein jedes behält sein Maaß von Kräften, sein Maaß

von

von Begierden, seine bestimmte Dauer. Ich finde nirgend eine wahre Venunft, aber ein geheimes unerklärliches Gesetz, das schneller und gewisser als alle Vernunft ist, ersetzt diesen Mangel. Alles kennet sein Geschlecht; es weiß alles für seine Nahrung, für seine Wohnung, für seine Fortpflanzung und Erhaltung mit einer Geschicklichkeit zu sorgen, die den scharfsinnigsten Weltweisen in Erstaunung setzt. Und alle diese Mannichfaltigkeit ist nur eine Kette; vom Stein zur Pflanze, von der Pflanze bis zum Affen; es sind alles Glieder, die sich berühren. Es ist alles voll, nirgend ein Raum, nichts sich vollkommen gleich, alles stuffenweise. Wo ich mit meinen Augen am Ende bin, da entdecken mir die Vergrösserungs- und Ferngläser neue Welten; und vielleicht bin ich auch mit diesen in der Hand noch immer auf den Mittelstuffen dieser unendlichen Leiter. Die Verbindung bleibt indessen immer dieselbe. Pflanzen, Thiere, Wasser, die Planeten, die Sonne selbst, alles ist um des andern willen da; es macht alles nur ein Ganzes, ein vollkommenes Ganzes aus.

Ich selbst bin mir noch ein unendlich grösseres Wunder. Auf der einen Seite gehöre ich noch mit zur Pflanze, der nächste Anverwandte der Thiere.

Ich entstehe wie sie, ich nähre mich wie sie, ich habe mit ihnen einerley Dauer, dieselbigen Triebe, eben den Tod. Auf der andern Seite habe ich in meiner Gestalt, in meinen Gliedern, in meinen Fähigkeiten, unendliche Vorzüge. Ich bin ein Gott gegen sie. Ich habe eine Vernunft, einen freyen Willen; ich herrsche über alles; es wächst alles nur für mich, von der Ceder bis zum Grase, vom Elephanten bis zum Seidenwurm; es ist alles nur für mich da. Ohne mich ist die ganze Natur todt, alle ihre Ordnung nichts besser als ein Chaos. Der Weinstock genießt sich selbst nicht; die Blume empfindet ihre eigene Schönheit nicht; dem Seidenwurm ist sein Gewebe nichts wie sein Grab; ohne mich liegt der Demant ohne Werth unter den Kieseln. In mir vereiniget sich alles; durch mich wird alles Vernunft, alles Harmonie, alles erst wahre Schönheit. Ohne mich ist die Natur arm; ich schaffe ihr alle Augenblicke neue Gestalten, ich dringe in ihre innerste Werkstatt, ich entdecke ihre geheimsten Gesetze; ich messe die Himmel, ich wäge die Planeten, ich berechne ihren Lauf, ich mache mir das vergangene und Zukünftige gegenwärtig; meine Aussichten, meine Fähigkeiten, meine Triebe haben nirgend ihre Gränzen; es ist alles in mir

ewig.

ewig. Noch mehr, die Quelle meines Vergnügens und Mißvergnügens habe ich in mir selbst; ich bin mein eigener Gesetzgeber, mein eigener Richter; ich lobe und tadle, und strafe und belohne mich selbst, und mein Beyfall ist mir wichtiger, als die Lobsprüche von tausend Schmeichlern.

Aber was sehe ich in allem diesem Reichthume, in dieser Ordnung, wenn kein Gott, kein vernünftiges freyes Wesen ist, welches dieß alles hervorgebracht, und diese so herrliche Ordnung veranstaltet hat? Ist dieß alles von ungefähr, kömt es alles aus einer blinden todten Nothwendigkeit; so weiß ich nicht, was ich sehe. Eine Maschine, aus Millionen Rädern zusammengesetzt, die alle eine gemeinschaftliche abgemessene Bewegung, und im Ganzen weder Urheber noch Endzweck haben; lauter abgemessene Mittel ohne Absicht, lauter bestimmte Absichten ohne Ursache. Die vollkommenste Ordnung und Schönheit ohne Vernunft, eine ewige Bewegung ohne Urheber, lauter Leben aus einem ewigen Tode, die vollkommenste Harmonie unter lauter streitenden Dingen; — wie finster! Hier sehe ich nichts mit aller meiner Vernunft. Und was bin ich? Ein noch dunkleres Räthsel. Von lauter sterblichen Vätern von Ewigkeit her das widersprechend-

ste Geschöpf, von allen Seiten eingeschränkt, und in allen meinen Aussichten und Begierden unendlich; mit einer Anlage zu unendlichen Fähigkeiten, um als ein Embryo zu sterben; ein Herr der Thiere, ein Herr der ganzen Natur, mit allen Schicksalen eines Insects; ein todter Staub voll göttlicher Kraft; ein denkendes Wesen, das sich über alle Himmel erhebt, und in dem Augenblick ein Fraß der Würmer; mit dem strengsten Gesetze gebohren, ohne Gesetzgeber. Wie räthselhaft! wie finster! Wie viel sehe ich hier mehr, als ein Thier! Dieß ist das wenigste; ich bin mit allen diesen Vorzügen nichts besser als ein Thier; ich bin schlechter, ich bin unglücklicher, so lange diese Untersuchung für mich nicht entschieden ist. Es ist wahr, ich behalte meine gewissen Vorzüge als Mensch, wenn auch kein Gott ist. Meine Vernunft verlieret dadurch an ihren Fähigkeiten nichts; ich kann in der Erforschung der Wahrheit eben so ungehindert fortgehen, ich empfinde ihre Reizungen mit eben der Lebhaftigkeit; ich behalte alle Reizbarkeit meiner Sinne, ich geniesse alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; die Welt bleibt für mich eben so schön, eben so reich; meine Begierden bleiben eben so lebhaft, eben so mannichfaltig; ich bleibe nichts

nichts desto weniger der Herr der Welt. Der Stier ist satt, wenn er die Triebe seiner Natur gestillet; der Tieger ist satt, wenn er seinen Hunger gestillet hat; in meinen Begierden kenne ich keine Gränzen; meine Einbildungskraft kann mir immer neue Reizungen verschaffen. Das Thier geht nur seinem Raube nach; ich kann meinen Geschmack über das Maaß meiner Natur ausdehnen. Der Stier, der Tieger sind an die engen Gränzen ihrer Natur gebunden; ich kenne diese Einschränkung nicht, für mich hat die Natur keine Gränze, ich bin ihr Herr; wenn ich will, kehre ich ihre Gesetze um; ich kenne kein ander Gesetz, als meine Triebe. Meine Vernunft widerspricht mir zwar; mein Gewissen droht mir mit geheimen Ahnungen; aber was habe ich zu fürchten? Morgen bin ich todt? ewig todt? Ja, wenn kein Gott ist, so habe ich nichts anders, als einen ewigen Tod zu erwarten. Aber soll dieß eine Beruhigung für mich seyn? O hätte mich doch, wie ich meine Existenz erhielt, das Loos eines Thieres getroffen! so hätte ich die mühselige Chimäre, der Vorschrift meiner Vernunft und meines Gewissens beständig zu folgen, nie gekannt; so hätte ich die Kränkung von so vielen vergeblichen Entwürfen nicht; so kennte ich die Reizungen der Wahrheit

und Tugend nicht; so kennte ich die reizenden Aussichten einer Ewigkeit nicht, so wüßte ich nicht eher, was todt wäre, bis das Schlachtmesser mir schon alle Empfindung und Furcht davor genommen hätte: da ich jetzt, unter einer jeden Empfindung meines Lebens mit dem Tode ringend, die schreckliche Vorstellung einer ewigen Vernichtung vor Augen habe, und da ich kaum das Alphabet der Natur mühsam gelernt, und die Reizungen der Wahrheit in der Ferne gesehen habe, meine Augen auf ewig schliessen muß. Ist dieß der ganze Endzweck der prächtigen Anlage der Natur? Ist dieß der ganze Lohn der vielen Bemühungen, mich zur Wahrheit und zur Tugend zu bilden? Ich wiederhole es mit Bedacht: O wäre ich ein Thier geworden! Ich hätte zwar diese Vorzüge nicht gehabt, aber ich hätte auch keine bessere gekannt; ich hätte die Schönheit der Tugend nicht empfunden, aber ich hätte auch ihr strenges Gesetz nicht gefühlt; ich wäre ruhig meinen Trieben gefolget, ich hätte sie gesättiget, und ich hätte den ermüdenden Streit meiner Vernunft und meiner Begierden nie empfunden. Aber was soll ich jetzt thun? soll ich meinen Trieben folgen, oder soll ich dem Gesetze meiner vernünftigen Natur gehorchen? Es ist wahr, ich habe nichts zu fürchten:

ken; aber womit besänftige ich die Anklagen, die mir mein Gewissen darüber machen wird? Soll ich mich dagegen ganz unempfindlich zu machen suchen? Was für ein grausames Unternehmen! Und wie will ich mich gegen meine Vernunft rechtfertigen? Was muß ich in meinen eigenen Augen für ein verächtliches, für ein abscheuliches Geschöpf werden, wenn ich die Würde meiner Natur so weit verläugnen, und mich in ein Thier umschaffen will? Soll ich aber der Stimme meiner Vernunft gehorchen? soll ich mich der Tugend widmen? Ja sie ist schön, entzückend, himmlisch-schön. Aber wo diese Tugend die Verläugnung meiner angenehmsten Begierden von mir fordert; wenn ich dieser Tugend, unter dem höhnenden Triumph des belohnenden Lasters, meine Ruhe, meine Wohlfahrt, mein Leben, und was mir noch unendlich schätzbarer als dieß alles ist, wenn ich ihr die Wohlfahrt der Meinigen aufopfern soll: wo soll ich hier den Muth, wo soll ich die Kräfte hernehmen, einer leeren Vollkommenheit mein höchstes Gut aufzuopfern; wo soll ich die Vergeltung für ein solches Opfer nehmen, und wo ist meine Verbindlichkeit, einem solchen Gesetze zu gehorchen? Wenn kein Gott ist, so ist die Erfüllung meiner Begierden das höchste

Gut,

Gut, das ich erreichen kann. Ich Thor! warum will ich mich denn durch ein Gesetz in meiner Glückseligkeit einschränken lassen, da ich keinen Gesetzgeber kenne? Was habe ich zu fürchten, was habe ich zu hoffen? Wenn ich sterbe, ist alles aus; Tugend, Vernunft, Gewissen, es sind alles für mich leere Worte; ich habe als ein Vieh gelebet; ich sey ein Fluch unter meinen Mitgeschöpfen gewesen, oder ich sey als ein Märtyrer der Wahrheit und der Tugend gestorben; wenn ich sterbe, ist alles eins; ich dünge den Kirchhof, und nähre durch meinen Moder wieder andere Thiere. O was für ein blindes widersprechendes Geschöpf! Aber wie hell, wie heiter, wie ruhig wird alles in meiner Seele, sobald der Gedanke in ihr aufgeht, daß die Welt von einem höchsten vernünftigen Wesen ihren Ursprung hat! Was die Sonne meinen Augen ist, das ist dieser erquickende Gedanke meiner Vernunft; in diesem Lichte wird alles auf einmal um mich hell. Wo ich vorher nichts als Verwirrung sahe, da sehe ich jetzo nichts als entzückende Vernunft; überall die besten Absichten, mit den weisesten Mitteln verbunden. Ich sehe überall den Vater der Natur, der alle ihre Glieder, der die Bewegung der leblosen Geschöpfe, und die Triebe der Lebendigen,

zu einer allgemeinen Vollkommenheit mit seiner wohlthätigen Hand aufs weiseste zu verbinden sucht. Nun bin ich mir auch das Räthsel nicht mehr; ich übersehe meine ganze Bestimmung. Ein allerhöchstes vernünftiges freyes Wesen hat mich auf die höchste Stuffe dieser sichtbaren Natur gesetzt; — gewiß nicht, daß ich die Ordnung der Natur zerstören sollte. Es hat mich mit den edelsten Fähigkeiten ausgerüstet; — gewiß nicht, daß ich nur ein so viel grösseres Thier seyn sollte. Dieser weise Schöpfer hat mir eine Vernunft, ein moralisches Gefühl von Gutem und Bösem gegeben: er hat es unüberwindlich gemacht; er hat es über meinen Willen erhaben; — ein sicherer Beweis, daß es sein Wille ist, daß ich es für mein erstes Gesetz erkennen soll, und daß es ihm unmöglich gleich viel seyn kann, ob ich dieß Gesetz erfülle, oder nicht erfülle. Meine Begierden, meine Ruhe, mein Gewinn, machen dagegen keinen Einwurf; gesetzt, daß ich alles aufopfern muß, was bin ich denn, daß ich mich dem Willen des Herrn meines Lebens, seinem unumschränkten, weisen und wohlthätigen Willen entziehen könnte? Dafür weiß ich, wenn ich ihm zu gehorchen mich bestrebe, daß ich ihm auch gefallen werde. Beruhigung genug für mich;
nun

nun will ich mit freudiger Aufmerksamkeit auf die Stimme meines Gewissens achten; vor seinem Angesichte kann nichts, kein guter Gedanke verlohren gehen. Nun sehe ich dem Gewinn des Lasterhaften ruhig zu; er prange mit seinem Glücke, ich beneide ihn nicht; er verhöhne mich mit meinem ruhigen Gewissen, ich vertausche es gegen alle seine Freude nicht. Ist ein solches allerhöchstes Wesen, so verliere ich nichts; ich will ihm keine Vergeltung vorschreiben; mein Schöpfer kann nie mein Schuldner werden: Aber zu einem unendlich weisen und gütigen Gott habe ich die feste Zuversicht, daß er die Vorzüge, die er mir in die Natur gelegt, mir nicht zur Marter werde gegeben haben, und daß er eher eine neue Welt schaffen, und meinen Staub nach Millionen Jahren eher wieder lebendig machen werde, ehe er mich, wenn ich ihn aufrichtig geliebt, unbelohnt lassen sollte; und meine Seele sagt es sich selbst, daß sie zu einer solchen Ewigkeit erschaffen sey. Lassen Sie uns eilen, Gnädigster Herr, um uns von dieser seligen Wahrheit zu überzeugen.

Zweyte

Zweyte Betrachtung.

Daß ein Gott und Schöpfer der Welt sey.

Dieß können wir mit aller Sicherheit voraussezen, daß Etwas von Ewigkeit nothwendig habe da seyn müssen. Denn sonst müßte die Welt mit aller ihrer Vollkommenheit ohne Ursache aus Nichts hervorgebracht seyn. Ohne Ursache aus Nichts hervorgebracht! — Was hiesse dieß? Es wäre die größte Beleidigung für die Vernunft. Nichts ist, wovon sich nichts angeben, nichts gedenken läßt. Es sollte also von Ewigkeit Nichts, ein wahres Nichts gewesen seyn, das ich als den Grund von dem Daseyn dieser Welt angeben könnte? So machte ich Nichts zur wirkenden Ursache aller Dinge. Es wäre die größte Beleidigung für die Vernuft, wenn man sich hiebey noch einen Augenblick aufhalten wollte.

Könnte man aber nicht annehmen, daß, ohne eine erste Ursache, von Ewigkeit alles in der Folge von Ursachen und Wirkungen fortgegangen sey, wie wir sehen, daß jetzo alles fortgeht? Eine ewige Folge von lauter Ursachen und Wirkungen ohne

eine erste Ursache! — Dieß ist derselbige Unsinn, nur in andern Worten. Denn was ist diese Reihe? Nichts als eine Reihe von Wirkungen, wovon die eine zwar die Ursache der folgenden ist, die ich aber doch für nichts anders als für eine ähnliche Wirkung annehmen kann, weil sie eben so wenig da seyn würde, wenn sie nicht wieder ihre Ursache hätte. Was soll ich also bey einer ewigen Reihe von Wirkungen, oder von lauter Dingen denken, wovon keines durch sich selbst ist, und alle zusammen genommen, doch keine erste Ursache haben sollen? Dieß wäre eine herabhangende Kette, worinn zwar ein Glied an dem andern hienge, wo aber das oberste nirgend befestiget wäre. Daß ich diese Reihe in meinen Gedanken ewig mache, dadurch gewinne ich nichts. Ich will nur bey der Reihe meiner Väter bleiben. In dieser ganzen Reihe kann ich einen jeden meiner Stammväter nicht anders als für einen Sohn ansehen, der unmöglich hätte da seyn können, wenn er nicht auch einen Vater gehabt hätte. Was gewinne ich nun, wenn ich diese Reihe bis in die Ewigkeit zurück schiebe? Es bleibt eine ewige Reihe von lauter Söhnen; und je länger ich in meiner Einbildung diese Reihe mache, je weiter schiebe ich mir die erste Ursache, die meine

Vernunft

Vernunft mich zu suchen zwingt, nur aus dem Gesichte; und so muß ich entweder den vorigen Widerspruch annehmen, und Nichts zur Ursache von allen diesen Wirkungen machen, oder ich muß bey einer ersten durch sich selbst nothwendigen Ursache stehen bleiben, die ich als den Grund aller dieser Wirkungen ansehen kann. Die gegenwärtige Reihe von Wirkungen kann ich mir zwar als ewig fortgehend vorstellen; denn hier sind wirkliche Ursachen gegenwärtig: Wollte ich aber hieraus den Schluß machen, daß ich diese Reihe deswegen auch rückwärts eben so unendlich machen könnte, so müßte ich aus der Ursache, weil ich unendlich vorwärts zählen kann, unendlich rückwärts zählen können. Ich nenne aber diese erste Ursache durch sich selbst nothwendig; nicht, als wenn dieses Wesen sich von Ewigkeit durch sich selbst hervorgebracht hätte; denn dieß wäre derselbige Widerspruch: Sondern es ist dergestalt unabhängig und nothwendig, daß es unmöglich ist, daß es nicht seyn könnte, weil sonst Nichts die Ursache aller Dinge müßte seyn können.

Ich kann zwar die Art einer solchen ewigen Existenz nicht begreifen; aber dieß kömmt von meiner eingeschränkten Fähigkeit her. Die Existenz dieses Wesens bleibt deswegen eben so nothwendig, als

ich mir eine ewige Dauer oder einen unendlichen Raum gedenken muß. Wie könnte ich mir aber eine ewige Dauer oder einen solchen Raum ohne Wesen gedenken? Dieß wäre eine abwesende Gegenwart; eine Existenz ohne Wirklichkeit; lauter Töne, wobey sich nichts denken läßt. Dieß also, daß von Ewigkeit eine nothwendige Ursache seyn müßte, wovon die gegenwärtige Reihe der Dinge ihren Ursprung hat, ist eine von denen Wahrheiten, zu deren Annehmung die Vernunft uns dringt, ehe sie irgendwo ruhen kann. Die alten Weltweisen machen zwar größtentheils die Welt ewig, aber sie widersprechen deswegen diesem Grundsatze nicht. Ihre Begriffe von dem ersten Ursprunge der Materie waren zu dunkel, und diese Dunkelheit ist der Grund, daß ihre besten Gedanken von der Natur des höchsten Wesens allemal etwas unbestimmtes und unsicheres behalten, und daß ihre Vernunft, wenn sie mitten auf dem Wege zur Wahrheit ist, wieder auf Abwege geräth, die sie ohne sich gar zu verlieren, nicht verfolgen darf. Alle diejenigen indessen, die mit einiger Deutlichkeit dachten, als Anaxagoras, Timäus, Sokrates, Plato, Aristoteles, erkannten alle uns demselbigen Grundsatze die Nothwendigkeit eines ersten unkörperlichen, unveränder-

lichen,

lichen, denkenden Wesens, wovon die erste Bewegung und Einrichtung der Welt ihren Ursprung habe, weil sonst alle Bewegung eine ewige Wirkung ohne Ursache, oder eine Wirkung von Nichts seyn müßte, welches beydes gleich unmöglich sey. Aristoteles rechnet es sich als ein vorzügliches Verdienst an, daß er die Ewigkeit der Welt zuerst deutlich behauptet habe. Aber nach seinem Lehrbegriffe ist diese Ewigkeit nichts, als eine ewige Wirkung einer ewig wirksamen Vernunft und Allmacht, welches mehr ein Wortspiel ist, womit wir uns selbst, wenn wir uns eine Ewigkeit der Schöpfung denken zu können glauben, noch zuweilen verwirren, als daß es ein gründlicher Gedanke wäre; wenn wir anders den richtigen Begriff von der Natur des höchsten Wesens nicht verlassen, und uns nicht, wie die meisten heidnischen Weltweisen bey ihrem schwachen Lichte thaten, die Materie als einen Ausfluß aus Gott einbilden wollen, wobey sich aber wiederum gar nichts denken läßt. Es ist wahr, daß Gott, weil er von Ewigkeit ist, auch von Ewigkeit wirksam gewesen ist: Aber da die Allmacht nicht machen kann, daß das, welches von Natur einen Anfang haben muß, ohne Anfang, und daß eine fortgehende Reihe von Zahlen ohne eine erste Zahl

sey; so ist auch unmöglich, daß eine Reihe von Wirkungen, die einzeln ihrer Natur nach einen Anfang haben müssen, keinen Anfang gehabt haben sollte; sonst müßte die Allmacht das Endliche auch unendlich machen können. Wir können uns zwar diesen Anfang der Welt so wenig, als ihre Grenze, denken, ohne daß wir uns in einer vor diesem Anfange vorhergegangenen ewigen Dauer, und in einem über ihre Grenzen ins Unendliche fortgehenden Raume verlieren sollten. Wenn wir indessen, wie hier geschieht, die Welt als ein Wesen annehmen, das nicht durch sich selbst ist, und im eigentlichen Verstande weder ewig noch unendlich seyn kann; so mögen wir uns ihren ersten Anfang so tief in die Ewigkeit hineindenken, wie wir wollen; so müssen wir uns doch nothwendig eine Zeit gedenken, da die gegenwärtige Reihe der Dinge nur halb so groß, da sie nur der tausendste Theil gewesen ist, da sie erst ihren Anfang genommen hat. Eine im eigentlichen Verstande ewige Schöpfung wäre also eine unendliche Zahl ohne Einheit, eine bestimmte und doch unendliche Grösse. Auch scheinet selbst Ocellus diesen Grundsatze nicht entgegen. Denn so viel sich aus dem metaphysischen Galimathias erkennen läßt, so scheint er doch die Form der Welt von der Materie

zu unterscheiden, und mit dieser, nach den Lehrsätzen der pythagorischen Secte, eine ewig wirksame Kraft, aber auf eine so finstre und verworrene Art, zu verbinden, daß er noch mit Recht zu der Classe derjenigen Weisen gerechnet wird, die von ihren richtig denkenden Nachfolgern den gegründeten Vorwurf verdienten, daß, wenn sie auch eine göttliche Natur neben oder in Verbindung mit der Materie gekannt, sie dieselbige dennoch in ihren Systemen auf keine vernünftige Art zu brauchen gewußt hätten. Die mehrere Bekanntmachung dieses finstern Buchs giebt indessen der Welt den authentischen Beweis, durch wie langsame Schritte die jetzt so metaphysische Vernunft zu ihrer Erleuchtung gekommen ist, und wie ihr, ungeachtet aller ihrer Bemühungen, viele hundert Jahre solche Wahrheiten haben dunkel bleiben können, die uns, die wir durch ein glücklicher Schicksal in einem hellern Lichte gebohren werden, zu den ersten Begriffen der menschlichen Vernunft zu gehören scheinen. Anaxagoras hatte zur Demüthigung dieser eingebildeten Vernunft die Ehre, daß er der erste war, der das ewige vernünftige Wesen von der Materie zu trennen, und dadurch die Einrichtung und Ordnung der Welt deutlich zu machen gewußt hatte; und dennoch beklagte Sokrates sich

noch sehr über ihn, daß er seine Begierde, diesen Schöpfer der Welt zu kennen, mehr gereizet als befriedigt habe.

Lassen Sie, Gnädigster Herr, demnach auch uns zu unsrer völligen Beruhigung diese Untersuchung noch verfolgen. Diesen Satz können wir fürerst als unwidersprechlich voraussetzen, daß ein unabhängiges nothwendiges Wesen von Ewigkeit seyn müsse. Aber das Daseyn eines bloß nothwendigen unabhängigen Wesens ist für unsre Erleuchtung und Ruhe noch in nichts entscheidender, als ein blosses Nichts. Denn dieß Wesen könnte noch ein ewig todtes Wesen seyn; die Welt, oder die Materie, woraus die Welt besteht, könnte selbst dieß Wesen seyn, und so blieben ihre Vollkommenheit und Ordnung, und unsre eigne Bestimmung und Natur, uns noch immer eben so finster, eben so räthselhaft, als wenn wir gar kein solches Wesen kennten. Ist dieß ewige unabhängige Wesen ein lebendiges, vernünftiges, freyes, und von der Welt verschiednes, oder ist es ein blindes, todtes Wesen, ist es die Welt selbst? Dieß ist demnach die entscheidende grosse Untersuchung, wovon unsre Einsicht, unsre Ruhe, und zugleich unsre ganze Moralität abhängt. Lassen Sie uns diese mit der möglichsten

lichsten Aufmerksamkeit jetzt untersuchen. Lassen Sie uns erst sehen, ob die Materie, woraus diese Welt besteht, dieß ewige unabhängige Wesen seyn könne. Wenn wir Materie nennen, so können wir dabey nichts anders als ein in sich todtes fühlloses Wesen denken; und im Ernst verlangen die Vertheidiger dieses Systems auch wohl nicht, daß wir etwas anders dabey denken sollen. Das ewige durch sich selbst nothwendige Wesen, das alle mögliche Vollkommenheiten in sich haben muß, wäre also ohne alles Bewußtseyn, ohne alle Empfindung, ohne alle Wirksamkeit; es wäre todt; es müßte seiner Natur nach todt seyn. Denn da die Natur des allerhöchsten Wesens darinn besteht, daß es alle mögliche Vollkommenheiten, die sich einander nicht widersprechen, in sich fasset, so müssen Leben, Vernunft und Freyheit solche Eigenschaften seyn, die mit der Natur dieses Wesens unmöglich bestehen können. Was bin ich nun? Ein denkender Theil eines ewig todten Wesens. Und woher habe ich das Vermögen, daß ich meiner mir bewußt bin, daß ich denke? Ist diese Kraft eine von der Materie wirklich unterschiedene Vollkommenheit, oder ist sie eine natürliche Wirkung derselben? Ob ein allmächtiges vernünftiges freyes Wesen mir, wenn ich

nichts als Materie wäre, eine solche Kraft beylegen könne, diese Untersuchung gehört noch nicht hieher. Aber wenn die Grundursache meines Wesens selbst ewig todt ist, so ist es so unmöglich, daß diese mir eine Vollkommenheit, die sie selbst nicht hat, mittheilen könne, als es unmöglich ist, daß Nichts die Materie hätte hervorbringen können; ich muß also annehmen, daß diese Kraft nur eine zufällige Wirkung der besondern Zusammensetzung meiner Theile ist. So ist aber mein Bewußtseyn nichts anders als Figur, und mein Denken nichts anders als Bewegung; und so ist, wie Bayle ganz richtig schließt, die eine Veränderung des Orts, nichts als eine gerade Linie, die andre, eine Empfindung der Freude, die dritte ein mathematischer Begriff, und noch eine andre, die Idee einer moralischen Handlung, die mit der Liebe oder der Furcht eines höchsten Wesens verbunden ist; denn aus Zusammensezung und Bewegung kann in Ewigkeit nichts als Figur und Bewegung entstehen; so wie auch die Töne und Farben, ohne unsre Empfindung, nichts anders sind. Woher wäre aber diese Bewegung in einem ewig todten Wesen zuerst entstanden? Was gab ihr den ersten Stoß? Wenn zum Exempel die Materie dieses Sonnensystems von Ewigkeit in ihrem

rem Schwerpunkte beysammen lag, was will ich mir, wenn ausser ihr kein lebendiges Wesen ist, für eine Kraft denken, die diese Masse in so viel Körper, als die Sonne und die Planeten sind, vertheilte, und sie in die verschiednen Entfernungen stieß, die mit dem Mittelpunkte der verschiednen Schwere das abgemessene Verhältniß behielten? Des Herrn von Büffons Comet ist hierzu nicht hinreichend; denn woher kam dieser? und so ungeschickt er auch in seinem Laufe war, so wäre er doch schon in Bewegung. Hier muß also wiederum Nichts zur ersten wirkenden Ursache annehmen; oder ich muß annehmen, daß die Bewegung eine wesentlich nothwendige Eigenschaft der Materie sey. So wäre es aber unmöglich, daß sie je in einigem Theile in Ruhe wäre; und gesetzt auch dieß, daß die Summe ihrer innern und äussern Bewegung immer dieselbe bliebe, wer gab ihr die verschiedne Richtung, und ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit die herrliche Harmonie, daß die unzähligen Arten von Geschöpfen, wovon diese Materie gebildet ist, ein so vollkommenes Ganzes machen? Die Entfernung der Sonne, die Bewegung, die Lage und Dichte der Erde, das Maaß des Feuers, die Schnellkraft der Luft, das Maaß des Wassers, das Maaß der

Gewächse

Gewächse und der lebendigen Geschöpfe, alles ist mit einander verbunden, alles gegen einander abgewogen; nirgend ist eine absolute Nothwendigkeit, nnd alles ist in der vollkommensten Harmonie.

Ich gehe ins Feld; welche Mannichfaltigkeit, welche Ordnung! Vom Schwamme bis zur Eiche, wie viel Stuffen! Einige Gewächse sterben und erneuern sich alle Jahre, andre dauren Jahrhunderte; einige vermehren sich einfach, andre tausendfältig; das eine reift in dieser, das andre in der andern Jahrszeit; wie viele Weisheit! Wenn alles zugleich reifte, wenn alles sich in gleichem Maaße vermehrte, wie unnütz! Wenn alles Kraut bliebe, wenn alles Baum würde, wie arm! Wie viele Millionen Geschöpfe finden allein in dieser stufenweisen Größe ihre Wohnung und Nahrung, wozu eine hundertmal größre und für den Menschen eben so vielmal unbrauchbarere Erdfläche nicht hinreichen würde! Im Thierreiche finde ich eben die Mannichfaltigeeit, dieselbige Ordnung. Ein jedes vermehret sich nach dem Maaße der Nahrungsmittel und seiner Brauchbarkeit. Die Fische und Insecten vermehren sich unendlich; der Wallfisch wirft nur zwey Junge; und die Insecten, damit sie von ihrem Geburtsorte sich so viel mehr verbreiten können, bekommen vor

ihrer Vermehrung Flügel. Unter den Landthieren ist eben dieses Verhältniß. Die nützlichern Heerden leben vom Grase; der größte Theil der übrigen lebt, um den Reichthum der Natur zu vervielfältigen, eines von dem andern; aber vom Löwen in den afrikanischen Wüsten, bis zum Ameisenlöwen, sind die Stärke, der Instinkt und die Vermehrungskraft in den raubenden und leidenden Geschlechte so genau gegen einander abgemessen, daß eine jede Art unveränderlich dieselbe bleibt. Sie haben alle einerley Nahrungs- und Erhaltungsglieder; aber in einem jeden sind sie nach der Nahrung, die es braucht, nach dem Elemente, worinn es lebt, und nach seiner besondern Natur aufs genaueste abgeändert. Alles ist gegen einander abgemessen; der Bau und das Gewicht des Vogels gegen das Gewicht der Luft; der Bau und das Gewicht des Fisches gegen das Gewicht des Wassers; ein jedes Glied hat in einem jeden seine abgemessene Stelle, und das genaueste Verhältniß mit dem ganzen übrigen Leibe; ich verändre in Gedanken ein einzigs, ich verrücke es um eine Linie, so ist das ganze Thier eine hülflose Mißgeburt. Wo der Mechanismus aufhört, da fängt der Instinkt an; ein jedes kennet seine Nahrung, seinen Gatten, seinen Feind, dessen Waffen und Angriffe;

griffe; es kennet das Maaß seiner eigenen Kräfte; es weiß, ob es fliehen, ob es sich zur Wehr setzen, ob es zur List seine Zuflucht nehmen soll. Einige sterben mit einem Sommer; andre sind nur auf den Winter todt; einige sammlen sich mit der ökonomischsten Vorsicht ihren Wintervorrath; andre reisen mit einer geographischen Kenntniß der Erdgegenden, die den erfahrensten Steuermann beschämt. Und dieser Instinkt ist in dem kleinsten Thiere, weil er zu eines jeden Erhaltung gleich unentbehrlich ist, eben so stark, als in dem größten. Nur die höhere denkende Kraft, wenn ich sie so nennen kann, steigt wiederum, von unendlicher Weisheit und Güte gemessen, von dem einfachsten Gefühle, durch unzählige Stuffen immer feinerer Empfindungen, bis an die Grenzen der Vernunft, in einem jeden Thiere nach dem Maaße seiner übrigen Vollkommenheit. Wie unbrauchbar wären der Hund und das Pferd, bey allen ihren übrigen Vollkommenheiten, wenn sie nicht eben dieß Maaß von Gelehrigkeit und Gedächtniß hätten; aber wie unglücklich, wenn sie noch um den geringsten Grad höhere oder wahre Vernunft hätten?

In einer eben solchen harmonischen Verbindung mit der Welt stehe ich auch. Meine Figur, meine

Sinne, meine Kräfte, — ich bin ganz nach dieser Welt abgemessen. Mein Gesicht, mein Gehör, alle meine Sinne, könnten in unendlich verschiednen Graden stumpfer, sie könnten in eben so unendlichen Graden schärfer seyn; Aber ich nehme einen von diesen, so ist die Welt nicht mehr für mich; ich würde leben können, aber es würde für mich keine Schönheit, keine Harmonie mehr seyn.

Wenn ferner meine Kraft zu empfinden und zu denken nichts als eine Wirkung der besondern Zusammensetzung meiner Theile ist, so muß ich mir so viel andre Seelenkräfte denken können, als ich mir andre Zusammensetzungen denken kann. Aber was für ein glückliches Ungefähr, woraus eben die Kräfte, die ich wirklich habe, entstanden sind! Gesetzt, ich hätte die schärfste Beurtheilungskraft bekommen, aber kein Gedächtniß; oder ich hätte die lebhafteste Einbildung ohne Vermögen zu schliessen; oder diese Kräfte hätten unter sich nur eben dieß Verhältniß nicht; die Nothwendigkeit der directen Empfindungen meiner Sinne, und die freye Anwendung meiner Vernuaft, oder die nothwendigen und willkührlichen Bewegungen meines Leibes, hätten nicht diese weise abgemessene Gränze; gesetzt nur diese einzige Möglichkeit, daß die Eindrücke

drücke meiner Empfindungen unveränderlich gleich lebhaft blieben; oder daß sie das Verhältniß nicht mit meiner Vernunft hätten; oder daß meine Vernunft mit meinen sinnlichen Empfindungen nicht in diesem Gleichgewichte stünde; oder meine Nerven hätten nur nicht das Maaß von Reizbarkeit; oder ich empfände alles, was mich berührt, durch die ganze Nerve; ich hätte das Maaß vom Leibe nicht; ich hätte nicht eben diese Glieder, ich könnte nur nicht aufrecht gehen; ich hätte bey aller meiner Vernunft nur diese Finger nicht; oder die Menschen wären insgesammt nicht so einförmig; sie hätten nicht alle zusammen das ähnliche Maaß von Kräften, eben die Empfindungen, eben die Leidenschaften, eben die Grundsätze der Erkenntniß, eben das Gefühl von Glückseligkeit: — So hörten auf einmal alle menschliche Verbindungen auf, und ich wäre mit allen meinen Fähigkeiten zugleich für mich das armseligste und unglücklichste Geschöpf.

Und in diesem abgemessenen Verhältnisse stehe ich und alle einzelne Geschöpfe mit der ganzen übrigen Natur. So wenig indessen auf der Palette des Künstlers die eine Farbe die Mischung der andern bestimmt, und so wenig alle Farben zusammen genommen die Art des Bildes bestimmen, so wenig

liegt

liegt auch der Grund dieser weisen und wohlthätigen Verbindung in der Natur zusammengenommen oder in den einzelnen Theilen. Einzeln ist alles für sich nichts; keines weiß von dem andern; es bestimmt auch keines das Daseyn und die Kräfte des andern; die Gewächse bestimmen die Gestalt und Natur der Thiere nicht; die einzelnen Glieder und Muskeln des Thiers bestimmen die Art und Kräfte der übrigen Glieder nicht. Es sind alles nur Kräfte, in so weit sie in dieser Verbindung stehn; verrücke ich diese, so ist alles todt, ein Chaos, eine Welt voller Mißgeburten. In dieser Ordnung allein ist es Vollkommenheit, Schönheit, Reichthum, aber ein Reichthum, wie in einem wohlgeordneten Hause, wo für die Nothdurft und das Vergnügen der Einwohner mit der wohlthätigsten Weisheit gesorgt ist, wo nichts mangelt, wo auch für den Zufall abgerechnet ist, aber auch nichts unnütz verschwendet wird. Eben dieses Gesetz der weisesten Sparsamkeit herrscht auch in dieser reichen Mannichfaltigkeit durch und durch; nichts ist mangelhaft, aber alles in Proportion des Endzwecks; nichts ist umsonst und allein für sich; es muß alles zugleich zur Erhaltung des andern, und zuletzt zur besten Vollkommenheit aller lebendigen Geschöpfe und endlich des

Menschen nutzlich werden. Die Kräfte sind gegen die Wirkungen, die Mittel gegen die Kräfte abgewogen. Und diese Ordnung hört auch selbst im Tode nicht auf. Die Lilie auf dem Felde, das geringste Insect, es muß alles mit seiner Schönheit, mit seiner Vollkommenheit die Allmacht und Güte des Schöpfers der Natur verherrlichen: Aber so bald der Endzweck, warum es da war, erfüllet ist, und es stirbt; so sind gleich wieder so viel andre Geschöpfe da, die zur Reinigung der Erde und der Luft jenes wieder zu ihrer Erhaltung anwenden, oder es in seine ersten Urstoffe auflösen, und diese der Natur überliefern müssen, damit sie dieselben zur Hervorbringung neuer Geschöpfe gleich wieder gebrauchen könne. Was soll ich mir, wenn kein höherer alles ordnender Geist vorhanden ist, der diese weise Einrichtung gemacht für einen blinden Zufall oder Mechanismus denken, woraus dieselbe entstanden wäre? Einzelne Würfe, eine succeßive Einrichtung kann ich mir hierbey nicht denken. Keine fruchtbare Erde ohne Sonne, keinen Mond ohne diese Erde, keine Gewächse ohne diese Atmosphäre, keine Thiere ohne diese Gewächse: Es ist alles Ein Plan; es hat nothwendig alles auf einmal seine Natur und Verbindung bekommen müssen.

Tief=

Tiefsinnig antwortet mir hier der Epicurische Weise: Dieser ganze Reichthum der Natur, alles, was du siehst vom Sandkorne bis zur Sonne, wir Philosophen selbst, es ist alles nichts, als ein ungefähres blindes Gemisch eines ewigen Koths. Der Stoff von allem, nämlich Feuer, Erde, Wasser, Salz, war alles von Ewigkeit, obwohl ewig todt, dennoch durch sich selbst nothwendig. Ohne alle innere und äußere Ursache, ohne allen zureichenden Grund, war diese Materie in Bewegung. Die Feuer- und Lichttheilchen vereinigten sich; daraus entstunden Sonnen; aus den gröbern wurden Erdkörper und Planeten; aus der Sonnenwärme, dem Wasser, und der Erde entstund eine neue Gährung; die Theilchen setzten sich auf verschiedene Art; und daraus entstund der ganze Reichthum der Natur, den du mit so vieler Verwunderung ansiehest. Ein Theil blieb unförmig und leblos, der andre wuchs in Pflanzen und Kräuter, und bekam die Kraft sich zu vermehren; eine andre Masse fieng an zu leben; und so entstunden die Thiere vom Regenwurm und der Ameise bis zum Wallfische und Elephanten; und die verschiednen Naturen aller dieser Wesen, ihre verschiedne Gestalt, ihre besondern Kräfte, selbst unsre eigene Kraft zu denken, unser Witz unsre ganze

Philosophie ist nichts als eine zufällige Wirkung dieser blinden Gährung. Aber warum währet diese Gährung nicht immer fort? Hat die Natur ihre Zeugungskraft etwann verlohren? Dieselbigen Urstoffe sind noch da; warum entstehen also nicht immerfort noch neue Arten von Geschöpfen, und warum jetzt auf keine andre Art, als nach den ordentlichen Gesetzen der Fortpflanzung? Was setzte dieser Gährung die Grenze, daß sie bey einem jeden Geschöpfe da aufhörte, wo die Harmonie der Natur es erforderte? Welche Kraft hielt die überflüssigen Theilchen zurück, und schaffte die Mangelnden herbey? Wie entstunden aus dieser blinden Mischung die nach der Natur eines jeden Geschöpfes so abgemessenen Stuffen der Vollkommenheit? Wie brachte diese zufällige Mischung, zu Einer Zeit und an einem Orte, von einerley Art eben zwey Geschöpfe hervor, die nur so weit, als es zur Fortpflanzung ihrer Art nöthig war, unterschieden, und in allen ihren übrigen Theilen sich so ähnlich blieben? Oder wo ist ein solches allgemeines Naturgesetz, das die verschiednen Feuchtigkeiten, Fibern und Häute zur Bildung eines Auges oder eines andern organischen Theils so zusammenfügte, daß das Auge zugleich zu der Natur des Lichts, und das Ohr zu der Natur

der

der Luft das bewundernswürdige Verhältniß erhielt? Wo das Gesetz, das so viel besondre Arten von Fibern, Häuten, Muskeln, Knochen bildete, als der wundervolle Plan eines Menschlichen oder thierischen Leibes! nach eines jeden Bestimmung, in der Reihe der Natur, und nach dem Elemente, worinn es lebet, es erfordert; das für die Nachvögel andre Augen, als für die, so am Tage fliegen, und für die Thiere, die in der leichten Luft leben, andre, als für die Fische; daß andre Zähne und Magen für die grasenden, andre für die fleischfressenden Thiere bildete? Und wo ist die anziehende oder zurückstoßende Kraft in der Natur, die diese unzähligen Theile, die zu dem Bau eines Thiers gehören, so zusammenbringt, daß sie sich nie verirren, daß das Auge des Fisches sich nie in den Kopf des Adlers, und der Huf des Pferdes sich nie an den Fuß des Löwen verirret; die alle diese Theile, ohne einen zu vergessen, oder einen zu viel zuzulassen, nach dem genauesten Verhältnisse dergestalt ordnet, daß eine gewisse Einheit, ein Leib daraus wird, der lebt, wächst, empfindet, sich vermehret, wie es die Absicht einer jeden Gattung, und wiederum deren ihr Verhältniß mit der ganzen Natur erfodert; die bey der unendlichen Mannichfaltigkeit aller thierischen

Leiber die merkwürdige Einförmigkeit beobachtet, daß sie alle eine rechte und linke Seite, alle einen Kopf und Nacken und einen Rückgrat in der Mitte, daß sie alle einerley Gliedmassen zu ihrer Erhaltung, einerley Werkzeuge zur Empfindung haben, welche nur so weit abgeändert sind, als die besondre Natur einer jeden Art es erfodert; die den Thieren schon, ehe sie gebohren werden, eine harte Haut unter den Füssen gab; die dem aufrecht gehenden Menschen den langen Fuß, und an den Armen die Schlüsselbeine gab, welche dem Thiere fehlen; und dagegen dem Menschen die natürlichen Waffen und die Vortheile des feinern Geruchs und Geschmacks, die den Thieren unentbehrlich waren, entzog, weil er Vernunft und Hände hat? Ist hier keine Kraft, die einen Zweck hat, keine vorwissende austheilende Vernunft, die die ganze Natur und das Verhältniß aller ihrer unendlichen Theile in der vollkommensten Verbindung übersieht? Vermuthlich ist zwar alles, was jetzt entsteht, in seinem Keime schon vorgebildet, und alle Zeugung nur Entwicklung. Aber dieß macht das Wunder der Weisheit nur so viel unendlicher. Denn wo war der nächste Keim von diesem letztern? Woher entstund die Miniatur des allerersten? Wer schloß, wenn die Einbildung es wagen darf zu denken,

ken, die Millionen Keime, die sich seit der Schöpfung her schon entwickelt haben, und bis ans Ende der Natur sich noch entwickeln werden, in einander, und endlich alle in den ersten; und wer berechnete ihre Zahl nach dem Verhältniß die eine jede Art der daraus entstehenden Geschöpfe mit der ganzen übrigen Natur hat? Die Antwort, daß so viele mißlungene Versuche oder Würfe vorhergegangen, ist kindisch. Warum könnten nicht auch Geschöpfe mit überflüßigen Füssen auf dem Rücken, oder mit Augen an dem Hintertheile des Kopfs leben? Allmähliche Anwüchse, wie bey den Crystallen und Erzen, sind hier auch nicht möglich. In keinem Thiere läßt sich ein Herz ohne Gehirn, ein Gehirn ohne Herz, ein Herz ohne Puls- und Blutadern, eine Bewegung ohne Muskeln, eine Empfindung ohne Nerven, ein Wachsthum ohne Nahrungsglieder denken. Herr Lionnet zerlegt in seiner Raupe etliche tausend sichtbare Muskeln, Nerven, Adern, die alle zum Wesen dieses Wurms gehören. Und wo ist endlich der natürliche Mechanismus, der das Maaß aller dieser Geschöpfe so genau nach dem Verhältnisse mit den übrigen Geschöpfen einrichtete? Was erhält die Anzahl der neuen Geburten gegen die Sterbenden in der unveränderlichen Proportion?

 tion?

tion? Was den Unterschied der Geschlechter nach der besondern Beschaffenheit einer jeden Gattung? Was erhält endlich alle diese verschiednen Naturen, daß sie, ungeachtet der unendlichen Revolutionen, Auflösungen und Zerstörungen, immer nach einerley Gesetzen fortdauren; daß sie sich nie zerstören; daß keines aus seinem Gliede kömmt; daß vom Atome bis zur Sonne alle diese unzähligen Glieder zusammen nur Eine Kette, Ein vollkommenes Ganzes machen? Schickt es sich noch für keinen Weisen in dieser Anlage der Natur einen Schöpfer zu erkennen, und ist es philosophischer, ist es der Vernunft anständiger, diese absichtvolle Harmonie einem blinden Ungefähre, oder, nach der neuern Sprache, einer formenden Materie, einer allgemeinen ausdehnenden und anziehenden Kraft, als einer vorhersehenden mit Weisheit wählenden Vernunft zuzuschreiben? Kann denn auch die Raserey eine Modephilosophie werden?

Aber vielleicht entgehe ich diesen Widersprüchen, wenn ich die Welt selbst, mit der Einrichtung und Verbindung ihrer Geschöpfe, für dieß ewige nothwendige Wesen annehme. Beym ersten Anblicke hat dieß System mehrern Schein. Denn da ich mir einmal ein von Ewigkeit nothwendiges durch sich selbst

selbst bestehendes Wesen gedenken muß, warum kann ich denn die Welt nicht eben so wohl selbst für dieses Wesen annehmen, als daß ich mir ausser derselben ein solches denke? und so habe ich auf einmal den Grund, woraus ich mir alle diese Ordnung und Vollkommenheit, die ich so sehr bewundern muß, erklären kann. Denn so ist alles nur Eins, nur Eine unendliche Substanz, und alle Verschiedenheit der Geschöpfe, die leblosen und denkenden Naturen, ihre verschiedenen Fähigkeiten und Kräfte, sind nichts, als so viel nothwendige Modificationen dieses einzigen unendlichen Wesens. Aber was habe ich erstlich für einen Grund, die widrigsten Naturen, die Sonne und den Ocean, den Kiesel und den Menschen, für eine und dieselbe Substanz zu halten? Könnte es auch widersinniger seyn, wenn ich alle Eigenschaften des Vierecks und der Schneckenlinie als Modificationen einer und derselben geraden Linie ansehen, und zwar aus dem willkürlich angenommenen Grunde annehmen wollte, daß keine andre als eine unendlich gerade Linie möglich sey, die alle mögliche Figuren nothwendig in sich enthalte? Dieß heißt, ohne allen Grund voraus schon angenommen, was man erst beweisen sollen. Aber ich will den unsinnig willkürlichen Satz behalten; so bleibt doch

dieser Grundsatz wenigstens dabey immer derselbe, daß das Wesen, welches nothwendig durch sich selbst ist, unmöglich nicht seyn könne. Ist nun die Welt, mit allen ihren Theilen und Geschöpfen zusammengenommen, dieß ewige unabhängige Wesen; so sind auch alle Geschöpfe, ihre Zahl, ihre Arten, so ist ein jeder Wurm ein wesentlicher Theil dieser allerhöchsten Substanz, und so wesentlich nothwendig, daß ich mir das allerhöchste Wesen ohne denselben eben so wenig, als ohne Unendlichkeit, müßte gedenken können. Welcher Unsinn! So bald ich mir ein durch sich selbst nothwendiges Wesen denke, so kann ich mir den Begriff von dessen Unendlichkeit aus meinen Gedanken so wenig einen Augenblick entfernen, so wenig ich mir der Vorstellung des Raums oder der Zeit einen Augenblick wegdenken kann. Aber ein einzeln Geschöpf, einen Planeten, ein ganzes Sonnensystem kann ich mir in der Welt weniger denken, ohne daß meine Vorstellung von der Welt dadurch im geringsten leidet. Hier ist der Unterschied des absolut nothwendigen und möglichen. Aber auch dieß ist der Unsinn nicht ganz. Dasjenige Wesen, welches durch seine innere Natur absolut nothwendig ist, kann auch nicht anders seyn, als es ist. Es ist folglich unmöglich, widersprechend-unmöglich

möglich, daß ein einziges Geschöpf anders gestaltet wäre, als es ist, daß es sich anders bewegte, als es wirklich thut; so fließt es aus der Natur des höchsten Wesens, daß die Cometen von allen Himmelsgegenden aufgehen, die Planeten hergegen vom Abend nach Morgen sich bewegen; und so ist die Mißgeburt keine Abweichung von der Regel der Natur, sondern das einzige ungestalte Geschöpf gehört so wesentlich zu der allerhöchsten Natur, daß es eine widersprechende Unmöglichkeit wäre, wenn es seinem Geschlechte völlig ähnlich wäre. Könnte ich auch was ausschweifenders denken? Dieß sehe ich wohl, daß alles in seiner Art höchst vollkommen ist; daß die gegenwärtige Entfernung der Erde von der Sonne, und die Lage ihrer Achse, nach der Natur der Geschöpfe unter allen möglichen die beste ist; daß die Anzahl der Geschöpfe ein bewundernswürdiges Verhältniß zu ihrer verschiedenen Bestimmung hat, und daß ihre verschiedenen Naturen und Gliedmassen nach ihrem Elemente und ihrer Nahrung aufs vollkommenste eingerichtet sind: Aber daß eben der Winkel von sechs und sechzig Graden, den unsere Erdachse macht, aus der Natur des ewig nothwendigen Wesens fliesse, und daß es eine widersprechende Unmöglichkeit sey, daß dieß alles auch im geringsten

ringsten anders wäre, als es ist; dieß wäre alles, was sich ungereimtes sagen liesse. Aber der Unsinn geht noch weiter. Ist die Welt, mit allen ihren Geschöpfen zusammengenommen, dieß ewige nothwendige Wesen, und sind alle Bewegungen und Veränderungen, die in dieser Welt vorgehen, nichts als Modificationen und Bestimmungen dieser einzigen allerhöchsten Natur; so sind auch alle Menschen wesentliche Theile dieses Gottes, und so sind alle Handlungen der Menschen eben solche Modificationen, die unmittelbar in dieser einigen allerhöchsten Natur nothwendig vorgehen. Wie ist nun ein Haller von einem La Mettrie, ein Fenelon von einem Malagrida unterschieden? Weisheit und Raserey, Tugend und Laster, sind auf diese Art nur leere Wörter. Alle Irrthümer, alle Bosheiten, alle Gotteslästerungen, (vor dieser Folge zitterte Spinosa selbst,) es sind alles Modificationen dieser einzigen allerhöchsten Natur, die alle gleich absolut nothwendig sind; und indem sie alle in der einigen allerhöchsten Natur geschehen, so sind sie zugleich, indem sie geschehen, die allerhöchste Vollkommenheit, die nur möglich ist: Denn es ist alles Gott; der Straßenräuber, der Richter, der Henker und das Rad, alle sind wesentliche Theile dieser einzigen al-

lerhöch-

lerhöchsten Natur, und die verschiednen Handlungen des Räubers und des Henkers sind nichts als absolut-nothwendige Bestimmungen dieses einzigen allerhöchsten Wesens.

Endlich, wenn die Welt, mit allen ihren Geschöpfen zusammengenommen, dieß ewige nothwendige Wesen ist, so ist ausser dem, was wirklich ist, auch absolut nichts möglich; so ist es auch unmöglich, daß dieses Wesen aus freyer Macht etwas hervorbringen oder wirken könne; so hat es keine Freyheit, keine Macht, nicht mehr als der Stein, wenn er zu Boden fällt, der bey aller Vernunft in keiner andern Direction fallen könnte, als worinn er fällt; eben so wenig eine wahre Erkenntniß oder ein Bewußtseyn; so ist dieß allerhöchste Wesen todt, und so sind wiederum Leben, Bewußtseyn und Freyheit unmögliche Vollkommenheiten, die sich von dem allerhöchsten Wesen ohne Widerspruch nicht gedenken lassen; so kennet dieses Wesen sich selbst nicht; so hat es von seinem eigenen Daseyn und seinen Kräften keine Empfindung. Denn wenn ich nicht mit leeren Worten spielen will, so kann ich mir dasselbe nicht anders als todt vorstellen. Es ist wahr, in mir lebt es, und ist sich seiner bewußt, aber in dem Tische, woran ich sitze, in der Mauer, die mich umgiebt,

giebt, ist es todt; in mir denkt es, und in diesem Augenblicke in vielen tausend Menschen zugleich, aber in jedem einzeln, ohne sich seiner Gedanken in diesen verschiedenen Modificationen bewußt zu seyn, und denkt vielleicht eben so viel Widersprüche. In mir denkt es jetzt die Unmöglichkeit seines Bewußtseyns; in Spinosisten glaubt es sich zu begreifen; im Newton ist es erhabenste Vernunft; im Werlhof liebenswürdigste Tugend; im Candide lästert es sich; im Tollhause raset es. Ist es möglich, daß die Vernunft mitten in dem hellsten Lichte sich dergestalt verblenden kann? Ewiger Vater des Lichts und aller Vollkommenheit, sollte die Furcht, dich zu kennen, daß du ein lebendiges, heiliges und weises Wesen bist, sollte die Furcht von deinem heiligen Gesetze, (o was ist der Leichtsinn für eine Pest der Vernunft!) die geheime Ursache dieser Verblendung seyn können? Richter der Gedanken und des Herzens der Menschen, richte sie mit Erbarmen, und erleuchte sie. Erleuchte auch mich, und gewöhne meine Augen, daß, wo ich hinsehe, ich dich, o allerhöchstes und gütiges Wesen, sehen und erkennen möge, damit meine Ueberzeugung von deinen Vollkommenheiten immer lebendiger und freudiger, und mein Gemüth zu deiner Verehrung und Liebe,

aufrichtigen und thätigen Liebe meiner
pfe, die du mit mir zu einerley Glückse-
ufen hast, immer mehr erweckt werde.

Dritte Betrachtung.

aß Gott der allervollkommenste Geist sey.

Aber was könnte ich mir noch für einen höhern Grad von Ueberzeugung von dem Daseyn dieses allerhöchsten Wesens wünschen, als ich wirklich habe? Es ist der allerhöchste, dessen meine Vernunft fähig ist. Denn ich mag die Natur eines durch sich selbst nothwendigen Wesens für sich betrachten, so fühle ich mich gezwungen, ein lebendiges, vernünftiges Wesen anzunehmen; oder ich mag die Welt ansehen, so sagen es mir die Himmel, so rufen mir alle Geschöpfe zu, daß ein Gott, ein vernünftiges, weises und freyes Wesen sey, und meine eigene Vernunft würde sich dasselbe nicht denken können, wenn ich diese Kraft von ihm nicht erhalten hätte. Deutlicher und stärker hätte sich Gott mir nicht offenbaren können.

Einige Weltweise glauben in dem allgemeinen

Gefühle

Gefühle, das sich von einem solchen allerhöchsten Wesen unter allen Menschen äussert, noch einen besondern Beweis zu sehen, und erklären sich diese Empfindung, als einen von der Vernunft unabhängigen angebornen Begriff, den Gott unmittelbar in die menschliche Seele gepflanzt habe, um diese wohlthätige und zur Moralität und Glückseligkeit der Menschen so unentbehrliche Erkenntniß dadurch noch so viel allgemeiner und sicherer zu machen. Aber da uns Gott eine Vernunft gegeben, womit wir seine ewige Kraft und Gottheit, die in der Schöpfung der Welt sich so deutlich offenbaret hat, nothwendig empfinden müssen, in welcher Absicht hätte er uns denn neben dieser Vernunft noch einen solchen unmittelbaren Begriff von seinem Daseyn eingepflanzet? Hätten wir auch einen Grund, angeborne Begriffe von Farben anzunehmen, da wir Augen bekommen haben, womit wir dieselben unterscheiden können? Sollte uns diese Erkenntniß deßwegen unmittelbar angeboren seyn, weil sie für die Wohlfahrt und Sittlichkeit der Menschen zu wichtig ist, als daß sie der unsichren Vernunft allein hätte anvertrauet werden können, so müßte sich dieselbe auf die Wahrheit von der Vorsehung, der Unsterblichkeit der Seele, und auf alle wesentliche

Reli-

Religionswahrheiten eben so wohl erstrecken. Wie leicht könnte aber dieß zu weit ausgedehnt, und bis zur Tyranney gemißbraucht werden! Dann aber schiene auch der Schöpfer diesen Endzweck dadurch selbst nicht erreicht zu haben. Denn ein angeborner Begriff, der nach seinem Endzwecke vor der Vernunft vorhergehen und derselben zur Erleuchtung und Sicherheit dienen soll, den aber die Vernunft ohne erlernte Worte sich nicht denken kann, dessen sie sich auch nicht eher bewußt ist, bis sie durch den Unterricht dazu erweckt wird, der auch in Ansehung seiner Deutlichkeit und fruchtbaren Richtigkeit dem Unterrichte und der Anwendung der Vernunft allemal gleich bleibt, und der endlich so dunkel, so unnatürlich und verstümmelt hat werden können, daß er in Ansehung seiner Richtigkeit sich aus dem menschlichen Geschlechte beynahe ganz hat verlieren können; von einem solchen angebornen Begriffe müßte man wenigstens gestehen, daß er seinen Endzweck nicht erfüllte.

Es ist zwar kein Volk, es müßte denn bis zu einer thierischen Dummheit verwildert seyn, wobey sich nicht einige Empfindung von einem höchsten Wesen äusserte. Aber wo ist auch ein Volk so wild, das bey einer Reihe von Wirkungen sich nicht auch

eine Ursache, und bey vernünftigen Wirkungen eine vernünftige Ursache denken müßte? Und es sey, daß die Vernunft durch die Betrachtung der Ordnung und Schönheit der Welt auf diesen Begriff von einem ersten allerhöchsten Wesen zuerst gekommen, oder daß sie zuerst durch einen nähern Unterricht darauf geführet sey; so blieb er, wie er einmal da war, der Vernunft zu wichtig und zu nahe, wenn er auch durch die Nachläßigkeit verunstaltet ward, daß er sich nicht mit der Sprache hätte erhalten und fortpflanzen sollen. Er hat aber unter allen heydnischen Völkern mit dem wahren Begriffe zu wenig Aehnlichkeit behalten, als daß er der Abdruck eines von diesem Schöpfer selbst unmittelbar in die Seele gepflanzten Begrifs seyn könnte. Er ist zu verunanstaltet, als daß auch selbst nur die Vernunft unmittelbar Theil daran haben könnte. Die Vernunft hat sich dieß höchste Wesen nie zuerst als einen Jupiter oder als einen Fetisch denken können. Wie viel weniger hätte das Bild, das Gott selbst zur Erhaltung seiner Erkenntniß in die Seele geprägt hätte, so unkenntlich werden können? Solche verunstaltete Vorstellungen können wohl nichts mehr als verstümmelte Ueberbleisel einer ältern Tradition seyn, die aus einer ursprünglich reinen Quelle herge-

hergekommen, aber durch die gewaltigen Zerstreuungen, die mit der ersten Bebauung der Erde nothwendig verknüpft seyn mußten, unvermerkt immer ungestalter und unkenntlicher wurden, und die, wie die Vernunft durch ein geselliger Leben zu mehr Ruhe und Nachsinnen kam, schon ein zu heiliges Ansehen bekommen hatten, als daß sie es da noch hätte wagen dürfen, etwas verfälschtes dabey zu argwohnen. Plato sagt, daß der Aegypter ihre Götterbilder auch zu seiner Zeit noch nicht schöner hätten gemalet werden dürfen, als sie es tausend Jahre vorher gewesen; und diese unförmlichen Abbildungen hatten in den Augen der Aegypter schon allein so was heiliges, daß sie auch gleich kein Bedenken mehr hatten, einen schandbaren Antinous unter ihre Götter aufzunehmen, so bald er nur eben so steif, wie die übrigen, gezeichnet war. Ein merkwürdiger Beweis, wie die Vernunft bey allem übrigen Wachsthume im Geschmack und Scharfsinnigkeit an die unsinnigsten Begriffe sich gewöhnen, und, wenn sie erst durch das Alter ein ehrwürdiges Ansehen bekommen haben und in Pomp eingekleidet sind, sie vergöttern kann, ohne daß die Philosophie, ohne die Hülfe außerordentlicher Revolutionen, es wagen dürfte, sie angreifen zu wollen. Ohne solche Hülfen, die die

 Vorse-

Vorsehung jedesmal selbst veranstalten und bereiten muß, ist alle Vernunft nicht hinreichend, eine allgemeine Erleuchtung zu befördern. Sie ist ein Licht, das nur seinen Mann erleuchtet, aber mit demselben auch jedesmal in Gefahr ist, zu verlöschen. Sokrates sahe die Ausschweifungen des Aberglaubens seiner Vaterstadt; er sahe sie, aber weil er sich es merken ließ, mußte er den Giftbecher trinken. Plato sahe sie auch; aber durch das Exempel seines Lehrmeisters gewarnet, sprach er mit Fleiß zweydeutiger, und opferte den Göttern mit allem Pöbel. Die Philosophie, sagt Herr d'Alembert, wagt es allein nicht, die Schranken des Aberglaubens zu zerbrechen; sie wartet bescheiden, bis die Zeit sie öffnet; und wenn sie es eher wagt, so sind ihre Versuche sehr mißlich. Alle angegriffene Herrschsucht ist rachgierig; und was kann rachgieriger seyn, als herrschende Irrthümer, die vom Pöbel angebetet, und von der Politik unterstützt werden? Der Tod eines Sokrates hilft zu ihrer Bekämpfung nichts; hierzu wird das Blut vieler Helden erfodert, und viele solcher Helden macht die Philosophie nicht. Ein einziger drohender Befehl, so schwört der Verfasser seinen Esprit eben so niederträchtig ab, als er ihn stolz und zuversichtlich vorher bekannt gemacht.

Selbst der grosse Galilei, der Vater der wahren Naturlehre, der zuerst die Vernunft mit der Natur recht bekannt gemacht, muß, um dem Zorne des heil. Officii zu entgehen, seine Einsichten verläugnen. Lassen Sie es uns, Gn. Herr, der Vorsehung so viel mehr danken, daß wir unsern Gott, wie er ist, in seinem herrlichen Lichte sehen, und mit aller Freymüthigkeit, wie wir ihn erkennen, auch bekennen dürfen.

Die innere Natur seines Wesens können wir bey ihrer unendlichen Grösse zwar nicht fassen; denn so müßten wir unendlich, wie Er, seyn. Wir kennen die innere Natur des geringsten Wesens nicht; wie sollten wir die begreifen, die mit keinem erschaffenen Wesen verglichen werden kann? Indessen verlieren wir dadurch nichts; denn wir sehen seine Wirkungen; und mit diesen ist die Vorstellung aller möglichen Vollkommenheiten in unsrer Seele zugleich gegenwärtig. Auch diese Vollkommenheiten können wir nicht alle fassen; aber wir erkennen genug davon, um uns das glückliche Verhältniß daraus zu erklären, worinn wir mit diesem allerhöchsten Wesen stehen. Lassen Sie uns zur Empfindung dieser unserer Glückseligkeit es uns jetzt vorhalten, wie herrlich unser Gott ist.

Gott ist nothwendig durch sich selbst; unmöglich, daß er nicht seyn könnte; unmöglich, daß er je nicht gewesen; unmöglich, daß er irgendwo nicht seyn könnte; unendlich in der Dauer und im Daseyn, von Ewigkeit zu Ewigkeit da, von Unendlichkeit zu Unendlichkeit gegenwärtig. Er ist nicht selbst Dauer oder Raum; Dauer und Raum sind nur durch ihn; Ewigkeit und Unendlichkeit wären beyde ohne Ihn Nichts. Ueberall Gott; in jener Ewigkeit, da noch ausser ihm Nichts war, wo eine ewige Nacht noch die Tiefen deckte, worinn nachher durch sein Wort die Welten wurden, da war Er schon, der er ist. In jenen Tiefen, dort an dem äussersten Ufer der Schöpfung, in einem jeden Punkte des grenzenlosen Raums, da ist Er, und ohne Ausdehnung, ohne Theile, wo Er ist, unendlich; alles auf einmal; alles Auge, alles Ohr, alles Vernunft, alles Wirkung: Aber nicht, wie die Seele der Welt; sonst wäre er leidend und wirkend zugleich; so wären ihre Theile, Theile von Ihm, und so würde er alle Veränderungen der Welt zugleich leiden. Er ist nicht mehr die Seele der Welt, als unsre Seele die Seele von den Dingen ist, die sie ausser sich empfindet. Ueberall gegenwärtig mit aller Unendlichkeit; nicht durch die Wirksamkeit allein; denn

Wirksamkeit läßt sich ohne Gegenwart nicht begreifen, sondern dem Wesen nach. Ohne Figur; sonst wäre er eingeschränkt, und wenn er irgendwo nicht seyn könnte, so wäre er nirgend nothwendig. Das einfachste Wesen; sich immer vollkommen ähnlich, in Ewigkeit unveränderlich dasselbe; auf einmal Alles, ohne Wachsthum, ohne Abnahme; denn er ist durch sich selbst. Unmöglich deswegen auch mehr als Eins: Denn bey mehrern unendlichen Wesen, die ausser einander und von einander unterschieden wären, wäre keines unendlich. Dieß wiederspricht der Natur eines durch sich selbst nothwendigen Wesens, und diese Einheit wird durch die Gleichförmigkeit und Harmonie der ganzen Natur bestätigt.

Aber diese Ewigkeit und Unendlichkeit würden auch seyn, wenn dieß Wesen todt, wenn die Welt oder die Materie dieß nothwendige Wesen selbst wären. Ein Wesen ohne Vernunft und Freyheit hätte aber mit aller seiner Unendlichkeit für mich noch nichts verehrungswürdiges; nichts mehr als ein ewiger unendlicher Raum; eben so gut könnte es für mich noch ein ewiges Nichts seyn. Aber daß dieses unendliche, dieses allgegenwärtige Wesen ein Geist, nämlich ein lebendiges, vernünftiges, freyes, und von der Welt unterschiednes Wesen ist, daß er

der Herr und Schöpfer der Welt und auch Mein Schöpfer ist, dadurch wird er mir Gott, auch Mein Gott; der allerwichtigste, der erleuchtendste, der beruhigendste Gedanke, die Richtschnur aller meiner Handlungen, der Grund meiner ganzen Glückseligkeit und Ruhe. Ich kenne zwar wiederum das innere Wesen eines Geistes nicht, aber auch dadurch verliere ich nichts; kenne ich das Wesen der Materie doch nichts deutlicher. Ich denke mir bey diesem letzten Worte, ohne zu wissen was es ist, ein solches Subject, dem die Ausdehnung, die Undurchdringlichkeit, und die übrigen Eigenschaften die ich an den Körpern wahrnehme, eigen sind. Und da es mir widersprechend-unmöglich vorkömmt, wie denken, wählen, wirken, Eigenschaften eines solchen Körpers seyn könnten, so nenne ich das, wo ich diese ursprügliche Kraft wahrnehme, einen Geist, und diese Kraft schliesse ich aus den Wirkungen. Denn wo ich Vernunft und Wahl in den Werken antreffe; da muß Vernunft und Freyheit in der Ursache seyn. Aus diesem Grunde halte ich mich selbst für ein vernünftiges freyes Wesen, und ein solches unendlich vernünftiges freyes Wesen ist deßwegen mein Gott auch, und meine Vernunft kann sich nichts gewissers denken, oder es müßten alle

Wider-

Widersprüche wahr seyn, die ich mir bey der Vorstellung eines ewig todten Wesens denken müßte. Und hieraus schliesse ich zugleich, daß dieser allervollkommenste Geist von allem, was ich Materie nenne, wesentlich unterschieden ist. Das innere Wesen der Materie und alle ihre möglichen Eigenschaften brauche ich hierzu wieder eben so wenig zu kennen. Sollte ich das Feuer vom Wasser deßwegen nicht unterscheiden können, weil mir die innere Natur dieser beyden Elemente unbekannt ist? Ich kenne von der Materie genug, um diesen Schluß daraus mit aller Sicherheit zu machen. Denn ich mag ihre Undurchdringlichkeit, ihre Ausdehnung oder ihre Theilbarkeit nehmen, so finde ich nirgend die Möglichkeit einer denkenden Kraft. Will ich aber eine jede Substanz Materie nennen, so spiele ich mit den Worten. Es ist wahr, ich kann mir von einem Wesen ohne Ausdehnung keine deutliche Vorstellung machen; habe ich aber deßwegen ein Recht, die unkörperliche Natur eines Wesens für unmöglich zu halten, das in seiner ganzen Natur über alle endliche Begriffe erhaben ist, und von allen endlichen Wesen nothwendig unterschieden seyn muß? Habe ich mehr Licht, wenn ich mir ein denkendes Wesen als ausgedehnt vorstelle? Einige

Weltweise unsrer Zeit scheinen zwar das Ansehen einer besondern Scharfsinnigkeit darinn zu suchen, daß sie das unkörperliche Wesen eines Geistes bestreiten. Mit aller Bescheidenheit eines Christen und Weltweisen, wagte Locke den Satz, daß es der Allmacht Gottes vielleicht noch möglich sey, einer auf gewisse Art zusammengesetzten Materie die Kraft zu denken mitzutheilen. Als Christ hielt er die Unsterblichkeit der Seele aus weit stärkern Gründen hierbey genug gesichert, und sie ist es auch; hergegen hielt er es für die allergrößte und widersprechendste Unmöglichkeit, daß Gott, als die erste Ursache aller denkenden Kraft, ein materielles Wesen seyn könne. Diesen Satz aber, daß Gott einem erschaffenen materiellen Wesen die Kraft zu empfinden und zu denken vielleicht noch mittheilen könne, führte er nur als ein Exempel von der engen Einschränkung unsrer gegenwärtigen Erkänntniß an, indem wir der Allmacht Gottes dieß Vermögen nicht völlig absprechen könnten, und es dennoch ohne Offenbarung, nach allen Begriffen unsrer Vernunft für unmöglich halten müßten. Wiewohl Bayle auch dieß schon für einen demüthigenden Beweis von der Unsicherheit der menschlichen Vernunft hielt, daß dieser grosse Mann auch nur dieses behaupten können.

nen.

nen. Indessen, was Locke für einen Beweis von der Einschränkung aller menschlichen Vernunft, und was Bayle für einen Beweis von der Schwachheit der allerschärfsten Vernunft hielt, dadurch glaubt mancher witziger Philosoph auf einmal ein starker Geist zu seyn, und allen Tiefsinn eines Lockes zu besitzen, wenn er nur diesen Satz mit aller Zuversicht und ohne alle Einschränkung nachsprechen kann. Gesetzt aber, daß ich mir auch dieß noch als möglich gedenke, daß Gott nach seiner Allmacht einem untheilbaren Punkte der Materie, (denn in der Zusammensetzung, wie der englische Weltweise es annimmt, scheint es nach seinen eigenen Grundsätzen widersprechend,) diese denkende Kraft mittheilen, und denselben zum Sitze meiner Empfindungen machen könne; was denke ich dann, wenn ich mir diese Kraft, wie sie es in dem höchsten Wesen seyn müßte, in einer unendlich ausgedehnten Materie unabhängig vorstelle? Denn, soll sie der Materie, als Materie zukommen, so kann ich nicht ein unendliches denkendes Wesen annehmen; sondern so muß ich so viel endliche und von einander unabhängige denkende Wesen annehmen, als ich mir in der Materie unendliche Theile denken kann. Dieß wäre aber eine unendlich mannichfaltige Einheit. Soll diese

Kraft

Kraft aber nur in einem Atome dieses unendlichen Wesens seyn, so ist ausser diesem Atome in demselben auch alles todt; so hat dieser Atom auch allein die Welt erschaffen; und so ist die denkende Kraft von der Materie wirklich unterschieden. Soll aber die denkende Kraft dieses unendlichen Wesens nicht in der Materie, als Materie bestehen, soll sie auch nicht in einem einzigen Atome derselben seyn; so müßte sie endlich in der Zusammensetzung bestehen: So entstünde aber die denkende Kraft aus der Zusammensetzung undenkender Theile; und wie erfährt hier der eine Theil die Bewegung oder den Gedanken des andern, oder wie erfährt das Ganze die Bewegung von einem jeden einzelnen Theile, so daß daraus nur ein einfacher Gedanke entstünde? Und wie soll ich diese Zusammensetzung mir in dem höchsten Wesen vorstellen? Soll ich sie mir als nothwendig, als willkürlich, oder als zufällig denken? Ist sie absolut nothwendig, so höret alle Vernunft und Freyheit auf; ist sie zufällig, so hat die Ordnung der Welt aus der blinden Vermischung ihrer Theile eben so gut entstehen können: (Denn, ob ich den schöpferischen Gedanken der blinden Zusammensetzung der Materie, oder ob ich alles der zufälligen Bewegung der blinden Materie unmittelbar zu-

schreibe,

schreibe, dieß ist einerley:) Soll sie aber willkürlich seyn, so setze ich die Wirkung eher als die Ursache, und nehme schon eine denkende Kraft an, die aus der Zusammensetzung erst entstehen soll.

Dieß sind alles Schlüsse von Locke. Was denke ich aber endlich dabey, wenn ich eine unendlich ausgedehnte Materie annehme, die von der körperlichen Welt wesentlich unterschieden seyn soll? Denn, wenn ich auch alle Nebenbegriffe von der Materie absondere, so muß ich ihr wenigstens, (oder ich mache ein bloß leeres Wort daraus,) die Undurchdringlichkeit lassen, daß nämlich die Materie denselbigen Raum nicht einnehmen kann, den eine andre schon erfüllet; denn ohne diese würde auch die Beweglichkeit nicht mehr zu erklären seyn. Was könnte ich nun aber widersprechenders sagen, als wenn ich das allerhöchste unendliche Wesen von der Welt unterschieden, und dennoch als materiell behaupten wollte? Will ich aber diesen Widerspruch vermeiden, wie nahe komme ich dann dem allergefährlichsten Irrthume, womit die Verläugnung Gottes unmittelbar verknüpft ist, nämlich, daß Gott und die Welt nur Eine Substanz sind! Der Eigensinn und der Stolz, nur was ungewöhnliches zu sagen, sind zwar in der Geschichte der Philosophen so unge-

wöhnliche

wöhnliche Fehler nicht, daß der Eifer, womit einige neuere Weise diesen unbequemen Begriff behaupten, deßwegen verdächtig werden sollte: Aber was gewinnet man für die Wahrheit, wenn man ihr ein Wort nimmt, das sie mit Sicherheit ausdrückt, und an dessen Stelle ein anders einschieben will, das an sich wenigstens eben so dunkel ist, und dessen Begriff man nicht verfolgen kann, ohne, nach Baylens Urtheil, zur wirklichen Verläugnung des höchsten Wesens unmittelbar verführt zu werden; oder bey dem man, nach dem Urtheile Lockens, wenigstens in der größten Gefahr ist, den richtigen Begrif von Gott zu verlieren, weil der Begriff von einer denkenden Kraft dem Begriffe der Materie zu fremd ist, als daß sie unser Verstand lange zusammen denken könnte? Und man wird diese beyden Männer doch wohl nicht in dem Verdachte haben, daß der eine in seinen Folgerungen zu schüchtern, und der andere zu unbedachtsam gewesen sey? Das Wort Geist, ist auch kein verneinender Begriff allein, woraus sich nichts erkennen liesse, worüber der Verfasser des Dictionaire philosophique, und der Jesuit den der Marquis d'Argens in seinem Ocellus wegen seiner Scharfsinnigkeit anführet, so abgedroschen witzig sind. Daß ein Geist ein denken-

des freyes Wesen ist, dieß ist der bejahende Begriff; die Immaterialität wird nur zu mehrerer Bestimmung hinzugesetzt, um dadurch alle Vorstellung zu entfernen, die den Hauptbegriff zerstören würde. Einige Kirchenväter haben zwar auch das Wort Materie, wenn sie vom höchsten Wesen reden, gebraucht; aber es ist bekannt, daß sie noch die Sprache ihrer ehmaligen philosophischen Schule redten, und unter dem Worte, Körper und Materie, im Gegensatz von allen zufälligen Eigenschaften, eben das verstunden, was wir nach unsrer Metaphysik Substanz nennen, wobey sie aber allem, was die Vorstellung von einer Zusammensetzung hätte erregen können, wen von Gott die Rede war, aufs deutlichste widersprachen. Der ganze Fehler blieb also bey ihnen bloß im Ausdrucke. Und seit wann hat denn die Welt angefangen, die oft unbestimmten Ausdrücke dieser übrigens redlichen und des Namens der Philosophen gewiß nicht unwürdigen Männer als Grundsätze in der Weltweisheit anzunehmen? Wie weiß man sich zu behelfen! Findet man in einem Kirchenvater ein Wort, das man gegen die Religion gebrauchen zu können glaubt, so sind Lactantius und Tertullianus die Philosophen; findet man hergegen von den scharfsinnigsten

Weisen

Weisen die Wahrheit der Religion bestätigt, so sind die Leibnitze, die Boylen, die Newtons, die Addisons und Pascals abergläubische Pedanten. Schlag zu, sagt Herr d'Alembert bey Gelegenheit gewisser unbilliger Ausfälle auf die Philosophie, dem Themistocles nach, aber bring Gründe vor. Könnte man bey den gewöhnlichen elenden Angriffen, die gewisse sich so nennende Philosophen auf die Religion gethan, und die, wenn sie schon tausendmal beantwortet sind, aus dürftigem Haß immer wiederholet werden, nicht eben das sagen? Will man Einwürfe gegen die Religion machen, so mache man sie nur stark; so gewinnet die Wahrheit allemal: Denn so sind sie ihr das, was die Schatten in einem Gemälde sind, und erheben ihr Licht, welches durch die Zusätze oder die Sprache der Menschen vielleicht geschwächt war: Denn Religion ist nur Religion, so weit sie wahr ist; aber bey Wortspielen und Chikanen kann sie weder gewinnen noch verlieren. Warum sollen wir uns also den Gedanken, der der Grund unsrer glücklichsten Erleuchtung ist, vorsezlich verdunkeln? Wir werden dieses höchste Wesen hernach zwar noch in einem vollkommenern Lichte sehen; lassen Sie es uns indessen fürs erste versuchen, was unsre

Vernunft

Vernunft für Vollkommenheiten darinn entdecken kann.

Der Schöpfer der Welt ist ein lebendiges, vernünftiges, freyes Wesen; hiervon sind wir so deutlich überzeugt, als wir in der Welt Ordnung und Weisheit wahrnehmen, und als wir in uns selbst eine Kraft zu denken und zu wollen haben. Wie aber in einem endlichen Wesen ein endlicher Verstand möglich ist, so ist in dem unendlichen Schöpfer dieser Wesen ein unendlicher Verstand nothwendig, oder der Widerspruch müßte in der Unendlichkeit liegen; dieß hiesse aber die Zeit für möglich und die Ewigkeit für unmöglich halten. Die vollkommenste Vernunft kann eine solche Allwissenheit zwar nicht fassen; aber die schwächste kann sich Gott ohne dieselbe nicht denken. Alle Geschöpfe empfinden und denken nur durch ihn. Von der Schnecke bis zum Engel, der mit einem Blicke ganze Welten übersieht, theilte er nach Wohlgefallen das Maaß der Empfindungen aus. Aber wer hätte seiner Erkenntniß ihr Maaß bestimmen können? Meine Erkenntniß ist kurz, weil meine Dauer kurz ist; und sie ist eingeschränkt, weil meine Gegenwart eingeschränkt ist. Ich erkenne daher nichts, als was ich mit meinen stumpfen Sinnen erreiche, alles nur einzeln, alles

stückweise, nach und nach, wie ich es erkrieche; und so wie ich das eine erreiche, so verschwindet mir das andere schon wieder. Das eine ist mir unendlich zu groß, das andre unendlich zu klein; und von dem wenigen was ich sehe, sehe ich noch nichts als die Schaale, das innere bleibt mir überall verschlossen. Meine Vernunft führet mich zwar etwas weiter, meine Einbildung noch etwas weiter; aber je weiter ich mich wage, je dunkler und unsichrer wird auch meine Aussicht. Der Weise bauet sich Systeme, und schmeichelt sich als einem Schöpfer, der auch Welten bauen könne; aber eine einzige neue Erfahrung, ein neuer Wurm zernichtet die ganze Schöpfung.

Der Schöpfer der Welt kann nicht so, wie ich, erkennen. Ich würde ihn erniedrigen, wenn ich aus dem Grunde, daß ich auch denke, ihn mit mir darinn vergleichen wollte. Wie sehr muß meine Seele schon von dem Lebensgeiste des Wurms unterschieden seyn! Gott muß nothwendig alles auf einmal mit der deutlichsten Gewißheit sehen. Er ist allen Dingen unmittelbar zugegen; hier ist alles in ihm Ein Blick, Ein Gedanke. Seine Wohnung ist der ganze unendliche Raum; in einem jeden Punkte desselben ist er Gott; er würde also nichts

kennen, wenn er nicht alles kennte. Und nicht das Wirkliche und Gegenwärtige allein; er muß auch das Mögliche und Zukünftige mit eben der Gewißheit und Deutlichkeit kennen: Denn er ist zugleich als der Schöpfer gegenwärtig, dem nothwendig alles, was er erschaffen konnte, ewig gegenwärtig seyn mußte; als der Schöpfer, der allen Dingen die Natur, die Kräfte, das Maaß von Kräften und die Verbindung gab, wie sie nach seiner Weisheit ihre Wirksamkeit erhalten sollten, und durch dessen allmächtigen schöpferischen Willen allein alles in seiner bestimmten Wirksamkeit von einem Augenblicke zum andern fortdauret; denn alles ist nur Existenz und Kraft, wie und so lange er will, daß es seyn soll. Es müssen also alle mögliche Verbindungen und Folgen der Dinge bis in alle Ewigkeit in seinem unendlichen Verstande gegenwärtig seyn. Hier erblicke ich den ersten Grund meiner Religion, den Grund meiner Heiligung und Ruhe. — Halt ein mein Geist, um diese Vollkommenheit deines Gottes recht zu empfinden. Der Schöpfer der Welt ist allgegenwärtig; — auch mir; seinem Angesichte kann ich nicht entfliehen, keine Finsterniß kann mich vor ihm verbergen, er kann mich aus seinem Verstande keinen Augenblick verlieren, er sieht alle meine

Handlungen, auch meine Schicksale; denn er ist auch mein Schöpfer. In jener Ewigkeit, da er die Existenz dieser Welt beschloß, da sahe er auch mich, und wählte die Meine, bestimmte den Punkt meines Daseyns, bestimmte das Maaß meiner Kräfte, ordnete meine Verbindungen, wog mit wohlthätiger Hand meine Schicksale, sahe — o Gott, möchtest du sie alle mit Wohlgefallen sehen! — sahe alle meine, auch mir selbst jetzt noch verborgene Handlungen von ferne. Denn er erkennet auch meine Gedanken. Ohne diese Erkenntniß wäre alle seine übrige Allwissenheit nichts, nichts für mich, nichts für Gott selbst; so wäre auch meine Ruhe nichts; denn so wären alle meine guten Absichten und meine Bemühungen mein Herz zu bessern, umsonst. Denn da es in meiner Gewalt nicht ist, meine Absichten wirklich zu machen, so ist die Richtigkeit meines Herzens meine einzige Beruhigung. Gott könnte mich also nur nach dem Aeusserlichen beurtheilen; wie viel hätten nun der Verräther und Heuchler hier voraus! So sollte die Heucheley auch meine größte Kunst seyn; denn so könnte ich mit einem kleinen Vorrath prächtiger Sentenzen und mit etlichen wohlfeilen glänzenden Handlungen, bey ungekränkten Begierden, das Wohlgefallen meines

Gottes

Gottes und die Bewunderung der Welt zugleich mir erschleichen. Aber könnte ich mir auch den Schöpfer der Welt ohne Kenntniß der Absichten und Gesinnungen seiner Geschöpfe denken? Dieß kann wieder die blödeste Venunft nicht; der blindeste Heyde, der nicht weiß wie er seinen Gott sich vorstellen soll, ruft ihn zuversichtlich bey seinen Opfern zum Zeugen der Redlichkeit seines Herzens an. Nein, kein guter Gedanke, kein geheimer Wunsch, der vom Herzen nicht bis auf die Zunge steigt, kann vor ihm verloren gehen. Nun urtheile die Welt von meinen Handlungen, wie sie will; Beruhigung genug für mich, daß Gott von meinen Absichten der Zeuge ist! Die Art dieser Erkenntniß begreife ich wieder nicht; denn ich weiß selbst nicht, wie ich denke: Dieß weiß ich aber, daß mein Schöpfer näher mit mir bekannt seyn muß, als ich es selbst bin. Denn sollte er sein eigen Werk nicht kennen; sollte der Schöpfer der Welt Geschöpfe hervorbringen, die ihre Absichten vor ihm verbergen könnten, deren Handlungen er jedesmal erst abwarten mußte, um ihre Gesinnungen daraus zu errathen, und wobey er noch immer in Gefahr bliebe, von ihnen hintergangen zu werden?

Ich schliesse hieraus, daß Gott auch die zukünftigen freyen Handlungen der Geschöpfe unter allen möglichen Bedingungen, mit allen ihren Folgen, mit eben der deutlichen Gewißheit erkenne. Ich darf mir hier keine solche Kette von Ursachen und Wirkungen, wie in der körperlichen Welt, gedenken, woraus Gott gleichsam die Handlungen seiner freyen Geschöpfe berechnete; denn so wäre, wie in der sichtbaren mechanischen Welt, alles nach eben so nothwendigen, aber nur geheimern Gesetzen gestimmet. Wenn aber, wie ich hier voraussetze, wahre Freyheit ist, so ist diese Erkenntniß von aller Erkenntniß, wovon ich mir eine Vorstellung machen kann, wesentlich unterschieden; mir und dem höchsten Engel vielleicht gleich unbegreiflich; und vielleicht ist hier die Gränze einer endlichen und unendlichen Vernunft. Aber noch unbegreiflicher wäre es mir, daß Gott Geschöpfe sollte gemacht, und mit einer Kraft begabt haben, die er selbst nicht übersehen könnte; Dädalische Maschinen, wie Plato sagt, die, sobald sie fertig wären, den Händen ihres Künstlers entwischten; Geschöpfe, welche die Ordnung der Welt nach ihrer Willkühr ändern könnten, und wobey für seine Allmacht und Weisheit nichts übrig bliebe, als daß er die Thorheiten

seiner

seiner Geschöpfe nur immerfort ausbesserte, und sie auf die erträglichste Art unter einander verbünde. So hätte der Schöpfer der Welt bey ihrer Schöpfung sich vergeblich eine Absicht vorgesetzt; und so wäre die Ordnung, die ich bey den Veränderungen in der Welt mit so vieler Bewunderung wahrnehme, die Weisheit, womit das Gute und Böse darinn gegen einander abgewogen sind, und das überwiegende Gute, worinn sich endlich alles entwickelt, das unerklärlichste Spiel des Zufalls. Die Freyheit der menschlichen Handlungen bleibt hiebey, was sie ist. Es ist wahr, es ist unmöglich, daß das, was Gott als gewiß vorher sieht, nicht auch gewiß geschehen sollte; denn sonst müßte das, was gewiß geschehen wird, nicht gewiß seyn. Wenn ich mit der Denkungsart und dem Grade der Empfindlichkeit eines Freundes bekannt bin, so kann ich mit einem grossen Grade von Wahrscheinlichkeit wissen, was er in den Umständen, worinn er sich befindet, für Entschliessungen nehmen werde; würde ich die Umstände länger vorher sehen, so würde ich die Entschliessungen auch so viel länger vorher sehen. Ich unterstehe mich nicht die göttliche Vorhersehung hieraus zu erklären. Gott erkennet nicht durch Schlüsse, nicht durch Berech-

nungen. Ich führe es nur zur Erläuterung an, daß die Freyheit der Handlungen dadurch, daß diese vorher gesehen werden, in nichts abgeändert wird. Der Grund ihrer Gewißheit liegt in dem, der sie thut, und sie würden eben das seyn, wenn sie nicht vorher gesehen würden. Widersprechendes oder unmögliches ist in dieser Erkenntniß nichts; nur meinem Verstande, wie die ganze Natur dieses unendlichen Wesens, unbegreiflich. Aber wie vermessen, wenn ich meinen eingeschränkten Verstand zum Maaßstabe der Unendlichkeit machen wollte! Meine Empfindungen, so stumpf sie auch sind, müßten der Muschel schon unbegreifliche Allgegenwart, und meine kurzsichtigen Schlüsse, gegen ihr stumpfes Gefühl, schon Weissagungen und Allwissenheit seyn. Meine Erkenntniß steht mit der Erkenntniß eines Engels vielleicht in eben diesem Verhältnisse; und was bin ich, was ist der Engel gegen den Unendlichen? Unendlich eingeschränkter, als die Muschel in ihrer Schaale.

Das unumschränkte Wesen muß in seiner Liebe zum Guten eben so unendlich seyn. Ohne Güte kann ich mir keinen Gott gedenken. Ein Schöpfer, der seine Geschöpfe nicht liebte; — ein unendlicher Geist, der nach allen Absichten das Beste kennet, und es nicht

wollen

wollen könnte; — ein unabhängiges Wesen, das die Quelle aller Vollkommenheit ist, und das Unvollkommene, das Böse wollen könnte; — was für Widersprüche! Alle unfreundliche lieblose Gesinnungen, die argwöhnische Grausamkeit des finstern Tyrannen, der seinem ganzen Volke nur Einen Naken wünscht; der Neid des niedrigen kleinen Geistes, der sich bey dem geringsten Vorzuge seines Freundes entfärbt, die Wuth des Rachgierigen, sie kommen alle aus einem kränkenden Gefühl eigener Unwürdigkeit und Schwachheit, und sind nichts als Bemühungen, diese Kränkungen oder ihre Ursachen zu entfernen. Bey einem Gefühle wahrer und sichrer Grösse ist es unmöglich böse zu seyn; unendlich unmöglicher dem allerhöchsten und unabhängigen Wesen, das die ursprüngliche Quelle aller Vollkommenheit ist, und von dessen Willen die Wirksamkeit aller möglichen Kräfte abhängt. So würde ich mir das höchste Wesen denken müssen, wenn es möglich wäre, daß ich es mir ohne unmittelbare Empfindung seiner wohlthätigen Grösse denken könnte. Jetzt noch unendlich mehr. Denn alles, was ich um mich sehe, was ich empfinde, mein Gefühl, meine Existenz selbst, es ist nichts als Güte. Wenn die Neigung zur höchsten Güte nicht der

ursprüngliche Grundtrieb dieses Wesens wäre, wie viel schreckliche Spuren müßten sich von einer feindseligen oder auch nur lieblosen Gesinnung in den Werken eines allmächtigen Wesens finden! Aber ich sehe in der ganzen Natur nichts als Wirkungen einer unendlichen Weisheit und Liebe, die alle meine Fähigkeit, sie zu empfinden, übersteigt. Die Vollkommenheit und Schönheit ihrer einzelnen Theile, ihr Reichthum, ihre wohlthätige Harmonie, alles preiset ihres herrlichen Urhebers unveränderliche Neigung zum Guten: Denn alles ist offenbar zur Vollkommenheit der empfindenden Geschöpfe eingerichtet; und je fähiger und ausgebreiteter ihre Empfindungen werden, je grösser offenbaret sich die Fürsorge für ihre Glückseligkeit. Kein Trieb, für dessen Sättigung nicht aufs liebreichste gesorgt wäre; keine Fähigkeit, die nicht ihre Befriedigung, keine Empfindungskraft, die nicht ihre Reize hätte; kein Lebensgeschäft, das nicht von den angenehmsten Empfindungen begleitet würde; keine Schwachheit, die nicht ihren Schutz hätte; keine Gefahr, die nicht warnend; kein Schmerz, der nicht heilend wäre; und alle Unordnungen, die ich in der körperlichen und moralischen Welt wahrnehme, anstatt daß sie mich in der beruhigenden Ueberzeugung
von

von der unveränderlichen Güte dieses Wesens wankend machen sollten, machen mich darinn noch so viel gewisser. Denn ich sehe nirgend ein gewähltes, nirgend ein im Ganzen überwiegendes Uebel, keines, das nicht aus der Erwählung eines grössern Guts bloß zufällig, oder eine unzertrennliche Folge einer Einrichtung wäre, welche die Vollkommenheit des Ganzen so viel überwiegender und allgemeiner machen sollen. Auch der Mensch, der verderbteste Mensch, mag in seinen Leidenschaften noch so feindselig scheinen, so leuchtet das wohlthätige Bild des Urhebers seiner Natur aus ihren Grundtrieben noch allemal hervor. In der ganzen moralischen Natur ist kein ursprünglicher Trieb, der der allgemeinen Vollkommenheit nachtheilig wäre. Nächst der Selbstliebe, bleibt der Trieb zur Menschenliebe und zur Geselligkeit der wesentlichste in der Natur. Die Wohlthätigkeit behält für das schwärzeste Herz ihre Reizung, und die Freude an dem Elende anderer Menschen setzt immer den unnatürlichen Zustand einer aufgebrachten Leidenschaft oder eines verwundeten Gewissens voraus. Ein Caligula hat seine Lieblinge, die er mit Wohlthaten überhäuft; er sucht nur die Unwürdigsten aus, weil er sich mit diesen allein für ruhig hält. So

kenne

kenne ich Gott, und auf diese Erkenntniß seiner Allwissenheit und Güte gründe ich mein Vertrauen und meine ganze Religion.

Aber, da die Natur dieses unbegreiflichen Geistes von der meinigen so unendlich unterschieden ist, ist es denn nicht zu dreist, wenn ich d e Vollkommenheiten eines über alle meine Begriffe so erhabnen Wesens nach den Vollkommenheiten meiner eingeschränkten Natur mir einbilde? Es ist wahr, ich habe fast kein ander Mittel, von den göttlichen Eigenschaften mir einen Begriff zu machen, als daß ich sie von meiner eigenen Natur entlehne. Ich muß auch dieß zugeben, daß etwas in mir eine Vollkommenheit seyn könne, die in der Natur dieses unendlichen Wesens eine Unvollkommenheit seyn würde. Aber der Grund meines Glaubens bleibt deßwegen gleich fest und sicher. Ich weiß, daß alle Vollkommenheiten, die ich in meiner Natur wahrnehme, ihre Einschränkungen haben müssen. Daß ich in meiner Erkenntniß zunehme, daß ich aus allgemeinen Begriffen, aus Erfahrungen, aus Aehnlichkeiten auf das Gegenwärtige schliesse; so groß auch diese Vollkommenheit ist, wenn ich sie mit den noch eingeschränktern Fähigkeiten der geringern Geschöpfe vergleiche; so ist es doch überhaupt eine Unvollkom-

vollkommenheit, die von der Einschränkung meiner Natur herrühret, und die ich diesem unendlichen Geiste, ohne ihn zu erniedrigen, nicht beylegen könnte. An diese Einschränkungen denke ich aber auch nicht, wenn ich an seine Erkenntniß oder Weisheit denke. Hergegen das Vermögen zu erkennen und zu wollen selbst, dieß ist eine wesentliche Vollkommenheit, die von der Einschränkung meiner Natur nicht herkommen kann, und die ich ihm, als dem Schöpfer meiner Natur, deßwegen mit aller Sicherheit beylege. Denn es ist unmöglich, daß eine wesentliche Vollkommenheit in der Wirkung seyn könne, die nicht ursprünglich in der Ursache wäre. Diesen Schluß giebt Herr Hume selber zu: er will nur, ich soll der Ursache keine andre Eigenschaften beylegen, als solche, die genau hinreichend sind die Möglichkeit der Wirkung daraus zu erklären. Ich brauche auch zu meiner vollkommensten Beruhigung weiter nichts. Mein Schöpfer hat meiner Natur die Kraft zu denken und zu wollen beygelegt; diese Kraft muß nothwendig auch in ihm seyn; und hiebey denke ich mir nur seine Unendlichkeit. Dieß ist der hinreichende Grund meiner ganzen Erkenntniß. Denn was ist ein unendlicher Verstand und ein unumschränkter Wille anders, als

vollkom-

vollkommenste Weisheit und Güte? Die Erklärungen, die ich mir von diesen Vollkommenheiten mache, sind eben so wenig willkürlich. Die ursprünglichen Begriffe, die ich mir nach der Natur der Dinge von Weisheit und Güte machen kann, sind mit denen, die ich aus seinen Werken erlerne, völlig eins. Ich sehe, wie alles zur Vollkommenheit und Glückseligkeit der empfindenden Geschöpfe eingerichtet ist; dieß ist mein erster Begriff von Güte: Ich sehe ferner, wie alle Mittel aufs herrlichste hiezu eingerichtet sind; dieß ist mein erster Begriff, den ich von Weisheit habe. Wie sollte ich also dem Urheber der Natur nicht Weisheit und Güte mit Zuversicht beylegen können; oder wie sollte er in der Einrichtung der Natur eine andre Weisheit offenbaret haben, als wie sie in ihm ist, und, da er mir eine Vernunft gab, mich dadurch verleitet haben, daß ich mir von seiner Weisheit nothwendig eine falsche Vorstellung hätte machen müssen? Mit eben der Zuversicht aber, womit ich seine unveränderliche Weisheit und Güte erkenne, nenne ich ihn auch heilig und gerecht. Die Namen sind nur verschieden, das Wesen ist Eins. Denn die Heiligkeit ist eben diese unveränderliche Neigung zur höchsten Vollkommenheit. Nach ihrer Anwendung

auf die empfindenden Geschöpfe ist sie Güte, in der Verbindung mit der vollkommensten Weisheit ist sie Gerechtigkeit; die eigentliche grosse moralische Vollkommenheit dieses höchsten Wesens. Denn da Gott in seinem unendlichen Verstande das Verhältniß aller Dinge mit der unveränderlichsten Deutlichkeit erkennet, so würde eine jede andere Güte, die dieser Weisheit entgegen wäre, Unvollkommenheit und Schwachheit seyn. Und diese Gerechtigkeit ist das grosse Gesetz der Schöpfung, weil es das ewige Gesetz des Schöpfers selbst ist. Es hat alles an seiner ewigen Güte Theil; kein Eigensinn, keine unbedungene Wahl, keine Leidenschaft kann ein Geschöpf davon ausschliessen; aber eben so wenig kann sie an unfähige oder unwürdige Lieblinge verschwendet werden. Mit der freudigsten Ruhe sehe ich demnach auch mich als einen gewissen Gegenstand dieser Liebe an; nur daß ich nicht mehr Theil daran haben kann, als seine Weisheit, nämlich die Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen, es leidet, (allemal die glücklichste Bedingung für mich;) aber auch nicht mehr, als seine Weisheit, nach meinem Bestreben ihm in der Liebe zum Guten ähnlich zu werden, mir geben kann, (die gerechteste, aber auch die ernsthafteste Bedingung für mich:)

und

und er wird, er muß mich hierüber, mit dieser unveränderlichen Weisheit nach der Fähigkeit richten, die ich von ihm bekommen habe. Denn er würde sich selbst verläugnen, er würde mich zu seiner eigenen Verläugnung zwingen, wenn er gütig gegen mich ohne diese Weisheit seyn, wenn ich diesem grossen Gesetze sicher entgegen handeln könnte, und wenn er, bey seiner unveränderlichen Neigung zum Guten, den damit nothwendig verknüpften Ernst gegen das Böse nicht eben so thätig beweisen wollte.

So muß das höchste Wesen seyn, oder es ist gar keines. Ohne diese weise Güte kann ich mir keine Gottheit denken. Ich weiß, daß sie alle meine Begriffe unendlich übersteigt; aber es ist die gröste Beruhigung für mich, daß ich in diesem Abgrunde aller Vollkommenheit mich verliere. In diese Unergründlichkeit mit meinen Empfindungen mich zu versenken, ist ein ewiges Geschäft für mich, und mir ein Beweis, daß ich ewig seyn werde. Sie ist mir indessen, bey aller meiner jetzigen Einschränkung, wahr und stark genug, daß ich mein Leben seinem heiligen Willen muthig widme, und meine ganze Religion darauf gründe. Er ist unendlich gütig; deßwegen liebe ich, deßwegen vertraue ich ihm: Er ist mit unendlicher Weisheit gütig; deßwegen

wegen fürchte ich ihn, und gehorche ihm. Daben ist er allmächtig; sein Wille ist Allmacht; was kann ich zu meiner Heiligung stärkers, zu meiner Beruhigung grösseres denken?

Vierte Betrachtung.

Von der Vorsehung.

Dieß weiß ich also, und ich weiß es mit einer Ueberzeugung, womit ich von meinem eigenen Daseyn gewiß bin, daß der Schöpfer der Welt ein unendlich vollkommener Geist ist, dessen ganze Natur in einer unveränderlichen Neigung zur höchsten Vollkommenheit besteht. Aber ich fühle, daß mir bey dieser Erkenntniß, zu meiner völligen Beruhigung noch etwas fehlet. Denn wenn dieser Gott bey der Schöpfung der Welt nur die allgemeinen Gesetze der Natur geordnet, und ihre einzelnen Veränderungen den blinden Kräften der Dinge, oder dem Eigensinne der freyen Geschöpfe überlassen hätte; wenn ich also mit meinem Daseyn kein besonders Object für ihn wäre; wenn ich zu klein für ihn wäre, daß er meine Schicksale nicht bemerkte, daß er mein Bestreben ihm zu gefallen nicht achtete:

So hülfe mir alle meine andre Ueberzeugung noch nichts; dieser Gott wäre mit allen seinen Vollkommenheiten für mich noch nicht da; er wäre Mein Gott noch nicht; seine Weisheit, die ich in der allgemeinen Einrichtung der Welt wahrnehme, würde ich bewundern, seine Allmacht würde mich in Erstaunen setzen; aber für mich würde die Welt noch nichts besser als ein Chaos oder als eine Maschine seyn, worinn meine Schicksale nach einer blinden Nothwendigkeit bestimmt würden. Ich hätte also noch gar keine Religion; denn ich hätte für meine Handlungen noch keine wahre Richtschnur, für meine Ruhe noch keinen zuverläßigen Grund, und meine künftige Bestimmung bliebe mir noch eben so dunkel, als wenn ich gar keinen Gott kennte. Aber sollte ich das Daseyn dieses höchsten Wesens so deutlich erkannt haben, und hierüber zu keiner beruhigenden Gewißheit kommen; sollte ich auf dem halben Wege zu meiner Ruhe stehen bleiben müssen? Unendlich herrlicher Geist, der du dich meiner Vernunft so deutlich offenbaret hast, daß ich mit freudiger Ueberzeugung weiß, daß du, o Gott, ein lebendiges und unendlich weises und gütiges Wesen bist, verkläre meine Augen, daß ich in diesem Lichte die völlige Beruhigung finde, die mir so wichtig ist;

daß

daß ich dich auch als Meinen Gott, als Meinen allwissenden und gütigen Gott ehren, und mit freudiger Zuversicht mein Vertrauen auf dich setzen möge! Ich kenne dich als den Schöpfer der Welt, als den allervollkommensten Geist, der unumschränkt in seiner Erkenntniß, unendlich vollkommen in seinem Willen, unbegrenzt in seinem Vermögen zu wirken ist. — Fasse dich meine Vernunft, diesem Lichte, das dich nicht irren lassen kann, mit behutsamen Schritten zu folgen.

Gott ist der Schöpfer der Welt, der Urheber aller Dinge, der allen Wesen ihre Natur bestimmte, der ihnen allen ihre Kraft zu wirken gab, der das verschiedne Maaß ihrer Kräfte abwog, der ihnen die Verbindung anwies, worinn sie wirken, der ihnen den Punkt setzte, wo ihre Wirkungen anfangen, wo sie aufhören sollten. Ohne diese Einrichtung läßt sich keine vernünftige Schöpfung denken. Denn Gott ist ein allwissendes, weises, und freyes Wesen. Nach dieser Allwissenheit muß er also nothwendig alle mögliche Wirkungen und Veränderungen vorhergesehen, und nach dieser Weisheit muß er nothwendig seine Ursachen gehabt haben, warum er den Wesen die er schuf, eine solche Natur, solche Kräfte, eine solche Verbindung gegeben hat.

Wollte ich hieran zweifeln, so müßte ich ihm alle Vernunft und Freyheit wieder absprechen, und ich könnte die Ordnung und Harmonie der Welt aus einem blinden Zufall eben so gut erklären.

Hat aber Gott bey der ersten Einrichtung der Welt seine weisen Absichten gehabt, so müssen dieselben auch noch jetzt fortdauren; denn die Welt dauret fort, und ungeachtet der unaufhörlichen Auflösungen, Verbinduugen, Trennungen, bleibt die Natur in allen ihren Theilen und in ihrer Ordnung unveränderlich dieselbe. Die ganzen Weltkörper, bleiben ohne alle sichtbare Veränderung in ihrer ersten anerschaffenen Natur. Andre, wie die Luft, das Feuer, das Wasser, die Salze, alle Elemente und Urstoffe der Dinge, welche die verschiedenen Naturen der Körper ausmachen, sind in einem beständigen Wechsel von Auflösung und neuer Zusammensetzung; aber das Maaß, die Kraft, das Verhältniß dieser Körper bleibt sich immer gleich. Mit einem Sommer, in einigen Jahren, höchstens in hundert, ist die ganze organische Natur ausgestorben, und in ihre ersten Urstoffe wieder aufgelöset; und dennoch bleiben alle Arten der Geschöpfe, ihre verschiedenen Naturen, ihre Kräfte, Triebe und Verhältnisse das, was sie bey ihrer ersten

Schöpfung

Schöpfung waren; alles stirbt, alles entsteht nach einerley unveränderlichen Gesetzen. Ich mag mir diese Erhaltung erklären, wie ich will; ich mag sie als einen Mechanismus ansehen, wobey Gott weiter nichts gethan, als daß er bey der Schöpfung die ersten Kräfte hervorgebracht, sie zusammengesetzt, und sie hernach ihrer innerlichen Wirksamkeit überlassen habe; oder ich mag annehmen, daß diese Erhaltung nichts als ein immer fortdaurender Einfluß des allmächtigen schöpferischen Willens sey: So bleibt dieser Schluß wenigstens allemal derselbe, daß unmöglich eine Wirkung in der Welt seyn könne, die Gott nicht wisse, die er nicht vorhergesehen, die er nicht genehmiget; und so schliesse ich mit eben der Zuversicht, daß auch ich — — Armseliges stolzes Geschöpf, ruft mir hier der Weise zu, wie niedrig denkst du von dem Schöpfer der Welt, daß, weil du in dieser Welt auf einige Augenblicke mit existirest, er dich deßwegen bey ihrer Anlage auch besonders gewählet, und daß nun, da du da bist, seine ganze Gottheit sich auch mit dir noch besonders beschäftigen müsse. Lerne die Grösse des Schöpfers der Welt anständiger beurtheilen. Er schuf die Welt, aber nicht nach deinen kindischen Begriffen, daß er dich, und eine jede

Ameise, und eine jede Eichel, bey der Schöpfung der Welt in seinem unendlichen Verstande besonders sich vorgestellet, und darauf mit seiner Weisheit den Punkt bedächtlich überlegt habe, wo du mit den andern Insecten, die zugleich mit dir da sind, in der Reihe der Dinge deinen Platz haben solltest. Er schuf dich und die Welt, aber er schuf sie wie Gott; er wählte die Geschlechter, gab einem jeden die Natur, wodurch sie in der Reihe der Wesen sich unterscheiden, und ordnete die Gesetze, wornach sie unveränderlich in dieser Natur fortdauren sollen. Durch ein solches allgemeines Gesetz bekamest auch Du deine Existenz, und mit derselben das Gemisch von Vernunft und Thorheit, wie die Mannichfaltigkeit und Ordnung des Ganzen es erfordert, aber ohne daß dein unbedeutendes Ich deßwegen je ein besondrer Gegenstand seiner Allwissenheit hätte seyn müssen. Wie dürftig! wie stolz! daß diese grossen Gesetze, wodurch Millionen Welten in ihrer Ordnung bestehen, zu deinem Daseyn nicht hinreichen, sondern daß dieser Schöpfer um dich hervorzubringen, eine besondre Schöpfung veranstaltet, und, seitdem du da bist, seine ganze Allmacht mit deinen elenden Bedürfnissen sich beschäftigen müsse. Wozu wären diese

weisen

weisen Gesetze, wenn er den Zustand eines jeden einzelnen Geschöpfs immer besonders beobachten, und zur Erhaltung desselben immerfort unmittelbar behülflich werden müsse? Ist er aber von der Vollkommenheit seiner Gesetze versichert, daß dadurch alles geschehen muß, wie es dem grossen Plane seiner Schöpfung gemäß ist, wozu soll sich seine Gottheit denn zu einer jeden einzelnen Kleinigkeit erniedrigen? Diese Ordnung des Ganzen ist es, worinn seine Majestät sich offenbaret; was du aber, als ein einzelnes Glied, in dieser Kette der Dinge für einen Platz hast, dabey bleibt die Kette im Ganzen, was sie ist. Ein allgemeines Gesetz brachte dich, nimmt dich wieder weg, bringt einen andern an deine Stelle, ohne daß diese Ordnung darunter im geringsten leidet. Willst du, wenn ein Sturm an dem Ufer des Meers den Sand hin und her wälzt, daß er mit seiner Allwissenheit ein jedes Korn besonders begleite? Der Ocean hat seine Grenzen, das einzelne Sandkorn mag liegen, wo es will; und du magst in der Reihe der Dinge diesen oder einen andern Platz haben, die Welt war, was sie ist, ehe du da warest, und wenn du nicht mehr da bist, wird sie auch dieselbe bleiben. Dieß ist die Grösse seiner ewigen Kraft und Weis-

heit, daß er durch allgemeine Gesetze für die Erhaltung des Ganzen zu sorgen gewußt, ohne daß er je nöthig hat, zur Regierung der einzelnen Theile sich herunter zu lassen; und von dem Gehorsame dieser Gesetze versichert, sieht er auf die Heerszüge eines Alexanders, und auf die Furche, die die Mücke mit ihren Flügeln im Ocean macht, mit einerley Gleichgültigkeit herab; der Plan seiner Weisheit bleibt bey beyden, was er ist; einzelne Unordnungen können darinn nichts verändern. Ein Heer Heuschrecken kömmt, und verzehrt die Frucht von ganzen Gegenden; die Pest frißt alle deine Heerden; die Welt theilet sich in zwey Kriegsheere, und drohet das halbe menschliche Geschlecht zu verwüsten; du zitterst, denkst, die Natur werde untergehen, und rufst ihn in deiner Angst zur Rettung seiner Ehre um schleunige Hülfe an: Aber er lachet deiner kindischen Angst, und bleibt in seiner Ruhe ungestört; denn er weiß, daß seine Verordnungen über die Gefräßigkeit der Insecten und über alle Ueppigkeit und Wuth der Menschen triumphiren müssen; und siehe, deine Scheuren und Ställe werden immer wieder voll, und in zehn Jahren zieht die Wuth der Menschen mit gleich grossen Kriegsheeren wieder gegen einander, ohne daß er

deßwegen

deßwegen nöthig gehabt, neue Schöpfungen zu veranstalten, oder von seinem Throne auf die Erde zu steigen, und die Unordnungen auszubessern. Unter diese allgemeinen Gesetze erniedigt seine Vorsehung sich nie; die einzelnen Unordnungen überläßt er dem Zufall und der Willkühr der Geschöpfe. Dieß lehret dich wieder die ganze Geschichte der Welt. Der harte Geitzige besitzt die größten Güter, und der Menschenfreund seufzet nach dem Glücke, wohlthätig seyn zu können, vergebens; ein Tiberius wird grau auf dem Throne, da ein Titus kaum einige Jahre das Glück der Menschen befördern kann; Domitian und Heinrich der Vierte gehen auf einerley Art aus der Welt; wo findet das bescheidne Verdienst seine Belohnung? Die Unschuld wird ohne Hülfe verrathen, und der Verräther triumphiret; der opfert Hekatomben, und wird arm, dieser lästert alle Vorsehung, und stirbt glücklich: wo hat die Vorsehung je die Scheiterhaufen ausgelöscht, die ein Alba oder ein fanatischer Mönch zur Vertilgung der Vernunft und Wahrheit angezündet haben? Könnte ein unendlich weises und gütiges Wesen die besondern Schicksale der Welt regieren, und diese Unordnungen geschehen lassen? Und wo hat seine Allmacht bey einer allgemeinen Ueber-
 schwem-

schwemmung auf dein Gebet je den Fluthen befohlen, deine Aecker nicht zu berühren, oder bey einer Feuersbrunst der Flamme gewehret, daß sie dein Dach nicht hat ergreifen dürfen? Siehe, du bethest und glaubest eine besondre Vorsehung, aber bleibt der Lauf der Dinge deßwegen nicht, wie er ist? Und welche Verwirrung, wenn er dich und einen jeden der ihn um Hülfe anruft, besonders erhören wollte! Höre demnach auf, von einer besondern Vorsehung zu träumen, die den Schöpfer der Welt erniedrigt, und dich nicht besser macht; und lerne, daß seine unendliche Gottheit zu erhaben sey, als daß sie um dein Nichts und um ein jedes einzelne Geschöpf sich besonders bekümmern sollte.

Gott zu erhaben, als daß er sich um mich und ein jedes einzelne Geschöpf besonders bekümmern sollte? — Ein schrecklicher Gedanke, der die ganze vernünftige Schöpfung interessiret, der alle Würde der menschlichen Natur zernichtet, der den heiligsten Pflichten ihr Gewicht, der allen Gesetzen ihre Sicherheit nimmt, der Gott aus der ganzen Natur verbannet! Gott bekümmert sich nicht um mich; — er ist zu erhaben; — er kennet mich nicht. — Ja Gott, wenn ich jene Welten alle betrachte, die in ihrer Weite und Grösse unendlich sind; und wenn ich

ich über die sichtbaren mit meinen Gedanken in die ewige Tiefe zu jenen Sonnen hinaufsteige, deren Licht von ihrer Schöpfung an vielleicht noch nicht zu uns heruntergekommen; (und hier bin ich doch noch in der Mitte, denn wo sollte ich in dem Raume, der Deine Wohnung ist, ein Ende finden? hier ist alles für mich Mittelpunkt;) und wenn ich dann wiederum ansehe, wie unendlich klein diese Erde, und was für ein unendlich kleiner nichts bedeutenter Punkt ich wieder auf dieser Erde bin, wie wenig ich vermisset wurde, ehe ich da war, wie wenig mein wirkliches Daseyn bemerkt wird, und wie schnell die Ewigkeit dasselbe wieder verschlingt: So kann mir selbst dieser kleinmüthige Gedanke oft einfallen, ob auch alle deine Allwissenheit hinreichend sey, mich nichts zu entdecken, und mein Verhalten oder meine Bedürfnisse zu bemerken. So bald ich aber wieder bedenke, daß Du Unendlicher in diesem grenzenlosen Raume überall gegenwärtig, daß Du überall Gott, überall das allwissende, das weise, das allmächtige Wesen, daß Du der Schöpfer der Welt, mein Schöpfer bist; so bin ich mir auch auf einmal wieder wichtig, eben so wichtig, als wenn ich der Gegenstand deiner Allwissenheit und Allmacht allein wäre. Nein, ein wahrer

Mangel

Mangel der Erkenntniß kann es unmöglich seyn. Es müßte also eine vorsetzliche Unwissenheit seyn; Gott müßte mich nicht kennen wollen. Ja, ich habe diesen demüthigenden Vorzug, daß ich vorsetzlich etwas nicht wissen kann; denn ich weiß nichts, wo ich mit meinen Sinnen nicht hinreiche. Aber wo ist dieser unendliche Geist eingeschlossen; wo soll ich mir den Thron denken, wo er von seiner Schöpfung entfernt wohnte? Kann sich dieser Gott auch seiner wesentlichen Allwissenheit entschlagen? Kann er sich auch seiner Allgegenwart, seiner Unendlichkeit entziehen? So kann ich mir auch die Unendlichkeit ausser dem Raume, oder den Raum ausser sich selbst einbilden. Cicero wünscht, daß Homer, anstatt die menschlichen Unvollkommenheiten den Göttern beyzulegen, die Menschen auf die göttlichen Vollkommenheiten vielmehr möchte gewiesen haben. Was bleibt aber der Schöpfer der Welt mehr als eine solche homerische Gottheit, als ein Jupiter, der, indem er auf dem Ida eingeschläfert ist, nicht weiß, wie es indessen seinen Trojanern geht? Und warum sollte Gott mich nicht kennen wollen? Das einzelne ist ihm zu klein. Ja mir muß vieles zu klein seyn; ich muß mich mit allgemeinen Vorstellungen behelfen, weil ich sonst

im

im Ganzen nichts übersehen würde, und dieß nenne ich großmüthig, das Kleine nicht wissen wollen. Aber wie soll ich mir in der vollkommensten Allgegenwart das Einzelne ohne das Ganze, und das Ganze ohne das Einzelne denken? In dem Raume ist das Sandkorn eben so gegenwärtig, als der Berg. Oder braucht etwan dieser unendliche Geist, wie ich alles einzeln aufzusuchen, und stückweise seinem Gedächtnisse einzuprägen? Wie klein muß ich Gott machen, wenn ich ihn so groß machen will, daß er mich nicht kennen soll! Und warum sollte ich diesem allwissenden Gott zu klein seyn? Es würde, sagt man, seiner Weisheit zuwider seyn, wenn seine Allwissenheit sich mit einem jeden einzelnen Objecte noch besonders beschäftigen wollte; denn da er bey der Schöpfung, durch die weise Einrichtung der allgemeinen Gesetze, für die Erhaltung und Vollkommenheit des Ganzen auf einmal hinreichend gesorgt, so sey die Bemerkung und Regierung der einzelnen Theile völlig überflüßig. Ein Künstler, der einmal seine Uhr nach seinen Absichten zusammengesetzt, würde entweder den innern Mechanismus seines Werks, oder seine Mühe überflüßig machen, wenn er ein jedes einzelnes Rad immerfort selbst unmittelbar stellen wollte.

Lassen

Lassen Sie uns dieß mit aller Aufmerksamkeit prüfen; denn hier ist der Grund des ganzen Mißverständnisses.

Gott regieret die Welt nach allgemeinen, unveränderlichen Gesetzen; nicht nach einzelnen Gelegenheiten, nicht stückweise. — Hierinn ist der Christ mit dem Philosophen eins. Sollten aber die einzelnen Geschöpfe von seiner weisen Vorsehung deßwegen ausgeschlossen, und, wie seine Weisheit und Güte diese ewigen Gesetze ordnete, in seinem unendlichen Verstande nicht gegenwärtig gewesen seyn? Dieß ist der Unterscheidungspunkt. Müßte ich das letztere annehmen, so wäre freylich alles, was ich von einer Vorsehung denke, nichts als ein süsser Traum. Habe ich aber Gründe genug, die mich überführen, daß dieser Schöpfer mich kennet, und daß, wie er diese allgemeinen Gesetze ordnete, sein allwissendes Auge mich unmöglich hat übersehen können, so habe zugleich alles, was ich mir zu meiner Ruhe von der speciellesten Vorsehung denken kann. Die Natur Gottes und sein Werk, die Welt, wird es entscheiden.

Gott hat zur Erhaltung der Ordnung und Vollkommenheit der Welt allgemeine Gesetze geordnet; dieser Grundsatz ist, wie gesagt, unwidersprechlich.

Aber

Aber hier bleibt erst die obige grosse Frage noch zu beantworten übrig, ob der Schöpfer, nachdem er diesen allgemeinen Mechanismus der Welt geordnet, die Geschöpfe aus seinem Verstande oder aus seiner Allgegenwart habe entfernen können? Der Künstler kann es; er kann sein Werk, nachdem er es gemacht hat, von sich entfernen. Aber in welche Gegend des Raums hat der Schöpfer der Welt nach vollbrachter Schöpfung sich zurückgezogen? Wie kann ich einem Wesen, das nothwendig gegenwärtig ist, nicht gegenwärtig seyn? Hier müßte ich die allererste und wesentlichste Eigenschaft des höchsten Wesens, die Unendlichkeit, läugnen. Oder soll ich mir den Verstand dieses unendlichen Geistes als einen todten Spiegel vorstellen, wo ich auch ungekannt gegenwärtig seyn könnte? So müßte ich ihm alle Empfindung absprechen. Ich will indessen diesen Widerspruch als möglich annehmen; ich will es annehmen, daß dieser unendliche Geist, seit der ersten Schöpfung und Bestimmung der allgemeinen Erhaltungsgesetze, die Welt aus seiner allwissenden Gegenwart habe entfernen können; so mache ich wieder aus der Schöpfung das allerleerste nichtsbedeutendste Wortspiel. Denn was soll ich mir von einer Bestimmung von allgemeinen Gesetzen

oder

oder Kräften denken, wobey die einzelnen Theile, woraus diese Kräfte bestehen, oder worauf diese Gesetze sich beziehen, völlig vernachläßigt wären? Kann ich mir auch eine gewisse und bestimmte Summe von Kräften ohne die einzelnen Kräfte vorstellen, die diese Summe zusammen ausmachen? Kann ein Künstler, damit ich dieß Gleichniß behalte, von der Wirkung seiner Maschine auch sicher seyn, wenn er nicht die Kräfte aller einzelnen Theile sich vorher besonders vorgestellet, und gegen einander abgemessen hat? Entweder Gott gab, bey der Schöpfung, der Summe von Kräften, woraus die verschiedenen Geschlechter der Wesen bestehen, nnd wodurch sie fortdauren sollten, ein bestimmtes Maaß oder nicht. Gab er ihnen keines, wie konnte er von ihrer Wirkung sicher seyn? Gab er ihnen eins, wie konnte er ihre einzelnen Wirkungen nicht gesehen haben? Gott konnte allerdings allgemeine Gesetze verordnen; er konnte z. E. ein Gesetz der Schwere machen, und der Materie befehlen, nach dem Maaß ihrer innern Masse sich nach ihrem Mittelpunkte zu senken. Eben so konnte er auch den Geschöpfen ein Gesetz der Fortpflanzung einprägen. Aber daraus wurde noch keine Welt. Beyde Gesetze sind wirklich da. Gott leitet die Himmelskörper nicht

unmittel-

unmittelbar; es ist eben dieß allgemeine Gesetz der Schwere, wodurch seine unendliche Weisheit alle Planeten und Cometen in ihrem Laufe und in der herrlichen Ordnung erhält, daß sie, so sehr ihre Kreise auch durch einander gehen, sich in ihrem Laufe niemals stören. Aber wie konnte Gott z. E. die verschiednen Bahnen des Merkurs und Saturns bestimmen, ohne die einzelnen Theile ihrer verschiednen Massen, wenn ich hier einen menschlichen Ausdruck brauchen darf, gegen einander abzuwägen, und den ersten Trieb zu ihrer Bewegung mit der Summe ihrer besondern Schwere zu vergleichen; und wie konnte er bey dem mannichfaltigen Laufe von so vielerley Irrsternen von ihrer Ordnung sicher seyn, ohne bey ihrer Schöpfung mit seinem göttlichen Blicke alle mögliche Punkte ihres Laufs und ihrer Entfernungen von einander bis ans Ende der Welt zu übersehen?

So ist auch seine Allmacht zur Bildung und Erhaltung einer jeden Pflanze oder eines jeden lebenden Geschöpfs nicht unmittelbar geschäftig. Dieß wäre zu erniedrigend von dem Schöpfer der Welt gedacht. Seine Weisheit gab bey der Anlage der Welt allerdings einem jeden Geschlechte sein besonderes und mit der ganzen übrigen Natur harmoni-

rendes Gesetz, wodurch er sowohl die besondre Natur eines jeden Geschöpfes, als auch die einmal gewählte Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen, bey allen zufälligen Veränderungen der Erde unverändert zu erhalten weiß, ohne daß er je nöthig hat, den ersten Kräften der Natur durch wiederholte Schöpfungen nachzuhelfen, oder die Veränderungen, welche die Zeit und der Zufall darinn machen könnten, wieder auszubessern. Eine Fluth, ein Heer von Insecten, eine ausserordentliche Witterung, eine ansteckende Seuche verheeret unsre Aecker, unsre Früchte, unsre Heerden; indessen halten alle diese zufälligen Verwüstungen und der innere Reichthum der Natur sich unveränderlich dergestalt die Waage, und mäßigen sich zum Besten des Ganzen allezeit so glücklich, daß die Fruchtbarkeit der Natur bey allen diesen Verwüstungen nie eine anhaltende allgemeine Armuth zuläßt, der Miswachs hergegen jenen Reichthum wieder dergestalt mäßigt, daß die Wohlthaten der Natur allemal ihren Werth behalten, und wir Menschen die nöthigen Triebe und Ermunterungen zur Arbeit nicht verlieren können. Welche Vernunft kann die Weisheit der Gesetze, die eine solche Ordnung erhält, genug bewundern? Aber welche Vernunft kann sich auch solche

Gesetze ohne die allerspecielleste Vorsehung gedenken, und die Erhaltung einer solchen Ordnung sich als möglich vorstellen, ohne daß das Maaß der Fruchtbarkeit eines jeden Geschöpfes, die besondre Natur und Vermehrungskraft eines jeden Insects, die zufälligen Veränderungen des Erdbodens, die jedesmalige Beschaffenheit der Luft und der Winde auf einer jeden Gegend der Erde bis ans Ende der Welt, bey Bestimmung dieser Gesetze in dem unendlichen Verstande des Schöpfers zugleich mit gegenwärtig gewesen wären? Selbst dieses, daß eine jede Art von Geschöpfen ihr besonders Erhaltungsgesetz hat, setzet die allerspecielleste Vorsehung schon voraus. Denn da alle diese Gesetze eben dadurch besondre Gesetze sind, daß sie sich auf die besondre Bestimmung eines jeden Geschlechts, auf die Art und das Maaß seiner Vermehrung, auf die Art und das Maaß seiner Nahrung, auf die Art und das Maaß seiner Glieder, auf seinen raubenden und erhaltenden Instinkt, auf die besondern Erd- und Himmelsgegenden, mit einem Worte, auf das Verhältniß mit der ganzen übrigen Natur beziehen; so läßt sich die Einrichtung dieser Gesetze gar nicht gedenken, ohne die allergenaueste Vorstellung dieses unendlichen Details in dem Verstande Gottes da-

ben zugleich zu gedenken. Und je näher wir an den Menschen kommen, je weniger ist die Erhaltung dieser Ordnung ohne diese besondre Vorsehung begreiflich. Montesquieu macht die Anmerkung, daß die Fruchtbarkeit der Thiere sich fast in jedem Geschlechte unveränderlich gleich bleibe, weil das Maaß des Instinkts bey einem jeden dasselbe sey; aber wo ist der Mechanismus, wo ein solches allgemeines Zeugungsgesetz, woraus das sich immer gleiche Verhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte, nach der besondern Natur einer jeden Gattung, sich zugleich erklären liesse? Und wenn auch bey den Thieren sich ein solches Gesetz noch als möglich denken liesse, welcher Philosoph darf es wagen, eben dieses so unveränderliche Verhältniß unter den Menschen aus einem dergleichen allgemeinen Gesetze zu erklären, da die besondre Art zu denken, die äusserlichen Lebensumstände, die Leidenschaften und hundert andre Absichten bey der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts einen so grossen Einfluß haben? — Hier sind alle Entwicklungssysteme, und alle allgemeine Gesetze nicht hinreichend; und man muß diese ganze herrliche Ordnung der Natur als den blindesten Zufall ansehen, wenn man nicht zugleich erkennen will, daß die Natur

tur nach allen ihren Theilen und möglichen Veränderungen in dem Verstande Gottes zugleich gegenwärtig gewesen, wie er ihre allgemeinen Gesetze geordnet hat. Und dieß sind die allgemeinen Gesetze, wornach der allwissende Gott Welten schafft. Bey solchen Gesetzen braucht er nie von seinem Throne herunter zu steigen, um die nicht vorhergesehenen Mangel auszubessern. In seinem unendlichen Verstande war von Ewigkeit alles zugegen, und in diesem göttlichen Blicke wählte sein weiser und allmächtiger Wille diejenige Ordnung, worinn die Welt bis an ihr Ende fortdauren soll. Dürftige kurzsichtige Menschen müssen sich mit unbestimmten allgemeinen Gesetzen behelfen, und daher auch einen Theil ihrer Wirkung auf ein Gerathewohl ankommen lassen; und nach solchen allgemeinen Gesetzen würden Sie Welten schaffen. Aber nach jenen schafft Gott.

Es kömmt aber die Erhaltung und Ordnung der Welt noch nicht allein auf die Kräfte der Geschöpfe an. Die Verbindung derselben macht ihre eigentliche Vollkommenheit aus. Ohne diese könnte die Welt bey den abgemessensten Kräften noch ein Chaos seyn. Denn es ist alles in der Welt unter einander wirklich verbunden; es berührt sich alles, das

eine ist in dem andern gegründet, und verrücke ich das eine, so bekömmt das übrige alles eine ganz andre Lage. Ein ungefährer Zufall, der in dem vorhergehenden nirgend seinen Grund hätte, ist der gröste Widerspruch in der Natur. Es hat alles seinen Grund und seine Folge; seinen Grund, der bis an die Schöpfung zurück geht, seine Folge, die bis an das Ende derselben reicht; und es kann sich so wenig aus der Natur etwas ganz verlieren, so wenig als aus Nichts darinn etwas entstehen kann. Zugleich aber sind so viele Grade der Vollkommenheit möglich, als die Verschiedenheit der Verbindungen aller einzelnen Theile möglich ist; und diejenige Verbindung ist nothwendig die vollkommenste, wo die Vollkommenheit der einzelnen Theile, die das Ganze ausmachen, so weit diese grössre Vollkommenheit es leidet, zugleich die gröste ist. Wie viele Unvollkommenheiten würde hier eine Vorsehung zulassen müssen, welche die Welt nur nach den Classen der Geschöpfe kennen, und nur diese unter einander zu verbinden sich begnügen wollte. Denn erstlich, was heißt eine Vorsehung nach Classen? Ein unendlicher Geist sieht nichts Classenweise. Classen sind nur Behelfe für uns. Denn, weil unser Verstand zu eingeschränkt ist, als daß wir uns

viele

viele einzelne Dinge zugleich mit Deutlichkeit gegenwärtig machen könnten, so sammlen wir uns gewisse äusserliche Merkmale, die sie mit einander gemein haben, um sie so viel leichter fassen und von andern unterscheiden zu können. Dieß nennen wir Classen. Wären unsere Fähigkeiten noch geringer, so würden wir uns noch grössere Classen denken müssen. Der Blinde muß sich wirklich schon grössere machen, und die Schnecke würde, wenn sie denken könnte, die ganze Natur in Eine bringen. Meine Familie denke ich mir noch unter keiner Classe, sie sind mir alle zugleich noch einzeln gegenwärtig; aber je mehr die Anzahl meine Fähigkeit übersteigt, je mehr muß ich mich mit einer allgemeinern, aber auch immer dunklern Vorstellung behelfen. Wenn ich meine Mitbürger nenne, so denke ich schon nichts mehr, als eine Anzahl Menschen, die mit mir in Einem Staate leben, bey einer Anzahl Staaten, die in einer gemeinschaftlichen Verbindung stehen, denke ich das römische Reich; alle Reiche dieser Erde zusammen nenne ich die Welt; hier habe ich aber fast nichts mehr als die Charte vom Globus vor Augen; endlich wird meine Fähigkeit so dürftig, daß ich mir, wie ein Kind, eine Menge ganzer Weltsysteme unter dem Bilde eines Scorpions

oder eines Bären denke. Soll ich den unendlichen Schöpfer der Welt auch so philosophisch denken lassen? Diesem unendlichen Geiste ist nothwendig ein jedes einzelnes Geschöpf nach allen Umständen gegenwärtig, die es zu diesem besondern Geschöpfe, und eben dadurch zugleich zu einem besondern Gliede in der allgemeinen Verbindung der Dinge machen. Ihr Einfluß in diese Verbindung hat mit der äusserlichen Aehnlichkeit, wornach sie in dem Register oder Cabinet des Naturkündigers stehen, nichts gemein. In der Natur hat ein jedes einzeln seine besondere Lage, seine besondre Wirksamkeit, und diese macht es in der Verbindung der Welt eben so verschieden, als wenn es von der entferntesten Gattung wäre. In diesem Verhältnisse ist sich nichts vollkommen ähnlich; es wirkt alles einzeln, nichts classenweise, ein jedes hat sowohl in die Folge, als in das Zugleichseyn der Dinge, seinen besondern Einfluß; es wirkt alles in und durch einander. In der Maschine setzt die geringste Bewegung die besondere Verbindung aller einzelnen Theile voraus. So auch hier; hier ist ein jedes Sandkorn ein besonderes Rad; die Lage des Grössern bezieht sich auf die Lage des Kleinern; das moralische ist mit dem physischen verbunden; das physische veranlasset

set die besondre Lage des moralischen. Ohne die Gans im Capitolio wäre vielleicht kein Cäsar und kein Rom; die Bewegung des Meeres, die an der nordischen Küste einen Kiesel losspület, ist die Wirkung eines Sturms, der in dem entfernten Weltmeere eine Flotte zertrümmert; der Kiesel kömmt in die Hand eines Kindes, von da in die Hand des Naturkündigers, und giebt zu den wichtigsten Entdeckungen Anlaß. Wie nahe steht der Apfel, der in Newtons Gegenwart vom Baume fiel mit der richtigen Erkenntniß des ganzen Weltsystems in Verbindung! Wir sind zu eingeschränkt, als daß wir diese Verbindung bis in ihre kleinsten Theile überall verfolgen könnten. Aber der Schöpfer der Welt sieht sie, er muß sie sehen, er mußte sie bey der ersten Anlage der Welt in der vollkommensten Deutlichkeit ganz übersehen, oder dieser unendliche Geist sahe nichts; in Classen und Geschlechtern konnte er nichts sehen. Aber so spotte ich seiner, wenn ich ihn noch den Schöpfer nenne; so sind Schöpfung und Vorsehung leere Worte; so ist die ganze Ordnung der Natur, die herrliche Ordnung, worinn alle anscheinende Unordnungen und Dissonanzen sich aufs harmonischste entwickeln, ein blinder Zufall, ein Concert, nach den allgemeinen Gesetzen der

Tonkunst gemacht, ohne auf die einzeln Noten zu achten.

Eine unendliche Weisheit und Güte macht nothwendig ihr Werk, die Welt, in allen ihren Theilen so vollkommen, als die grössre Vollkommenheit des Ganzen es leidet. Auch in dieser Absicht macht das menschliche Geschlecht den wichtigsten Theil der Natur aus. In der organischen Natur, für sich betrachtet, bleiben sich die Geschlechter der Geschöpfe und ihre einzelnen Theile immer gleich; aber die moralische kan durch den verschiednen Zustand der einzelnen Theile unendlich vollkommener oder unvollkommener werden. Denn in der organischen geht alles nach gewissen sich immer ähnlichen Gesezen oder Trieben, hier aber alles nach besondern willkürlichen Absichten und Bewegungsgründen. In der organischen ist daher auch ein jedes einzelnes Geschöpf so vollkommen, als es seiner Natur nach seyn kann, es erhält seine ganze Vollkommenheit mit seiner Existenz; aber hier kann die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines jeden einzelnen Menschen nach seinem verschiednen Verhältnisse unendlich grösser und geringer werden. Allgemeine Gesetze, wodurch die beste Vollkommenheit des Ganzen bestimmt würde, lassen sich hier gar nicht

denken.

denken. Will ich also hier keine besondere Vorsehung annehmen, die sich über alle einzelne Individua erstreckt, so bleibt nichts übrig, als daß dem Schöpfer die Vollkommenheit und Unvollkommenheit dieses Theils seiner Schöpfung völlig gleichgültig gewesen; daß er die Menschen allein seiner Vorsehung nicht gewürdigt, und ihre Glückseligkeit dem Zufalle überlassen habe. Ein schrecklicher Gedanke! Ein Wesen von unendlicher Allmacht, Weisheit und Güte soll Geschöpfe mit Vernunft und Empfindung erschaffen, und ihrer Vollkommenheit und Unvollkommenheit mit einer unempfindlichen Gleichgültigkeit zusehen; es soll den edelsten Theil seiner Schöpfung, der durch die Vorzüge seiner Natur der grösten Vollkommenheit fähig, aber auch der grösten Unvollkommenheit ausgesetzt ist, ohne es seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, dem ungefähren Zufall überlassen! Dieß muß ich wenigstens annehmen, daß das menschliche Geschlecht, sowohl im Ganzen als in seinen Theilen, einen höhern Grad sicherer Vollkommenheit haben würde, wenn Gott mit einer besondern Vorsehung über das Daseyn, das Verhalten und die Verbindung aller einzelnen Menschen waltete. Ich muß auch dieß annehmen, daß Gott es habe thun können. Der Gedanke,

danke, daß es Gott aus Liebe zur Ruhe, aus Furcht der Mühe nicht gethan habe, ist so niedrig, daß er sich auch keinen Augenblick bey dem Gedanken von Gott erhalten kann. Auch können seine Grösse und Seligkeit ihn niemals hindern, seinen Vollkommenheiten gemäß zu handeln. Wie soll ich mir denn den Schöpfer der Welt, der die todte Natur in allen ihren Theilen zum Spiegel seiner unendlichen Herrlichkeit gemacht, dem weisesten und gütigsten Vater der Natur, der für die Vollkommenheit des geringsten Insects mit so unendlicher Weisheit gesorget hat, so nachläßig, so hypochondrisch-neidisch, so tyrannisch-stolz gedenken, daß er die Menschen allein, um derenwillen die ganze übrige Natur so vollkommen ist, die er allein mit der Fähigkeit erschaffen hat, daß sie ihre Vollkommenheit empfinden können; die er allein mit der Fähigkeit erschaffen, daß sie aus ihrer Vollkommenheit auf die Weisheit und Güte eines Schöpfers schliessen können; die diese unendliche Weisheit und Güte in einem jeden Insecte auch täglich vor Augen haben; daß er diese allein, so weit ihre Natur sie erfordert, seiner gnädigen Fürsorge nicht gewürdiget habe. Aus träger Fühllosigkeit, aus Neid, aus Stolz, aus Eigensinn soll der Schöpfer der Welt die Vollkommenheit

menheit seiner eignen Geschöpfe, seiner edelsten Geschöpfe nicht wollen! — Ehe will ich mir die Gewalt anthun, und alle Beweise von seinem Daseyn zu läugnen; ich lästerte ihn wenigstens nicht.

Es ist wahr, das Geschlecht bleibt. Aber dieß mag für Insecten genug seyn; für Geschöpfe, die mit Vernunft und Empfindung erschaffen wurden, sind Erhaltungs- und Verdauungsglieder nicht genug. Menschen, wie demüthigend für euch! Denn Gott, der den Blumen ihre Staubfäden zugezählet, und für das geringste Insect mit so vieler Liebe sorgt, daß es so vollkommen ist, als es nach seiner Fähigkeit werden kann; diesem eurem Schöpfer soll es genug seyn, daß ihr wie ein Geschlecht von Maden fortdauret! Ich weiß, wie klein ich bin, wenn ich mich einzeln ansehe: Aber wenn ich mich als ein Geschöpf des weisesten und besten Wesens, wenn ich mich als ein vernünftiges und von ihm selbst mit den feinsten Empfindungen begabtes Geschöpf ansehe, wenn ich mich als ein Glied in der allgemeinen Verbindung der Dinge ansehe; so höre ich auf mir klein zu seyn, so bin ich mir wichtig, so ist jeder Punkt meiner Existenz, so sind alle meine Handlungen, alle Veränderungen meines Lebens wichtig, dem Schöpfer selbst wichtig; sie müssen

alle

alle von ihm gesehen, von ihm genehmigt, von ihm gewählt, bey der Grundlage der Welt von ihm gewählt, in ein Buch geschrieben seyn, und sie können unmöglich anders zu stehen kommen, als wie er sie lieset.

Die Kette bleibt freylich was sie ist, das einzelne Glied mag diesen oder einen andern Platz darinn haben; aber dieß ist nur von einer Kette wahr. Hier aber ist keine einfache Kette todter Glieder, hier ist Verbindung; Verbindung von lauter wirksamen Kräften, die zugleich in unendliche Glieder fassen. Eine jede einzelne Handlung von mir setzet tausend andre in Bewegung; ich verliere sie vielleicht in der nächsten Verbindung schon aus dem Gesichte, aber ihr Einfluß kann nicht vernichtet werden; der Verstand des ewigen Regenten der Welt übersieht sie bis in die Ewigkeit. Hier ist Muth, Gnädigster Herr, für den tugendhaften Mann, für den Gerechten, für den Wohlthätigen! Muth, um die Wahrheit und die Tugend zu ehren! — Muth, seine Begierden zu verläugnen, die Kronen der Könige zu verläugnen, die Welt zu verläugnen! — Auch Muth, in dem Geringsten getreu zu seyn, auch die kleinste gute Handlung nicht gering zu schätzen! Unsre Augen sehen zwar ihre nächste

Wirkung

Wirkung nur; auch diese ist vielleicht so klein, daß sie kaum zu bemerken ist. Ein ernsthaftes Wort, zu Vertheidigung der Wahrheit und der Tugend geredt; — ein gutes beherztes Wort, zur Vertheidigung der Unschuld gesprochen; — ein Trunk kaltes Wassers, dem Elenden zur Erquickung gereicht; — eine geringe Hülfe, dem Unterdrückten in seiner Noth gewähret; — ein verlassenes Kind, mit ein Paar Worten zum Guten ermuntert; — mit einer Kleinigkeit zur Geschicklichkeit und Tugend angeführt; — Wir sterben darüber; die That wird auch in keine Jahrbücher aufgezeichnet; ihre nächsten Folgen werden durch unzählige Verbindungen durchflochten; endlich kömmt ihre grosse Wirkung; vielleicht Jahrhunderte nach uns, in einer ganz andern Gegend, wo kein menschliches Auge auf ihren Grund zurück spüren kann; aber sollte der allgegenwärtige Schöpfer der Welt sie aus seinem Auge indessen auch verloren haben? Doch auch Schrecken und Verantwortung für den, der aus Eitelkeit, aus Eigensinn und Stolz die geringste Gelegenheit, Gutes zu thun, vernachläßigen kann! Schrecken und ewige Verantwortung für den, der aus Leichtsinn mit seinen Worten, mit seinem Exempel, die Wahrheit und Tugend in den Augen des Einfälti-

gen

gen und Unschuldigen verdächtig machen; Schrecken des Todes und der Hölle für den, der eine Sünde gering schätzen, der sie mit kaltem Blute begehen, der sich ihrer rühmen, der die Laster predigen, der den Menschen die Bewegungsgründe zur Tugend rauben, sie zu ihrer Verläugnung verführen kann! Es wäre ihm besser, wenn er nie gebohren wäre. Er stirbt; aber seine Sünde nicht; ihre Folgen bleiben, ihr Gift verbreitet sich durch unzählige Glieder, und ist vielleicht noch tödtlich am Ende der Welt. Sollte Gott indessen die erste unglückliche Ursache aus seinen Augen verloren haben? Der Sünder ist todt; aber sollte sein Tod ihn vor aller Rechenschaft gegen seinen Schöpfer schützen? Könnte ich in einer solchen Verbindung dem allwissenden, dem weisesten und heiligsten Wesen unbemerkt und gleichgültig seyn, so wäre gar kein Gott.

Und dieß sind die Gründe, worauf der Christ sein Vertrauen zu einer besondern Vorsehung stützet. Es ist die wesentliche Allwissenheit seines Gottes, es ist dessen nothwendige Weisheit und Güte, es ist der Begriff einer vernünftigen Schöpfung, es ist die wirkliche Ordnung und Vollkommenheit der ganzen Natur, was ihn darauf führet. Diese müßte er alle läugnen; er müßte die ganze moralische Na-

tur des höchsten Wesens, er müßte dessen Existenz läugnen, wenn er einen Augenblick daran zweifeln könnte. Indessen denkt er, wenn er diese Vorsehung eine besondre Vorsehung nennet, an keine Ausnahme von der einmal gewählten Ordnung der Welt, an keine Aufhebung ihrer weisen Gesetze, an keine Wunder, an keine Veränderung in dem göttlichen Rathschlusse. Eine solche besondere Vorsehung liesse sich, ohne Gott zu erniedrigen, nicht denken; und von Ehrfurcht für dessen unendliche Weisheit durchdrungen, bestreitet der Weise eine solche Vorsehung mit Recht. Aber hierinn ist der Christ völlig mit ihm eins. Denn wie sollte der Christ von seinem Gott unanständiger und niedriger, als der Weise von dem höchsten Wesen, denken, da alle richtige Erkenntniß, die dieser davon hat, nichts als zurückgeworfene Strahlen von jenes seinem Lichte sind? Er weiß, daß seine Schicksale insgesammt in dem allgemeinen Plan der Welt unveränderlich mit begriffen sind: Aber da er die gewisse Ueberzeugung hat, daß ein unendlich weises und gütiges Wesen, wie der Schöpfer der Welt ist, die Verbindung der Dinge zur besten Vollkommenheit aller seiner Geschöpfe, nach eines jeden besondern Fähigkeit, eingerichtet; so hat er auch die freu-

dige Zuversicht, daß auch er, mit seinem ganzen Verhalten, in dem Verstande seines Schöpfers ewig gegenwärtig gewesen, und, wie Gott in seinem ewigen Rathschlusse den Plan von dieser Welt geordnet, daß er nach seiner ewigen Weisheit und Liebe auch diejenige Verbindung gewählet habe, die er für ihn und für das Ganze als die beste erkannte. Er denkt also bey der besondern Vorsehung, die über ihn waltet, weiter nichts als dieß, daß sein Gott ihn mit seiner Liebe kennt, daß derselbe als ein heiliger und gerechter Gott alle seine Absichten, seine Handlungen, seine Schwachheiten kennt, und daß alle seine Verbindungen, alle Veränderungen und Schicksale seines Lebens, von seiner ewigen Weisheit und Güte hiernach gewählet und geleitet, und, wenn auch nicht unmittelbar gewählet, dennoch aus den weisesten Absichten von ihm zugelassen sind. Und da diese unendliche Liebe für die beste Vollkommenheit eines jeden geringen Geschöpfes, nach dem Maasse seiner ihm dazu anerschaffenen Fähigkeiten, gesorgt hat; so schließt er mit der freudigsten Gewißheit daraus, daß sein Gott ihm die vorzüglichen Fähigkeiten, wodurch er ihn über alle übrige Geschöpfe erhaben, auch nicht umsonst, und noch weniger zu seiner grössern Marter habe geben kön-

nen, sondern daß er ihm auch eine solche Vollkommenheit bereitet haben werde, die dem Maasse dieser Fähigkeiten, und der Anwendung, die er davon macht, gemäß ist; kurz, daß sein Gott ihn kennt, daß er ihn nach seiner ewigen Weisheit und Liebe kennt. Dieß ist die specielle Vorsehung, die der Christ sich denkt, die speciellest, die er zu seiner Ruhe sich denken kann. Die Dunkelheit, die hiebey noch übrig bleiben könnte, liegt bloß in der Unvollkommenheit der menschlichen Sprache, daß wir die gegenwärtige Erkenntniß Gottes, und das, was Gott von Ewigkeit sahe und beschloß, als verschieden ausdrücken. In dem ewigen Verstande Gottes ist aber auch, nach dem Bekenntniß des Christen, keine succeßive Erkenntniß, keine Ueberlegung, keine Aendrung von Entschliessungen, sondern alles ein unveränderlicher Blick, ein Rathschluß. In diesem göttlichen Blicke waren, nebst allen möglichen Wesen, auch alle Menschen mit allen ihren Handlungen und Gedanken, und mit deren bis in die Ewigkeit fortgehenden Veränderungen und Folgen, von Ewigkeit gegenwärtig. Hier berief er einen jeden, daß er seyn sollte, bestimmte den Punkt seines Daseyns, bezeichnete den Punkt seines Standes, ordnete seine Verbindnngen; hier sahe er das

Gute, sahe das Böse; wählte jenes, ließ dieses aus höhern Absichten zu, gab ihm die Wendung, setzte ihm die Grenzen, daß es nie überwiegend werden kann, sondern zur besten Vollkommenheit des Ganzen sich allemal entwickeln muß. Hier berief er aus freyer Macht, doch nicht ohne unendliche Weisheit, diesen zum Pfluge, den Held zum Schwerte, den König zum Throne. Hier bestimmte er das Schicksal der Thronen und der Hütten; hier bekamen der Ocean und der Eroberer ihre Grenzen; hier machte er die Anlage, woraus zur gesetzten Zeit, zum Segen der Völker, die Antonine und Trajane kommen; hier sahe er aber auch den Punkt, wo es nöthig war, einem in Ueppigkeit und Bosheit versunkenen Volke einen Domitian, einen Scharfrichter in seinem Regenten zu geben. Hier sahe und bestimmte er die Perioden, wo Mäßigkeit und Gerechtigkeit die Nationen heben, Ueppigkeit und Laster aber, zur Warnung für die Welt, sie auch wieder zerstören sollten. Hier theilte er auch einem jeden einzelnen Menschen sein Maaß von Fähigkeit und Kräften aus, wies einem jeden seine Bestimmung an, wog ihm mit unendlicher Weisheit und Güte sein Maaß von Glück und Widerwärtigkeiten zu; sah die Ursachen, warum er den Ungerechten

ten Schätze auf Schätze häufen, und den Großmüthigen seine Wünsche, freygebig seyn zu können, nicht erfüllen, warum er hier das Verdienst ohne unmittelbare Vergeltung, dort hergegen das Laster zum Schein über die Tugend und Unschuld triumphiren lassen wollte; machte aber doch auch zugleich die merkwürdigen Anstalten, daß die Menschen an dem schrecklichen Falle des Gottlosen, wenn sie sein Glück am sichersten glaubten, und an dem rührenden Seegen des Gerechten, wenn sie seine Redlichkeit für längst vergessen hielten, allemal ein erweckendes Denkmal hätten, daß er dennoch der weise und gerechte Regent der Welt bleibt, wenn er gleich aus höhern Absichten gewisse anscheinende Unordnungen zuläßt.

Daß Gott auf diese Art meine Schicksale von Ewigkeit gewählet, dadurch verliere ich in meiner Ruhe nichts. Wie könnte ich dadurch verlieren, daß Gott mich von Ewigkeit gekannt und geliebt hat? Dieß ist wiederum nur eine Schwachheit meiner Vorstellung, daß ich mir in dem gegenwärtigen Rathschlusse Gottes, für mich mehr Freyheit und Beruhigung, in dem ewigen hergegen mehr unbedungene Wahl, und für mich mehr Nothwendigkeit vorstelle. Unsere menschlichen Ausdrücke

sind nach dem Maasse unsrer Erkenntniß eingerichtet. In unsrer Vorhersehung ist allemal etwas ungewisses und dunkles, und wenn wir etwas voraus beschliessen, so geschieht es daher allemal mit einem gewissen unbestimmten und unbedungenen Willen, weil wir alle die zufälligen Veränderungen, die gegen die Zeit entstehen könnten, nicht vermögend sind vorherzusehen. Aber in Gott ist Sehen und Beschliessen von Ewigkeit bis zu Ewigkeit Eins; Zukunft ist nur für Menschen. Ob Gott sich also jetzt erst entschlösse mich zu bemerken, und meine Schicksale nach seiner Weisheit zu ordnen, oder ob er es nach dieser seiner Vorhersehung von Ewigkeit gethan, dieß ist zu meiner Beruhigung nothwendig einerley. Wie könnte aber Gott das, was er nach seiner Allwissenheit nothwendig vorhersehen mußte, nicht eher, als bis es geschieht, sehen wollen, oder wie konnte er von Ewigkeit etwas als das Beste sehen, und seinen Rathschluß bis in die Zeit verschieben? So hätte Gott bey der Schöpfung der Welt nichts gedacht, nichts gesehen, bey allen Kräften, die er schuf, nichts gedacht, und alle freye Wesen ohne Absicht erschaffen. Ich mag also diese Vorsehung, von welcher Seite ich will, ansehen, so ist sie allezeit die beruhigendste, die ich

mir

mir gedenken kann. Gott sahe mich, meine Handlungen, meine Absichten, meine Gesinnungen, meine Schwachheiten von Ewigkeit; so sieht er mich auch jetzt, der weiseste und gütigste Gott; hiernach beschloß er in dieser Ewigkeit meine Schicksale, und nach diesem Rathschluß leitet er mich jetzt, dieser weise und allmächtige Gott; hierinn sind alle mögliche Beruhigungsgründe für mich enthalten. Mein Gewissen kann mich jetzt allein beunruhigen; bin ich hiergegen gesichert, so erwarte ich alle meine noch zukünftigen Schicksale getrost, und wenn die Erde untergienge, so sehe ich unter ihren Trümmern der Ewigkeit mit eben der beherzten Ruhe entgegen. Was ich hieben annehme, daß Gott, bey dieser Fürsorge für mich, auf das gröste Beste des Ganzen zugleich gesehen, auch dieß würde er als der Vater der ganzen Natur thun, wenn er mich jetzt erst sähe: nur würde bey einer solchen gelegentlichen Einrichtung das Beste der Welt sowohl, als das meinige, allemal sehr mangelhaft seyn. Oder wollte ich darüber eifersüchtig seyn, daß Gott die beste allgemeine Vollkommenheit meinem Eigensinne nicht aufopfert?

All this dread Order break? for whom? for thee,
Vile Worm? O Madness! Pride! Impiety!

Ich kann nie glücklicher werden, als wenn ich so glücklich bin, wie es diese Ordnung des Ganzen leidet; so bin ich so glücklich, als die höchste Weisheit und Güte mich machen kann. Wie heilig wird mir aus diesem Gesichtspunkte der Lauf der Welt, wie wichtig ihre kleinste Veränderung! Die höchste Weisheit hat alles nach der besten Vollkommenheit des Ganzen abgemessen. — Nun ist mir selbst die dürftige Geschichte meines eigenen Lebens wichtig; der Punkt, wo ich stehe, wichtig; die geringste Begebenheit, die mich betreffen kann, wichtig; es ist alles mit der besten Vollkommenheit des Ganzen verbunden, von der höchsten Weisheit damit verbunden. Nun ist es buchstäblich wahr, es muß buchstäblich wahr seyn, daß alle Haare auf meinem Haupte gezählet sind, und keines ohne sein Wissen auf die Erde fallen kann. Denn Zufall ist nicht möglich; für einen unendlichen Verstand kann kein Zufall seyn, für die höchste Weisheit darf kein Zufall seyn; der allergeringste könnte den ganzen Plan derselben umkehren.

Nothwendigkeit ist in dieser Vorsehung auch nicht. Veranlassungen sind da; Gewißheit auch; aber keine solche Nothwendigkeit, die mich mit sich fortrisse. Sie würde es seyn, wenn Gott eine Einrich-

tung

tung der Welt voraus gemacht, ohne auf mein freyes Verhalten dabey zu sehen, und mich nachher in dieselbe nur mit eingeflochten hätte; oder wenn Gott einen absoluten Rathschluß über mich hätte fassen können, ohne daß mein Verhalten in seinem Verstande bey diesem Rathschlusse zugleich gegenwärtig gewesen wäre. Aber diese Verbindung hat nicht mehr Nothwendigkeit für mich, als wenn Gott jetzt erst mein Verhalten sähe, und ihr anjetzt erst die Verbindung gäbe, die er nach seiner Weisheit und Gerechtigkeit für die beste hält; denn sie bleibt meinem freyen Verhalten immer gemäß. Meine Pflicht zur Arbeit, meine Pflicht meiner besten Vernunft zu folgen, meine Verantwortung, hören dabey so wenig auf, als sein Gnadenbeystand dabey überflüßig oder unmöglich wird. Auch ist mein Gebet deßwegen nicht umsonst. Es behält in seinem göttlichen Rathschlusse denselben Einfluß, den es haben würde, wenn es möglich wäre, daß Gott es diesen Augenblick zuerst bemerkte, oder umgekehrt, es hat denselben Einfluß, den es gehabt haben würde, wenn ich wirklich in dem Punkte der Ewigkeit schon existiret hätte, wo ich seinem unendlichen Verstande mit meinem ganzen Verhalten gegenwärtig war. Ich bete demnach mit aller

Freudigkeit und Zuversicht. Nicht, um Gott zur Aufmerksamkeit auf mein Daseyn erst zu erwecken; seine Augen sahen mich, da ich noch unbereitet war. Nicht, um ihn von meinen Bedürfnissen erst zu unterrichten, und ihm die Anweisung zu geben, wie er mir am besten helfen könne; er weiß alles, was ich bedarf, unendlich besser als ich. Auch nicht, um ihn erst zur Liebe und zum Mitleiden zu bewegen; seine Liebe war eher als mein Gebet. Auch bete ich nicht, daß er Wunder thun, und den Lauf der Dinge, den er nach seiner Weisheit gewählt, deßwegen aufheben soll, weil er meinen einseitigen Absichten etwann entgegen ist. Es kömmt eine Fluth, eine Feuersbrunst, die meinen Aeckern, meinem Hause den Untergang drohet. Sie kömmt Ihm nicht von ungefähr; Er sahe sie in ihren ersten und entferntesten Veranlassungen. Hätten die höhern Absichten seiner Weisheit diese Zulassung nicht erfordert, was wäre seiner Allmacht leichter, als der Fluth und der Flamme einen andern Lauf zu geben, oder sie gar zu verhindern? Aber er läßt sie zu; hier hat seine Weisheit höhere Ursachen, und in diesen höhern weisen Ursachen bin ich gewiß allemal mit begriffen; und so finde ich in den traurigsten Fällen auch allemal Ruhe genug für mich,

so bald meine Schwachheit aus ihrer ersten Verwirrung sich nur erholen, und bis zu diesen Gedanken sich erheben kann. Indessen rufe ich ihn mit aller Zuversicht an, und ich halte mein Gebeth für nichts weniger als vergebens; es ist auch nichts weniger als ein leeres Compliment. Denn was kann ich natürlicher thun, da ich seinen göttlichen Rathschluß nicht vorhersehe, als daß ich zu seiner ewigen Weisheit und Güte in allem meinem Anliegen zuforderst meine Zuflucht nehme? Seine Vorhersehung hebt dabey mein Verhältniß gegen ihm nicht auf. Es bleibt also allemal meine natürlichste Pflicht, da mein Leben und meine Schicksale von seiner freyen Güte abhangen, daß ich nach diesem Verhältnisse, worinn ich mit ihm als meinem weisesten und gütigsten Schöpfer stehe, auch in allen Umständen meines Lebens mich gemäß bezeige, und ihm als dem unumschränkten Urheber alles Guten in Demuth huldige. Und da er nach seiner Weisheit keinen blinden oder unbedungenen Rathschluß über mich fassen konnte, sondern mein Verhalten ihm dabey allezeit gegenwärtig war, so ist es auch unmöglich, daß ich mich seinen gnädigen Fügungen bey einem entgegengesetzten Verhalten versichern könnte, welches mich seiner Gnade unwürdig machte.

könnte also der unsinnige Gedanke mir hiebey einfallen, daß Gott als ein weiser Gott, auch ohne mein Gebeth, für mich und für die Welt das Beste wählen müsse, und daß ich ihm diese Pflicht daher sicher entziehen könne, so müßte ich auch denken, daß er diesen meinen unsinnigen Trotz nicht vorhergesehen, und daß er, als ein weiser Gott, das Beste der Welt und seiner moralischen Geschöpfe, auch ohne Absicht auf ihr Verhalten, habe wählen können. Wollte ich aber aus demüthigen Vertrauen zu seiner unendlichen Weisheit und Güte es nicht wagen, ihm meine kurzsichtigen Wünsche vorzutragen, sondern seinem allezeit besten Willen mich in ruhigem Vertrauen überlassen, so wäre dieser Glaube das ihm angenehmste Gebeth. Aber wie könnte dieß Vertrauen in meiner Seele in diesem Grade lebendig seyn, ohne daß meine Empfindungen wenigstens in stummen Worten gegen ihn ausbrächen? Und so würden diese Ausbrüche wenigstens allezeit das heiligste und angenehmste Geschäft meines Herzens bleiben; so würde es allezeit wenigstens meine heiligste und angenehmste Pflicht bleiben, daß ich ihn als die ewige Quelle alles Guten in Demuth ehrte, daß ich ihn für alle Gnade, die von ihm unaufhörlich auf mich zufließt, dank-

bar

bar preise, daß ich alle meine vernünftigen Mitgeschöpfe zu seiner gemeinschaftlichen Verherrlichung mit meinem Exempel aufriefe; und die beständige Erneuerung dieser Empfindungen von seiner ewigen Allmacht, Weisheit und Liebe würde zugleich meiner ganzen Religion das Leben geben, und das feste Band bleiben, mich in allen meinen Verhältnissen gegen seine Gottheit zu erhalten.

Der Einwurf, daß mein Gebeth nicht allezeit erhöret wird, sondern der Lauf der Dinge dennoch unveränderlich bleibt, wie er ist, kann diese Freudigkeit des Vertrauens, womit ich bethe, jetzt am allerwenigsten stören. Dieß ist nur der erste Ausbruch meiner sinnlichen Schwachheit, wenn ich um die Erfüllung meiner Wünsche bitte; mein letzter und wahrer Gedanke bleibt allezeit, daß sein heiliger und bester Wille geschehen möge. Denn wenn ich einen Lauf der Dinge nenne, so denke ich dabey nichts anders, als die Fügungen dieses weisesten und besten Willens. Wunder erwarte ich also nicht; und gesetzt, daß seine ganze Allmacht auf mein Gebeth jederzeit bereit stünde, würde ich dann durch alle Wunder glücklicher werden können, als er es von Ewigkeit nach seiner unendlichen Weisheit und Güte über mich versehen hat? In so fern ich also

diese Ordnung durch mein Gebeth nicht jedesmal nach meinen einseitigen und eigensinnigen Wünschen ändern kann, gewinne ich, ich gestehe es, durch meinen Glauben an diese Vorsehung nichts. Aber dieß gewinne ich, da Gott diese meine Ergebung in seinen heiligen Willen sieht, daß ich mich eben deßwegen bey seiner Fürsorge für das Beste des Ganzen, allezeit als ein besonders Object seiner Allwissenheit und Liebe mit Beruhigung ansehen kann. Mehr erwarte ich davon nicht; und die ganze Geschichte meines Lebens ist nichts als ein Tagebuch dieser Vorsehung. Nimmermehr hätten bey einem blinden Zufall alle meine eitlen Wünsche so glücklich unerfüllet bleiben, und mir so wohlthätig vergütet werden können, wenn nicht eine höhere Weisheit über mich waltete, die mir nichts als eine Wohlthat geben kann, was meine Schwachheit nicht ertragen, oder was einer höhern Wohlfahrt hinderlich seyn könnte. Nimmermehr hätten alle meine Schwachheiten, meine Fehler, woran ich mit Zittern zurück denke, eine so glückliche Wendung für mich nehmen können, wenn sie nicht von einer erbarmenden ewigen Liebe wären geleitet worden. Gesetzt aber, ich fände auch in meinem ganzen Leben keine Spur davon, so blieben doch noch

tausend

tausend Gründe für meinen Glauben übrig, ehe ich mich überreden könnte, daß Gott mich nicht kennen sollte, daß er mich nicht sollte bemerken wollen. Wie? mein Schöpfer, der mir das Vermögen ihn zu kennen gab, der mich so gebildet, daß ich ihn als das allwissende, als das weiseste und gütigste Wesen kennen und verehren muß, der sollte, wenn ich ihn ehre, und ihm diese Verehrung durch Vertrauen und Gehorsam zu beweisen suche, auf mich und auf den Gotteslästrer mit einerley Gleichgültigkeit herabsehen? der sollte mich nicht würdigen, meiner achten zu wollen, und mein redliches Bestreben, mich seinen Vollkommenheiten gemäß zu verhalten, stolz verachten? Er gewinnet und verlieret in seiner ewigen Vollkommenheit dadurch nichts; dieß weiß ich: Aber so kann ich nur von einem Tyrannen denken; von dem allerhöchsten Wesen, dem Schöpfer der Welt, würde es Lästerung seyn.

Aber wenn Gott von Ewigkeit alle mögliche Veränderungen der zu erschaffenden Wesen, und alles mögliche Verhalten der vernünftigen Geschöpfe vorhergesehen, und gleich bey der ersten Schöpfung die Kräfte aller Dinge dergestalt geordnet, daß die Veränderungen so wohl in der körperlichen als mo-

ralischen

ralischen Welt, dieser seiner Ordnung gemäß, unveränderlich fortgehen, wird dann der thätige Einfluß seiner Allmacht und Weisheit hiedurch von der Welt nicht ausgeschlossen, und seine gegenwärtige Regierung derselben zu einem leeren Worte gemacht? Einige Weltweise, die dennoch eine besondre Vorsehung mit aller Aufrichtigkeit bekennen, glauben sie eben dadurch seiner Allmacht und Weisheit so viel anständiger zu erklären, wenn sie annehmen, daß die Welt, ohne diesen fernern Einfluß, bloß durch die innere Kraft fortdauret, die er bey ihrem Anfange durch sein allmächtiges Wort den Geschöpfen eingeprägt. Aber da Gott die erste und höchste Ursache ist, wovon die Welt mit allen ihren Kräften und Gesetzen bey aller ihrer Fortdauer immerfort abhängig bleibt; könnte es dann auch eine Verkleinerung seiner Allmacht und Weisheit seyn, wenn man annimmt, daß er durch seinen göttlichen, obwohl uns unerklärlichen Einfluß diese Kräfte in ihrer Wirksamkeit beständig unterhält; oder kann die Vollkommenheit seiner Werke dadurch gemindert werden, wenn man die fortdaurende Wirksamkeit ihres Mechanismus durch diesen fortdaurenden Einfluß erkläret. Der Künstler schafft und unterhält die Kräfte nicht, wodurch seine Maschine

in ihrer Wirksamkeit fortgeht; die Kräfte sind unabhängig von ihm da, und er thut weiter nichts, als daß er sie zusammensetzt. Aber da die ganze Kette der Wesen unmittelbar von Gott abhängt, ist es dann nicht allemal natürlicher anzunehmen, daß sie auch immerfort von ihm gehalten werde, da wir zumal noch immer so viele Erscheinungen in der Natur wahrnehmen, die sich aus den blossen Gesetzen der Bewegung schwerlich erklären lassen? Wie viel unerklärliches hat nicht allein noch die Fortpflanzung sowohl der lebendigen als der leblosen Geschöpfe! Der scharfsinnige Herr Bonnet glaubt zwar, die Einbildung bebe nur vor dem Entwickelungssystem zurück, aber die Vernunft nehme es mit dreister Zuversicht an. Allein sollte es nicht auch für die Vernunft noch zu kühn seyn? Der Kern des ersten erschaffenen Apfels, der schon so viele Milionenmal kleiner als der Baum war, und wovon der Kern des nächsten Baums, der sich daraus entwickelte, schon so viele Bilionenmal kleiner seyn mußte, soll die wesentlichen Theile der ganzen Reihe von Bäumen in sich enthalten, die bis ans Ende der Welt davon abstammen! — Unsre Sinne sind freylich das Maaß der Materie und ihrer Grösse nicht. Das, was uns unendlich klein ist, ist vielleicht

andern Geschöpfen eben das, was uns die sichtbare Welt ist, die uns umgiebt. Aber wie viel bleibt auch der Vernunft nach diesem Systeme bey dem neuen Wachsthume der zerschnittenen Regenwürmer und Polypen unerklärliches übrig! Herr Bonnet glaubt, daß die Natur, durch die scharfsichtigen Beobachtungen des befruchteten Eyes von seinem berühmten Mitbürger, auf der That sich habe überraschen lassen. Es ist wahr, die Natur hat sich vielleicht noch keinem menschlichen Auge so weit zu entdecken gewürdigt, als dem forschenden Blicke dieses ihres vertrauten Freundes; aber sollte sie sich nicht doch noch einige Geheimnisse vorbehalten haben? Er sieht die Theile des jungen Huhns einzeln nach und nach entstehn, er sieht, wie sie sich einander nähern, sich verbinden, und endlich ein ganzes machen. Aber ist es hiebey schon ausser allem Zweifel, daß alle Theile schon da, und die noch nicht zugleich bemerkten wegen ihrer Durchsichtigkeit nur noch unsichtbar waren? Der grosse Mann beschreibt nur, was er wahrgenommen, die Schlüsse überläßt er dem Nachdenken seiner Leser. Herr Wolff sieht in der ersten Bildung eines Blattes nichts als einzelne Bläschen, die sich verschieben, trennen, vereinigen, wieder trennen lassen,

sen, und er schreibt ihre endliche Verbindung einer wesentlichen Bewegungskraft zu. Aber wie ist diese Kraft, die das eine Blatt dem andern immer ähnlich macht, wenn gar keine Anlage von Canälen und Fasern da ist, von dem schöpferischen göttlichen Willen unterschieden? Aus welchen mechanischen Gesetzen allein läßt sich ferner die sich immer gleiche Proportion des männlichen und weiblichen Geschlechts bey der Fortpflanzung der Menschen erklären, die von so vielen willkürlichen Ursachen abhängt?

Gewisse Gesetze der Natur bleiben, bey diesem thätigen Einflusse der göttlichen Allmacht, seiner Weisheit dennoch allemal gemäß. Wir dürfen sie nur als keine Mittel ansehen, wodurch sich Gott die Erhaltung der Welt erleichtern wolle. Sie sind nur Mittel in unsern Augen, durch welche Er, zum Beweise seiner Weisheit und Allmacht, seine Absichten thätig ausführet; Gott würde alle die Wirkungen ohne Mittelursachen, wie bey der ersten Schöpfung, eben so leicht hervorbringen. Aber eine solche Welt, die durch beständige Wunder oder seinen unmittelbaren Willen immer fortdauerte, würde seine Allmacht nicht vergrössern, und seine Weisheit seinen Geschöpfen ewig unbekannt

 lassen.

lassen. Die Welt würde ein Traum seyn, worinn wir Gott selbst nicht kennen, und worinn alle Vernunft und lebendige Kräfte umsonst seyn würden. Hört aber ein Regent, der nach festen Gesetzen durch seine Unterobrigkeiten regieret, deßwegen selber auf zu regieren? Sein mächtiger Wille machte die Gesetze, und durch diesen Willen haben sie ihre fortdaurende Wirksamkeit und Kraft. Diese grossen Gesetze der Natur, wodurch Gott die Welt erhält und regieret, sind also vermuthlich mehr, als das blos unmittelbare Wollen, wodurch die Wesen ihre erste Existenz erhielten; aber sollten sie den göttlichen Einfluß deßwegen ganz entbehren können, und Gott von der Natur ausgeschlossen seyn?

Die Freyheit der menschlichen Handlungen bleibt hiebey auch, was sie ist. Gott sahe oder sieht (denn dieß ist in Gott allemal Eins, und darf in unsern Vorstellungen keinen Unterschied machen,) alle mögliche Handlungen, Veränderungen und Verbindungen vorher, und beschließt diejenigen zur Wirklichkeit kommen zu lassen, die den Absichten seiner Weisheit gemäß sind. Er erhält demnach die Ursachen in ihrer Wirksamkeit, bestimmt ihren Kräften das Maaß, und giebt ihnen die Richtung. Von dieser Oberherrschaft sind auch die freyen Geschöpfe

nicht

nicht ausgeschlossen. Kein Geschöpf darf sich eine unumschränkte Freyheit einfallen lassen, so wenig in seinen Handlungen als in seinen Wirkungen. Und warum sollte Gott nicht auch diese, wie die übrigen moralischen Kräfte, nach verschiednen Graden austheilen können? Gott sieht alle ihre Handlungen mit allen ihren möglichen Wirkungen und Folgen; er beschließt aber ebenfalls nur diejenigen zur Wirksamkeit kommen zu lassen, die den grossen Absichten seiner Weisheit gemäß sind. Ihre Freyheit wird dadurch nicht aufgehoben. Sie können Absichten und Mittel wählen, aber er bleibt der Herr von beyden. Der Herr von den Mitteln, daß er sie nur diejenigen erreichen läßt, oder ihnen das Maaß giebt, oder sie in solche Verbindungen kommen läßt, worinn sie keine andre wählen können, als die seiner Absicht gemäß sind. Aber er bleibt auch Herr von ihren Absichten. Er sieht in seiner Allwissenheit einen Menschen, der solche Absichten hat, die seiner Weisheit nicht gemäß sind; er läßt ihn nicht zur Existenz kommen; oder seine Existenz gehört in den Plan der von ihm gewählten Welt; er kömmt dazu, aber der Herr des Lebens nimmt ihn wieder weg, ehe er seine Absichten ausführen kann. Oder er benimmt ihm die

Mittel, er läßt andre Ursachen entstehn, die seine Absichten zernichten, die denselben eine andre Wendung geben, oder in ihm selbst andre Entschliessungen veranlassen. Der Mensch handelt indessen allemal nach seinen eigenen Entschliessungen, nie unumschränkt, aber allezeit frey, eben so frey, als wenn die Vorsehung ihn ganz allein hätte wirken lassen. Und wo hätte sich denn der Herr und Schöpfer der Welt des Rechts begeben, da er vernünftige Wesen schuf, die nach Vorstellungen wirken sollen, auch so oft als es seiner Weisheit und Liebe gefällt, durch seinen unmittelbaren Einfluß solche Vorstellungen in ihnen zu erwecken, die seinen Absichten und ihrer Natur gemäß sind?

Fünfte Betrachtung.

Von dem Ursprunge des Bösen.

Aber was helfen die scheinbarsten Theorien, wenn sie von der Erfahrung unmittelbar widerlegt werden? Wenn diese Vorsehung sich noch weiter als über die allgemeinen Schöpfungsgesetze erstreckt, und zu den einzelnen Veränderungen in der Welt sich auch herabläßt; wenn Gott auch alle einzelnen

Hand-

Handlungen seiner freyen Geschöpfe bemerkt, und durch den Einfluß seines allmächtigen freyen Willens selber lenkt, woher kömmt das Böse? Woher kommen die vielen Unordnungen, welche die Natur in allen ihren Theilen so verunstalten? Woher die unumschränkte Wuth so vieler schädlichen Leidenschaften? Woher ist das Laster so glücklich; warum findet die Tugend so wenig Vergeltung? Kann das weiseste, das gütigste Wesen, dessen ewige Liebe zur Vollkommenheit in den allgemeinen Gesetzen der Natur so herrlich ist, diese herrlichen Gesetze seiner Weisheit durch die einzelnen Unordnungen wieder zernichten? Kann der Schöpfer der Welt sein eigenes Werk zerstören?

Dieser Einwurf verdienet noch unsere ganze Aufmerksamkeit. Denn die Menge der Systeme, welche die Vernunft sich von jeher hierüber gemacht hat, ist allein Beweis genug, wie wichtig ihr allemal diese Zweifel, und wie schwer ihr deren Auflösung gewesen.

Die alten Weltweisen, die den Schöpfer der Welt noch nicht in dem glücklichen Lichte kannten, worinn wir ihn sehen, nahmen größtentheils, bald ein blindes Schicksal bald die Materie an, woraus sie sich die Schwierigkeiten zu erklären suchten;

aber ein jedes System, welches sie sich wählten, war ein Labyrinth, worinn sich ihre Vernunft verlor, so bald sie sich nur einige Schritte hinein wagte. Die philosophische Geschichte, die fast nichts als die Geschichte der Verirrungen der Vernunft ist, hat indessen die Vernunft noch wenig behutsamer gemacht. Sie ist noch immer zuversichtlich genug, sich neue Systeme von der Welt zu erdenken, ehe sie sich die Zeit genommen, sie recht kennen zu lernen, und sie will sich noch immer lieber stolz für sich selbst verirren, als sich leiten lassen.

Das allerausschweifendste System, und das dennoch fast der ganze Orient angenommen hatte, war das von zwey unabhängigen Wesen, einem Guten und einem Bösen. Bayle hatte indessen zu seiner Scharfsinnigkeit das Vertrauen, daß er es wenigstens gegen die Vernunft unüberwindlich machen könnte; und er hatte auch wirklich die Ehre, daß er die Vernunft damit auf eine Zeitlang in Unruhe setzte, bis die Ehre Deutschlandes, der grosse Leibnitz, durch seine sinnreiche und tiefsinnige Theodicee ihr die Ruhe wieder gab. Die Vernunft besann sich in ihrer ersten Verwirrung nur nicht, daß sie allemal so, wie Leibnitz, gedacht hätte. Der Name der besten Welt war ihr neu; aber sonst hatte sie

sich,

sich, seit ihrer Erleuchtung, den Ursprung des Bösen allezeit schon so erkläret, daß die Zulassung desselben in überwiegenden bessern Absichten gegründet seyn müsse. Leibnitz nennet es auch die Collision der Regeln der Vollkommenheit; dieser Ausdruck ist deutlicher, und kann nicht so leicht, wie jener, unrecht verstanden werden.

Pope hat dieß System, in seinem Versuche vom Menschen, mit allen Schönheiten seines Witzes vorgetragen. Aber seine gar zu grosse Neigung immer sinnreich zu seyn, scheinet ihn zuweilen von der genauen philosophischen Richtigkeit zu entfernen, und ihn zu nahe an die Grenzen des Bolingbrokischen Systems zu führen.

Haller hat, in seinem vortreflichen Lehrgedichte von dem Ursprunge des Uebels, in dem erhabensten Fluge sich nie von dieser Richtigkeit entfernet.

Nach Schaftsburys und Bolingbrokes System, ist alles, wie es geschieht, das beste. Ein bequemes System für alle Philosophen und Staatsmänner, wie Bolingbroke.

Der Verfasser des Dictionaire philosophique ist hierinn mit seinem Freunde selbst nicht zufrieden. Diesem Philosophen ist nichts anstößiger, als daß die Welt, bey so vielen, seiner Meynung nach,

 grausa-

grausamen und ungerechten Uebeln, die beste seyn, und von einer besondern Vorsehung regieret werden solle. Einer der wichtigsten Beweise ist ihm in dem Artikel Amour, daß die Vergnügungen mit den neuern Laissen und Messalinen, seit der Entdeckung von Amerika, nicht mehr so sicher sind, als sie mit denen von dem alten Griechenland und Rom gewesen; und vermuthlich sind deßwegen, in dem nächstfolgenden Artikel, die Alcibiaden in einem so sanften Colorit gehalten, um der Welt eine Schadloshaltung dagegen anzuweisen. Beyde Artikel können indeß zur Probe des ganzen Buchs dienen, und zeigen, was die Wahrheit und Tugend von einer solchen Philosophie zu erwarten haben.

Der Candide ist ein Pasquill auf die Vorsehung.

Lassen Sie uns die Welt selbst, wie sie ist, ohne alles Vorurtheil ansehen, und versuchen, ob es dann wie der Epikurer des Herrn Hume meynet, eine so fruchtlose Bemühung sey von dem Uebel, was in der Welt ist, Rechenschaft zu geben, und die Ehre der Vorsehung dabey zu rechtfertigen. Es werden uns immer Dunkelheiten übrig bleiben, die wir uns nicht völlig aufklären können. Denn wie

wie wäre es möglich, da alles in der Natur nur ein Ganzes ausmacht, daß wir, ohne zugleich dieß Ganze vom Anfange bis zum Ende in seiner Verbindung zu übersehen, eine vollkommene Einsicht von der Einrichtung ihrer einzelnen Theile haben könnten? In dem möglichst besten System müssen hier einer eingeschränkten Einsicht nothwendig unauflösliche Schwierigkeiten übrig bleiben. Wir haben hier zwey Sätze; der eine ist unwidersprechlich, der andere ist ungewiß und dunkel. Es ist unwidersprechlich, daß der Schöpfer der Welt ein Wesen von unendlicher Weisheit und Güte ist; dieß bestätigt die allgemeine Anlage der ganzen Natur; aber es ist ungewiß, ob das, was wir Unvollkommenheit nennen, auch ein wirkliches Uebel sey. Wollen wir also jene unwidersprechliche Wahrheit deßwegen läugnen, weil wir von etlichen einzelnen Unvollkommenheiten die weisen Absichten noch nicht entdecket haben? Je weiter wir in der Entdeckung der Natur fortgehen, je mehr werden wir von der Weisheit und Wohlthätigkeit dieser Absichten in den bisher noch geglaubten Unvollkommenheiten überführet. Soll denn für unsere künftige Bemühungen nichts übrig bleiben? Wir müssen bey unserer Untersuchung nur beständig

dig diese beyden Warnungssätze vor Augen behalten; daß einzeln etwas eine Unvollkommenheit seyn kann, das zur grösten Vollkommenheit des Ganzen in seiner ausgebreiteten Folge unentbehrlich ist; und daß zweytens unsere Unwissenheit und ein falscher Gesichtspunkt, oder eine irrige Anwendung, uns etwas als eine grosse Unordnung zeigen können, das in seiner wahren Verbindung wirklich die gröste Vollkommenheit ist.

Wie klein ist aber der Punkt, den wir von diesem unendlichen Reiche Gottes bewohnen; wie kurz und eingeschränkt ist unsere Aussicht! Wollen wir aus diesem einzigen Punkte dieß ganze unermeßliche Reich beurtheilen? Was ist einem Kinde unordentlicher, als der Lauf des Himmels, dessen Ordnung der Weise mit Entzücken bewundert? Setzen Sie noch hinzu, daß alle Geschöpfe, wegen ihrer endlichen Natur, ihre gewissen Einschränkungen und Unvollkommenheiten nothwendig haben müssen.

Lassen Sie uns jetzt zuförderst die Welt oder vielmehr diese Erde, (denn dieß ist der einzige Punkt, den wir noch einiger massen übersehen können) in so weit ihre Einrichtung das blosse **Werk des Schöpfers ist**, betrachten. Hievon werden wir wenig-

wenigstens erst noch bekennen müssen, daß Gott alle seine Weisheit und Allmacht angewandt habe, um sie zu einer Wohnung der Glückseligkeit und Zufriedenheit zu machen. Ihre abgemessene Stellung gegen die Sonne, die weise Vermischung ihrer Erdlagen, die mit eben so vieler Weisheit ausgesuchte Abwechselung und Lage ihrer Berge und Thäler, ihr unerschöpflicher Reichthum, die unendlich weise Verbindung aller ihrer Theile, die wohlthätige Abwechselung der Jahrszeiten, die liebreiche Fürsorge für alle Jahrszeiten und Gegenden, die weise Vertheilung der Güter über den ganzen Erdboden: — Denken Sie sich eine Schönheit, die keine Copie der Natur wäre; denken Sie sich ein Vergnügen, das sie Ihnen nicht darböte; Sie können sie mit aller Ihrer Einbildung nicht übertreffen. Dieser Reichthum, diese Schönheit ist aber offenbar für die empfindenden Geschöpfe nach dem Maasse ihrer Fähigkeiten, und daher besonders für den Menschen. Denn nehmen Sie die Harmonie aller dieser Objecte mit unsern Sinnen; nehmen Sie die besondern Arten der Sinne, wie sie dazu ausgesucht sind, diesen ganzen Reichthum zu erschöpfen; nehmen Sie den abgemessenen Grad ihrer Schärfe, das Maaß ihrer Reizbarkeit, die Mäßigung

gung

gung dieser Reizbarkeit nach den verschiedenen Umständen unsers Lebens, ihr wohlthätiges Wachsthum und ihre Abnahme nach den Jahren, den glücklichen Leichtsinn unserer Kindheit, die eben so glückliche Abnahme dieser Lebhaftigkeit mit dem Alter, die wohlthätige Einrichtung unsers Leibes, die alle Lebensgeschäfte mit den angenehmsten Empfindungen belohnet, die weise Einrichtung unserer Glieder, die alle diese Geschäfte erleichtert, und womit wir den Reichthum der Natur alle Augenblicke nach unsern Absichten umschaffen, und ins unendliche vervielfältigen. Nehmen Sie die Einrichtung Ihrer moralischen Natur hinzu; die höhern Vergnügungen der vernünftigen Seele, welche die Erkenntniß der Wahrheit und die Uebung der Tugend Ihnen darbietet, und deren Reizungen mit dem Alter in dem Maasse so viel lebhafter werden, als die sinnlichen Empfindungen abnehmen. Nehmen Sie die glückliche Fruchtbarkeit der Einbildung, den wohlthätigen Grundtrieb der Selbstliebe, die wohlthätige Abänderung dieses Triebes in so viele besondere und die Empfindungen unsers Vergnügens vervielfältigende Leidenschaften, den eben so glücklichen, und fast eben so starken Trieb zur Geselligkeit, die zärtlichen Empfindungen der Freundschaft, die noch

sanftern

sanftern Freuden des Hausstandes, das reizende Vergnügen sich in allen Situationen des Lebens auf so mannichfaltige Art nützlich machen zu können; nehmen Sie noch hinzu, daß Sie Ihren herrlichen Schöpfer in allen diesen Werken denken, daß Sie ihn darinn sehen, empfinden und lieben können: So müssen Sie bekennen, daß wir nach den Absichten dieses gütigen Schöpfers, auch in diesem ersten Auftritte unserer Existenz, schon sehr glückliche Geschöpfe haben seyn sollen.

Diese Erde hat zwar auch ihre Unvollkommenheiten, aber diese sind offenbar nach der weisesten Einrichtung da. Nichts ist mit Absicht böse, vieles ist ein noch ungekanntes Gut, vieles ist nur durch den unrichtigen Gebrauch böse. Der Aberglaube kocht aus der Cicuta für Sokrates den Tod, ein Menschenfreund bereitet die heilsamste Arzney daraus. Sollte das wenige Böse nicht da seyn, so würden auch der Reichthum, die Schönheit und Fruchtbarkeit der Erde nicht seyn können. Die schädlichen Wirkungen sind dabey aufs äusserste gemässiget, sie werden aufs reichlichste ersetzt, und die Natur bietet uns selbst die Mittel an, ihren geringen Unbequemlichkeiten zu entgehen. Nehmen Sie die Berge von der Erde, so ist sie gleich nur halb

so groß, und die ermüdendste unfruchtbarste Wüste. Vergleichen Sie den Schaden der Stürme und Gewitter mit der Fruchtbarkeit und Gesundheit einer reinen Luft. Vielleicht sind die so fürchterlichen Erschütterungen des Erdbebens das heilsamste Mittel, die Luft von Zeit zu Zeit mit einem neuen Vorrathe befruchtender Dünste aus den innern Klüften der Erde zu bereichern, und die ganze Natur dadurch in ihrer Fruchtbarkeit zu erhalten. Wie gering ist der so leicht zu verhütende Schade der Raubthiere, gegen die Schönheit, die Reinlichkeit und den Reichthum, den die Natur dadurch erhält! Nehmen Sie die Insecten weg, so nehmen sie der Natur und sich selbst ihren schönsten Schmuck; so sind so vielen tausend Classen nützlicher und schöner Geschöpfe ihre Nahrung, und den spätern Zeiten nach uns vielleicht noch so viele nützlichere Entdekungen genommen. Es ist offenbar alles nur in gewissen Verhältnissen, nur in einzelnen Theilen, nur zufälliger Weise böse; im Ganzen und nach seiner Absicht ist es Ordnung, Schönheit, Vollkommenheit.

Unsre Natur hat ebenfalls ihre Unvollkommenheiten. Unser Leib ist allerhand schmerzlichen Empfindungen, unser Leben allerhand Gefahren unterworfen;

worfen; unsre Natur ist hülflos und arm, ein jeder Augenblick erfordert neue Bedürfnisse; unser Leben ist eine an einander hängende Kette von Arbeit und Mühe; wir sind mit lauter vergänglichen Dingen umgeben, unsre unsterblich geglaubten Werke sterben oft eher, als wir; alle Güter, die zu unsrer Glückseligkeit nöthig sind, sind mit sparsamer Hand unter uns vertheilet; keiner hat alles, was er braucht, und nach aller Mühe sind unsre Begierden nie gesättigt; kaum ist der eine Wunsch erfüllet, so sehnen wir uns schon nach einem andern Gute wieder. Aber wenn wir alle diese Unvollkommenheiten in ihrer rechten Verbindung und aus ihrem wahren Gesichtspunkt ansehen, so finden wir hierinn noch eben die weise und wohlthätige Hand, die die Mängel in der körperlichen Welt vertheilet hat; sie sind, wie jene, die Quellen der ganzen Vollkommenheit unserer jetzigen Natur und mit eben der Weisheit gemäßiget.

Unser Leib ist den schmerzlichsten Empfindungen unterworfen. Es ist wahr, dickere Nerven, und die Haut vom Rhinozeros hätten uns dagegen gesichert. Aber mit wie unendlich mehrern angenehmern Empfindungen wird diese zarte Empfindlichkeit uns wieder vergütet? Wie unendlich man-

nichfaltig sind die Vergnügungen unsers Gesichts und aller übrigen Sinne, gegen die wenigen unangenehmen Empfindungen, die sie uns verursachen können; Wie leicht sind ihre Reize mit Vergnügen gesättigt, wie sehr die schmerzlichen Empfindungen bey aller dieser Zärtlichkeit gemäßigt; wie sehr ist die Gesundheit unsers Lebens bey den kühnsten Bewegungen und gewaltsamsten Anstrengungen gesichert; wie emsig ist die Natur nicht, alles was sie in Unordnung bringen könnte, wieder wegzuschaffen; wie heilend ist der Schmerz nicht selbst! Der Schmerz ist zwar empfindlicher, als die Freude; aber dieß mußte er zur Sicherheit unserer Erhaltung seyn. Und wie bald ist dagegen auch der gröste Schmerz bey der geringsten Freude wieder vergessen; wie viel lebhafter ist die Erinnerung des vergangenen Vergnügens; wie viel getreuer und freundschaftlicher ist hiebey das Gedächtniß, wie glücklich geschäftig die Einbildungskraft die kleinste Freude sich zu vergrössern, die längst erloschenen von neuem zu beleben, und selbst die unmöglichen sich auf eine Zeitlang gegenwärtig zu machen! Wie viel lebhafter und anhaltender ist die Hoffnung, als die Furcht! Und was würde bey der Aussicht in eine glückliche Ewigkeit sanfter als selbst der Tod

seyn, wenn es bloß der Tod der Natur wäre, und wir ihn nicht durch unsere Verzärtelung und Unmäßigkeit, mitten in der Lebhaftigkeit unserer Empfindungen, herbey riefen, und ihn dadurch, und durch ein böses Gewissen, uns so schrecklich machten?

Ferner, unsere Natur ist arm; unsre Erhaltung kostet uns täglich neue Arbeit und Mühe; bey allem Fleiße ist sich keiner zu seiner dürftigen Erhaltung selbst hinreichend; alles stirbt wieder unter unsern Händen. Der gröste Theil der Menschen muß sein Leben mit niedrigen sinnlichen Beschäftigungen zubringen; unter Tausenden ist kaum einer, der die edlere Fähigkeiten des Geistes zu üben vermögend wäre; und die geheime Unersättlichkeit unserer Seele, die uns mit dem Gegenwärtigen nie zufrieden bleiben läßt, nimmt uns alle Glückseligkeit wieder, die uns der Schöpfer in der Natur anzubieten scheint.

Auch dieß sind, wir gestehen es, Unvollkommenheiten, und wir können uns Welten denken, die dieselben nicht haben; Geschöpfe, die zur Erhaltung ihrer Existenz, keine Mühe brauchen, unter welche die Mittel zu ihrer Glückseligkeit gleicher ausgetheilet sind, deren Geist sich mit erhabenern Ob-

jecten beschäftigt, die sich mit vollkommnern Gütern nähren. Aber warum ist der Trabant des Jupiters, fragt Pope, nicht der Jupiter selbst? Und was haben wir für ein Recht zu fordern, daß der dritte Planet von unserer Sonnenwelt, die wir bewohnen, und die Millionen ihres gleichen hat, unter allen diesen Welten die vollkommenste sey, und daß wir die Bewohner dieser vollkommensten Welt seyn? Dieß wäre eine Welt, worein wir uns gar nicht schickten: Denn wir und diese Erde sind offenbar nach Einem Plane gemacht. Unter allen möglichen Welten mußte aber eine seyn, wie diese ist, und diese mußte solche Einwohner haben, wie wir sind. Ist dieß Loos uns zu geringe, so hat ein jedes Geschöpf das Recht, den Schöpfer vor seinen Richterstuhl zu fordern; die Pflanze, warum sie keine Ceder ist, das Roß, warum es nicht die Stärke des Elephanten hat, der Elephant, warum er nicht die volle Vernunft des Menschen bekommen. Aber ist der Schöpfer gegen das Roß und den Elephanten deßwegen ungerecht? Ein Geschöpf ist allezeit so vollkommen, als es seyn kann, es sey in dieser oder einer andern Sphäre; daß es höhere über sich hat, dadurch wird es nicht unvollkommener. Der weise und beste Rathschluß Gottes hat uns

vorerst

vorerst in die Sphäre dieser Welt gesetzt; und in dieser körperlichen Welt wollen wir Engel seyn? Und worin soll diese unsere höhere Glückseligkeit bestehen? Daß wir unser Leben in sybaritischem Müssiggange oder mohrischer Trägheit verschlummern? — Wir sinnliche irdische Geschöpfe wollen keine Arbeit, eine verschwenderischere Natur, beständigere Güter, erhabnere geistigere Beschäftigungen. Keine Arbeit! — Aber so hätten wir die Glieder, die Kräfte, so viele Fähigkeiten umsonst; so hätten unser Leib und unsre Seele ihre beste Nahrung verloren; so hätten wir alle unsre angenehmsten Empfindungen, unsre Bequemlichkeiten, unsre wohlthätigen Erfindungen und Künste nicht; so würde die Welt für uns nicht reicher als für die Thiere seyn, und wir selbst würden Thiere an Dürftigkeit, Thiere an Geschmack, Thiere an Empfindungen seyn. Die Arbeit hat zugleich ihre Mühe: Aber wie reichlich wird diese durch eine frische Gesundheit, durch einen heitern Geist, durch einen gereizten Hunger und erquickenden Schlaf versüßt; wie sanft ist nicht die Ermüdung selbst, und wie belohnend das beruhigende Zeugniß, unsere Kräfte nützlich angewandt zu haben!

Wir wollen eine mildere Natur, die unsere ist zu hülflos und zu arm; die Hülflosigkeit, womit unsere Kinder gebohren werden, macht uns so viele Jahre Mühe, da hergegen die jungen Thiere in etlichen Monaten der Hülfe ihrer Alten entbehren können. Ja! wenn unsre Kindee auch zu nichts anderm bestimmt wären, als Raben und Wölfe zu seyn, so wäre die Beschwerde über dieß ungleiche Verhältniß gerecht. Aber da sie dazu erschaffen sind, um durch Vernunft und Tugend wohlthätige Glieder in der menschlichen Gesellschaft zu werden, wo bliebe die hiezu nöthige Bildung ihrer Seele, wenn sie uns auch, wie die jungen Thiere, in etlichen Monaten entlaufen könnten? und wo blieben die zärtlichen und angenehmen Verbindungen, die jetzt die erste und sanfteste Glückseligkeit unsers Lebens ausmachen?

Wir beschweren uns, daß die Erhaltung unserer Natur täglich so viele Mühe von uns fodert; daß wir, um auf einige Stunden die nöthigen Kräfte wieder zu bekommen, den dritten Theil unsers Lebens, ohne unsere Existenz zu empfinden, im Schlafe wieder verlieren müssen. Aber was bringt uns diese Dürftigkeit nicht auch täglich für zwey sichere Vergnügungen! Wie stumpf würden wir

wir unter unsern Beschäftigungen werden, wenn eben diese für uns sowohl ausgesuchten Bedürfnisse, uns nicht von Zeit zu Zeit zu den angenehmen Zerstreuungen, einer mit Hunger genossenen Mahlzeit abriefen; wie angenehm ist uns ferner an jedem Morgen die erneuerte Empfindung unserer Existenz; wie glücklich unterbricht und verkürzet der Schlaf das Gefühl von unserer Mühe, und was bringt jeder neue Tag dagegen unserm Glücke für neue Reize!

Ferner, wir sind zu unserer Erhaltung nirgend allein hinreichend; die Mittel dazu sind mit karger Hand unter alle vertheilet; das dürftigste Leben erfodert zu seiner Erhaltung täglich tausend Hände. Aber da die Vorsehung die Welt so weislich eingerichtet hat, daß diese tausend Hände, ohne von uns gedungen zu seyn, in allen vier Theilen der Welt täglich für uns beschäftiget sind, was beschweren wir uns? Jetzt sind alle Reichthümer der Natur von Grönland bis Peru unser, und der Dürftigste genießt sie so reichlich als die Früchte seines eigenen Ackers. Können wir uns auch einen glücklichern Reichthum denken? Was soll ich mit der Stärke und Geschwindigkeit des Pferdes, da Pferde genug für mich da sind, wenn ich ihrer nöthig habe?

Und wird mir die Geschicklichkeit des Künstlers nicht eben so nützlich, als wenn ich mir alles selbst zubereiten müßte? Der Ackermann säet für den Weisen, und dieser rechnet ihm dagegen zu seiner Anweisung den Lauf des Himmels aus. Condamine und Maupertuis gehen nach Peru und Lappland, um die Figur der Erde zu messen, und der Schiffer braucht ihre Berechnung so sicher, als wenn er sie selbst gemessen hätte.

So findet jede Pflicht ihr eigen Maaß Verstand;
Der eingetheilte Witz wird ganz zum Nutz verwandt.

Wollen wir alle gleiche Fähigkeiten des Geistes, gleiche feine Empfindungen? Eine Fontenelle hinterm Pfluge; — was wäre unglücklicher? Durch die Vertheilung werden alle Kräfte der Natur unser; wollen wir sie alle in uns selbst vereinigt, so sind sie uns alle unbrauchbar. Die Art und Grösse des Guts macht die wahre Glückseligkeit nicht aus; der ist der glücklichste, der die wenigsten unangenehmen Empfindungen hat; hiedurch bleibt die wesentliche Glückseligkeit sich, bey allem Unterschiede der Güter und Fähigkeiten gleich. Hat der Einfältige, der Niedrige etliche Vorzüge weniger, wie glücklich ist er dafür in seiner Ruhe! Hat der eine

so

so viel feinere Empfindungen, so sind des andern seine auch so viel sicherer und wohlfeiler gesättigt; hat er nicht so viel Vermögen, so hat er auch so viele phantastische Bedürfnisse nicht, wobey der Reiche immer arm bleibt; und die Empfindung einer dauerhaften Gesundheit, vergütet dem Ackermanne sehr leicht die ungekannten Vergnügungen des Weisen, und die langweiligen Ueppigkeiten des verzärtelten Reichen. Wir müssen einen jeden nur nach seinen und nicht nach unsern Empfindungen beurtheilen; und wenn wir uns einbilden, daß das Loos der Mühseligkeit nur allein auf die Niedrigen falle, so ist es ein sicherer Beweis, daß wir die Grossen nur nach ihrem äusserlichen Glanze kennen. Die grossen Wohlthaten des Lebens, die reizenden Schönheiten der Natur, die angenehmen Empfindungen der Sinne, das Vergnügen der Freundschaft, die zärtlichen Freuden der häuslichen Verbindungen, genießt der Niedrigste mit dem Reichen und Grossen in gleichem Maasse, und mit seinen unverdorbenen Sinnen und seiner gesunden Seele vielleicht noch voller, wie jener. Ein ruhiges Gesicht und die laute Freude sind der Beweis, wer sie am vollesten geniesse.

Der Mensch fühlet sich zwar nie so vollkommen, daß ihm nicht immer eine Gelegenheit zu neuen Wünschen übrig seyn sollte. Dieß ist die Unvollkommenheit, die der Herr von Maupertuis als den Hauptbeweis des überwiegenden menschlichen Elendes mit einer so melancholischen Beredsamkeit beschrieb. Wir können die Unbeständigkeit der irdischen Güter damit verbinden. Unser ganzes Leben, sagt er, ist nichts als Wunsch. Es ist wahr, die Erfüllung unserer Wünsche sättiget unsere Seele nicht länger, als die Speise unsern Leib; aber sind wir dadurch unglücklich, daß wir immer wieder hungrig werden? Der scharfsinnige Mann nannte denjenigen Zustand nur allein glücklich, den wir nicht zu verändern wünschen, und hielt eine jede Situation unsers Lebens, worinn wir nicht ewig dauren möchten, für unglücklich; und daher sahe er alle Triebe unsrer Seele, ihre Empfindungen zu verändern, als Beweise dieses Elendes an. Aber er schloß offenbar zu viel daraus, und nahm ein geringeres Glück und ein wirkliches Unglück für gleichgültige Worte. Der Wunsch, meine Empfindungen zu verändern, beweiset nur, daß ich noch einen höhern Grad von Glückseligkeit für möglich halte. Ich will also nur neue lebhaftere Empfin-

dungen

dungen haben; bin ich aber in meiner gegenwärtigen Situation deßwegen unglücklich? Ein Vater siehet seines wohlgesitteten Kindes künftigem Glücke mit Verlangen entgegen; sollte dieser Zustand deßwegen unglücklich seyn, so ist die angenehmste Hofnung Marter, und wahre Glückseligkeit ein Zustand, worinn alle Reizungen aufhören. Endliche Geschöpfe müssen nothwendig vollkommnere Glückseligkeiten über sich gedenken können, und wir können uns selbst den Zustand der Seligen nicht vollkommner vorstellen, als in einer beständigen Folge immer gewünschter, neuer, und gesättigter Empfindungen. Gesetzt wir sinnliche Menschen, (denn diese unsre sinnliche Natur müssen wir immer voraussetzen,) wir wären mit lauter unvergänglichen Dingen umgeben, ein erfüllter Wunsch wäre hinreichend, uns auf unser ganzes Leben zu sättigen; wie ermüdend würde eine solche Welt für uns seyn! Unser Leben würde ohne alle Triebe, wie ein Schlaf, hinfliessen; die Reizbarkeit unsrer Empfindungen, die Fruchtbarkeit unsrer Einbildung, alle unsre Kräfte würden wir umsonst haben; anstatt eines reizenden Hungers würde uns ein ewiger Eckel quälen: Da hergegen diese für uns so gut ausgesuchte Vergänglichkeit, den Scenen der Welt und unsers

Lebens

Lebens immer neue Reize giebt, uns in der angenehmen Erwartung neuer Vergnügen beständig erhält, und, indem unsre Wünsche selten aus ihrer Sphäre gehen, unter der Mühe dieses Lebens die sicherste Quelle neuer Freuden für uns wird. Wir beklagen die Verwüstung des alten Griechenlands und Roms: Aber eben diese Ruinen sind es, die unsern Geist in beständiger Beschäftigung erhalten; sie bilden wieder einen Caylus, einen Hagedorn, einen Winkelmann und Mengs; eine grössere Wohlthat für unsre Zeiten, als wenn wir alle Werke des Phidias und Lysippus noch vor uns hätten. Durch die Ruinen von Aegypten wurde das alte Rom prächtiger, als Memphis je gewesen, und die Peterskirche ist durch die Trümmer des alten Roms ein prächtiger Gebäude, als dieses je gehabt hat. Und wer weiß, was die gegenwärtige Barbarey der Türken einer noch spätern Welt in den alten Ruinen von Theben selbst noch für wichtige Entdeckungen aufbehalten muß? Denn nichts gehet ganz verloren. Die Zerstörungen der Zeit sind in unsern Werken, was der Tod in der Natur ist; sie löset unsre Werke in ihre Urstoffe nur auf, um unserm Geiste immer neue Beschäfftigungen, und der Welt neue verschönerte Gestalten dadurch zu

bereiten,

bereiten, und sie vergräbt sie unter dem Schutte, um sie bis an die bestimmte Zeit ihrer Auferstehung darunter so viel sichrer zu bewahren. Lassen Sie uns die Vergänglichkeit der Dinge aus diesem Gesichtspunkte ansehen, so ist sie, wie alle andre Unvollkommenheiten, eine der fruchtbarsten Wohlthaten unsers Lebens, und ein neuer Beweis, daß wir nicht von ungefähr die Einwohner dieser Erde geworden sind. Denn das verschiedene Maaß der Vergänglichkeit aller dieser Dinge steht mit unsern gegenwärtigen Bedürfnissen, mit dem Maasse unserer Kräfte, mit unserer Dauer, mit der Reizbarkeit unserer Sinne, mit unsern Leidenschaften, und selbst mit unserer moralischen Vollkommenheit in einem so genauen Ebenmasse, daß wir sie, als von der Vorsehung mit unendlicher Weisheit und Liebe abgewogen, ansehen müssen. Ein grösserer Grad würde unsre Triebe und Kräfte ermüden; bey einem geringern würden wir zu wenig Reizungen finden; in diesem Grade allein ist sie für unsre leibliche und moralische Vollkommenheit das wohlthätigste Mittel. Und aus diesem Gesichtspunkte müssen wir alle Unvollkommenheiten unsers jetzigen Lebens beurtheilen. Denn wenn wir unsere moralische Natur auch in ihrer möglichsten Vollkommenheit

heit vorstellen, so stehen unsre Begierden mit unserer Vernunft doch in einem so genauen Verhältnisse, daß diese mit aller ihrer Wachsamkeit und Stärke nur eben hinreichend ist, jenen das Gegengewicht zu halten. Was würde aber unsre Sittlichkeit seyn, wenn diese mit so vieler Weisheit für uns abgewogene Vergänglichkeit und Unvollkommenheit der Dinge unserer Vernunft nicht zu Hülfe käme, und die Heftigkeit unserer Begierden bräche? Und da unsre ganze Natur behauptet, daß dieß irdische kurze Leben unmöglich unsere ganze Bestimmung seyn, sondern daß es nichts, als der erste Anfang unsrer Existenz, und die Vorbereitung zu einem vollkommneren Leben seyn könne: Wie unüberwindlich würden uns die Reizungen dieser Erde, wie schwer, wie unmöglich würde es unserm Geiste werden, sich zu jenem Leben zu erheben; wie unwichtig, wie gehäßig würde uns der Gedanke davon seyn, wenn die wiederholten Empfindungen der Vergänglichkeit uns nicht endlich ermüdeten, und durch die erweckte Sehnsucht nach einem vollkommneren Leben unsre Seele zu dieser seligen Fassung bereiteten!

Je grösser aber diese Unordnung unsrer Sinnlichkeit werden kann, destomehr war es der Weis-

heit

heit Gottes gemäß, daß er das Gewicht dieser Unvollkommenheiten auch zu wirklichen Uebeln erhöhete, um uns dadurch zur aufmerksamern Fürsorge für unsre Erhaltung, zur bescheidenen Mäßigung in unserm Glücke, zu einem emsigern Fleisse, und zur liebreichern Geselligkeit neue Triebe zu geben, und dadurch zugleich in der menschlichen Gesellschaft so viel neue Quellen des Guten entstehen zu lassen. Ein Paradies gehöret nur für einen Stand der Unschuld; wo dieser aufhöret, da muß sich auch die Mühe vermehren. Die Last des Schiffes muß der Stärke der Segel immer gleich bleiben. Und sehen Sie die weise Austheilung dieser Uebel an, so haben Sie noch einen neuen Beweis, daß eine weise und gütige Fürsorge über unsern jedesmaligen Zustand hier in der Welt beständig waltet. Die äussersten Uebel sind auch hier, so wie die äussersten Grade der Hitze und Kälte auf der Erde, mit der grössesten Weisheit aufs äusserste gesparet. Bey dem grösten Haufen bleibt ein ungleich grösser Uebergewicht des Guten, und es ist überall nur so viel Zusatz vom Uebel, als die jedesmalige Beschaffenheit des Ganzen, und die besondern Schwachheiten eines jeden es erfordern. Die wenigen, die nach unserm Urtheile ohne ihre Schuld das grössere

Loos

Loos des Uebels trift, können wir einer so wohlthätigen Vorsehung sicher überlassen. Nur dürfen wir unserm Urtheile hierinn nicht zu viel trauen. Eben dieß grosse Loos, welches wir für ein zu schweres unverdientes Schicksal der Vorsehung halten, ist vielleicht noch nichts als die natürlichste Folge unserer eigenen Fehler. Und gesetzt, daß es ein unmittelbares Schicksal wäre, so erforderte vielleicht die Heftigkeit unserer Leidenschaften das ganze Gewicht desselben, und unsre Tugend, die uns jetzt so sehr dadurch gedrückt scheint, würde vielleicht in die leichtsinnigsten oder schädlichsten Leidenschaften ausdünsten, so bald dieses Gewicht im geringsten erleichtert würde. Wir trauen unserer Schwachheit zu viel zu, wenn wir uns, auch ohne Widerwärtigkeiten, eben die Mäßigung, die Vorsicht, die Bescheidenheit und Sanftmuth zutrauen. Es ist natürlich, daß die gegenwärtige Empfindung des Uebels uns leicht zu groß ist. Aber wie wenige Uebel sind, wenn wir sie überstanden haben, die wir wünschen würden nicht gehabt zu haben, und woran wir nicht mit Dankbarkeit und Vergnügen zurück denken? da hergegen unsre glänzendsten Glückseligkeiten, so bald sie verschwunden, auch zugleich allen ihren Reiz und ihren Werth für uns verloren haben.

Eine

Eine vollkommene Glückseligkeit giebt unserer Sinnlichkeit, wie den gefüllten Blumen, zu viel Nahrung, als daß die Tugend dabey zu ihrer fruchtbaren Reife kommen könnte. Wo finden Sie die gröste Klugheit, wo die gröste Standhaftigkeit, wo finden Sie die edelsten Gesinnungen von Großmuth, wo das zärtlichste Gefühl von Freundschaft, Mitleiden und Menschenliebe? Unter den verzärtelten selbstischen Lieblingen des Glücks gewiß am wenigsten. Die wahre Grösse und Würde der Seele giebt das Kreuz.

Sollte es indessen die Weisheit Gottes auch erfordern, daß wir auf die kurze Zeit dieses Lebens die Opfer der allgemeinen grössern Vollkommenheit werden müßten, so bleiben uns dennoch, in einem aufgeklärten Geiste, in einem ruhigen Gewissen, in dem Vertrauen zu Gott, und in den Wahrheiten der Religion, noch so viele Quellen einer reinern Freude übrig, daß wir sie gegen alle rauschende Freude des sinnlich glücklichen Lebens gewiß noch nicht vertauschen würden. Pascal hat sich in seinem Leben wohl nie einen Augenblick gewünscht, Chaulieu zu seyn.

Aber wenn denn auch die Unvollkommenheiten dieses Lebens in allen andern Absichten unserer jetzi-

gen Natur angemessen sind, wie sehr wird denn nicht wenigstens unser vernünftiger Geist in dem Fortgange zu seiner grossen Bestimmung dadurch aufgehalten? Wie traurig! wir werden alle mit den edelsten Fähigkeiten einer vernünftigen Seele gebohren, und unter Tausenden ist kaum Einer, den sein günstiges Schicksal zu der eigentlichen Bestimmung seiner Natur kommen laßt, da der gröste Hause indessen, über die niedrigen Beschäftigungen, welche die Dürftigkeit unserer Natur erfordert, diese göttlichen Kräfte vernachläßigen muß. Zu was für einer Vollkommenheit würde dieser Geist sich erheben, wie schnell würde er von einer erhabenen Wahrheit zur andern fortgehen, und zu was für einem hohen Grade der Erleuchtung müßte das menschliche Geschlecht nicht schon gekommen seyn, wenn diese unaufhörlichen Bedürfnisse und Unvollkommenheiten nicht alles unterbrächen, und unserer Vernunft einen jeden Schritt so schwer machten! Was ist demüthigender, als der Vernunft ihre eigene Geschichte? Wie einzeln, wie abgebrochen sind noch alle ihre Entdeckungen! Wie langsam gehet ihr Licht fort! Wie klein ist der jedesmalige Horizont, den es bescheint! Und so wie es fortrückt, fangen die Schatten hinter ihm wieder an.

Der träge Aberglaube, und die wilde Barbarey sind beständige Begleiter der Vernunft; jener hält sie bey jedem Schritte auf, diese folgt ihr auf alle ihre Schritte mit ihren Verwüstungen nach. Was hat sie vom Aristoteles bis zum Galilei für Entdekungen gemacht? Philolaus kennet den wahren Lauf der Erde, und die Wahrheit verlieret sich wieder zweytausend Jahre; Copernikus findet sie wieder, und es gehen noch einige Jahrhunderte darüber hin, ehe sie die Finsternissen der Zeit und des Aberglaubens überwinden kann. Wie traurig ist hier der Widerspruch unsrer eigentlichen Bestimmung mit dem Zustande unsers gegenwärtigen Lebens! Ja! wenn wir so viel hieraus schliessen, daß wir in diesem Leben unsre ganze Bestimmung noch nicht erreichen, so ist unser Schluß sehr gegründet. Aber wenn wir daraus schliessen, daß unser gegenwärtiger Zustand von der Vorsehung deßwegen verlassen sey, so ist unser Schluß sehr falsch:

The Blis of Man, (could Pride this Blessing find.)
Is not to act or think beyond Mankind.

Pope hat Recht. Wir bethören uns durch idealische Glückseligkeiten, und indem wir uns aus Eitelkeit nach diesen sehnen, so geniessen wir die nicht, die für uns bereitet sind. Wir haben freylich das

Recht, alle Vollkommenheiten zu erwarten, deren unsere vernünftige Natur uns nur fähig macht. Aber wollen wir denn in unserm Raupenstande auch schon die Flügel haben, und auf der ersten Stuffe unsrer Existenz alle Vollkommenheiten unserer Ewigkeit schon geniessen? Wollen wir nie anfangen, nie wachsen? Müssen wir in allen Verwandelungen unserer Existenz nur auf einerley Art glücklich seyn? Wenn wir in eine andre Sphäre kommen, wenn wir feinere Sinne haben werden, und dieser irdische, träge Leib unsern Geist in seinem Schwunge nicht mehr aufhalten wird, so wird er auch mit schnellerm Fluge in seiner Bestimmung fortgehen; aber offenbar ist hier auf der Erde dieß unser Zustand noch nicht. Sollte indessen dieser Zustand deßwegen zu niedrig für unsre Natur seyn? Wir haben wenigstens dieß schon voraus, daß wir in der Reihe der Wesen auf einer ansehnlichen Mittelstuffe stehen, wovon wir, bey aller unserer Einschränkung, schon einen sehr grossen Theil der Natur übersehen können; ist dieß für eine Erniedrigung zu halten? Gesetzt unsre Natur wäre jetzt schon so mild, daß wir alle, ohne durch die Bedürfnisse unsers Lebens aufgehalten zu werden, mit der Scharfsinnigkeit eines Eulers die verborgensten

Gesetze

Gesetze der Natur erforschen, daß wir alle die kleinsten Abweichungen der Planeten bestimmen, und von einem Fixsterne zum andern mit unsern Entdekungen fortgehen könnten. Jetzt sind die Euler, die Segner, die Kästner und Reaumüre eine Ehre und Wohlthat unserer Zeit: Aber wenn wir nun alle nichts als krumme Linien berechnen, wenn nun alle die, die jetzt die Art und den Pflug mit so vielem Segen führen, mit Quadranten in der Hand, die Nächte auf der Sternwarte zubringen, neue Cometen ausspähen, und ihre Wiederkunft berechnen wollten, oder wenn wir alle unsere häuslichen Gesellschaften in lauter Akademien verwandeln könnten, wo wir nichts als Lichtstrahlen anatomirten, electrische Versuche anstellten, die geheime Oekonomie der Insecten untersuchten, würde die Welt nun glücklicher? Alle Wissen schaften haben nach der jedesmaligen Lage der Welt ihren Zenith, da sie für sie aufhören nützlich zu seyn. Was würde übrig bleiben, wenn wir diesen erreicht hätten? Eine Welt voll Anakreonte und Diogene! — Und warum sollten diese Beschäftigungen unserer Vernunft anständiger seyn? Ist die Cultur unsers Erdbodens erniedrigender, als die Betrachtung eines andern Planeten; und die Beobachtung der In-

 secten

fecten unserer Vernunft anständiger, als daß wir unsere Kinder nach dem Stande, den die Vorsehung uns angewiesen, zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu erziehen suchen? Und ist denn der philosophische Gipfel, worauf wir stehen, über die gemeine Sphäre der Menschlichkeit schon so sehr erhaben, daß wir Ursache hätten, mit dem stolzen Mitleiden auf den Handwerksmann und Ackermann hinabzusehen? Newton war in den Augen der Engel, wie sie ihn sich zeigten, gewiß noch kleiner; aber war Newton deßwegen ein verächtliches Geschöpf? Haben die Beschäftigungen jener scharfsinnigen Männer nicht alle die Verbesserung der Handwerker, der Künste, des Ackerbaues und der Schiffahrt zum Endzweck? Sollte nun die Anwendung dieser Theorien ein für unsre Vernunft so niedriges Geschäft seyn?

In Pride, in reas'ning Pride our Error lies.

Zur Erkenntniß und Verehrung unsers Schöpfers können wir unsre Vernunft alle erheben; nützlich und wohlthätig können wir uns alle machen; mässig, gerecht, liebreich können wir alle seyn; zu unserer gemeinschaftlichen Glückseligkeit können wir alle behülflich werden: Ist diese Anwendung unsrer Vernunft nicht edel genug? Wie weise ist auch hier die

Vorse-

Vorsehung! Sie weiß immer so viel Geister zu erwecken, als zu neuen Erfindungen und zu Erleuchtung der Welt nach ihrer jedesmaligen Fähigkeit nöthig sind. Mehr würde Unvollkommenheit seyn. Es werden vielleicht viele tausend jährlich mit eben den Fähigkeiten gebohren, aber durch die weise Austheilung der Bedürfnisse finden sie ihre Anweisung zu solchen Geschäften, wo sie zur Wohlfahrt der Welt sich am nützlichsten machen können.

Aber die Erfindungen gehen so langsam; sie werden so oft unterbrochen, viele gehen gar wieder verloren, und mit sisyphischer Mühe müssen wir den Stein immer von neuem wieder in die Höhe wälzen. Wie wenig kennen wir noch die Natur und die Reichthümer der Erde, die wir nun so viele tausend Jahre her schon bewohnen? Aber auch dieß ist ein Beweis daß die Vorsehung die Einrichtung der Welt, nach unserer jetzigen Natur, mit der weisesten Güte abgemessen hat. Gesetzt, unsere Entdeckungen giengen immer ununterbrochen fort, in was für eine niederträchtige Schlafsucht würden wir versinken, wenn wir das brauchbare erschöpft hätten! So lange unser Geschlecht hier auf der Erde dauren soll, so lange müssen wir auch die Triebe zu neuen Entdeckungen behalten. Wo würden wir

aber diese hernehmen, wenn dieses Licht zu einerley Zeit, über alle Theile des Erdbodens, mit einerley Glanze sich verbreitete, und nirgend weder Dämmerung noch Nächte hinter sich liesse; und wenn die Vorsehung mit ihrer weisen Sparsamkeit die Schätze der Natur und der Wissenschaften nicht so tief vergraben hätte, daß sie mehr durch glückliche zufällige Veranlassungen, die sie jedesmal, wenn sie der Welt am nützlichsten werden, nach ihrer Weisheit selbst veranstaltet, als von der Vernunft mit Vorsatz gesucht werden können? So mußten selbst Galilei und Newton auf ihre grossen Entdeckungen geleitet werden. Die Grenze unsrer Vernunft ist hierinn mit der wohlthätigsten Weisheit für uns abgemessen. Unsre Vernunft hat die Kraft zu prüfen und zu vergleichen, die neuen Erfindungen weiter auszubreiten und anzuwenden. Aber die grossen Entdeckungen selbst, die in den Zustand der Welt und der Menschen einen merklichen Einfluß haben können, hat die Vorsehung sich selber vorbehalten, um sie nach der jedesmaligen Lage der Welt zu veranlassen. Hiedurch weiß sie immer für unsern Geist neue Beschäftigungen, und für unsre Mühe uns neue Belohnungen aufzubewahren, und der alten Erde ihre jugendliche Schön-

heit

heit und Fruchtbarkeit auch für ihre spätesten Generationen zu erhalten. Wie lange würden die Schätze von Peru und Mexico mit denen von Tyrus und Carthago schon verschwunden seyn, wenn die glückliche Zurückhaltung der Erfindung des Compasses uns dieselben vor der Raubsucht der alten Völker nicht bewahret hätte? Und was würde unser unersättlicher Geiz in der Natur noch übrig lassen, wenn eben diese Vorsicht nicht noch so viele Schätze und unbekannte Länder, unsern Nachkomen zum Besten, versteckt hielte, daß sie, ungeachtet aller unsrer Nachforschungen und Reisen um die Welt, nicht eher entdeckt werden können, bis es dem weisen Regenten der Welt gefällt, die Gelegenheiten und Mittel zu ihrer Erfindung zu veranlassen.

Gehen Sie alle grosse Entdeckungen in der Welt hiernach durch, so wird Ihnen diese Weisheit bey einer jeden sichtbar werden. Sie sind alle nach der jedesmaligen Lage der Welt zur rechter Zeit gekommen. Die Welt verliert indessen bey dieser sparsamen Eintheilung nichts. Wir sind jedesmal so reich, als wir nach dem Zustande der Welt es zu seyn brauchen, und das Licht der Vernunft ist dem jedesmaligen ganzen Zustande eines Volks und sei-

seiner Fähigkeiten immer gemäß. Mehr wäre Verschwendung; ein Montesquiou unter den Caffern, ein Colbert unter den Esqiumaux. Die Kräfte der Vernunft sind deßwegen nicht verloren. Ein jedes Volk hat seine Montesquious, seine Colberts; ihr Geist äussert sich nur, wie es dessen ganzer übriger Zustand fordert; wie dieser sich ändert, so werden sich auch die Fähigkeiten ändern.

Sehen Sie die Welt aus diesem Gesichtspunkte an, so muß Ihnen überall die Weisheit und Güte eines über Sie waltenden Gottes in die Augen leuchten, der diese Unvollkommenheiten in der Natur zwar zuläßt, aber sie alle mit so vieler Liebe mäßigt, und mit so unendlicher Weisheit nach unserm gegenwärtigen Zustande abwiegt, daß sie alle die fruchtbarsten Quellen unsers jetzigen Lebens und die unwidersprechlichsten Beweise seiner Vorsehung werden müssen.

Fünfte Betrachtung.

Zweyter Theil.

Das eigentliche Böse kömmt erst durch uns; die Unordnung unserer Leidenschaften, durch unsere

sere Ueppigkeit, unsern Stolz, unsern Neid, unsre Tyranney. Der Schöpfer ist unschuldig; diese Unordnung ist es mit ihren unglücklichen Folgen allein, die unser Leben, welches der Schöpfer so glücklich machen wollen, so elend macht, die die edelsten Wohlthaten der Natur vergiftet, ihre heiligsten Gesetze zerstöret, und diese Welt, die nach ihrer Anlage, bey aller ihrer natürlichen Unvollkommenheit, eine Wohnung der Zufriedenheit und des Vergnügens seyn könnte, zu dem fürchterlichsten Schauplatze von Unruhe und Elend macht.

Aber wie kann der unendlich weise Gott; wenn er durch seinen allmächtigen Einfluß alle einzelne Veränderungen der Welt, und auch die freyen Handlungen der Menschen nach seinem Willen lenkt, es zulassen, daß seine weisen Absichten so zerstöret werden? In der allgemeinen Anlage der Natur herrscht die vollkommenste Ordnung; mit dem menschlichen Geschlechte geht erst die Verwirrung an: So weit der Mechanismus und der Instinkt gehen, ist Harmonie; nur bey den Menschen hört sie auf. Ist die Gränze der Vorsehung hier nicht offenbar?

Die gewöhnliche Antwort, daß Gott das Böse nicht unmittelbar gewollt, daß es nichts wesentliches

liches, sondern eine unvermeidliche Folge der natürlichen Einschränkung endlicher Wesen sey, deren möglichen Mißbrauch der Freyheit Gott nicht habe verhindern können, ist ohne eine deutlichere Entwickelung zu einer völligen Beruhigung noch nicht hinreichend. Denn mit der Freyheit ist der Mißbrauch derselben so nothwendig nicht verbunden, daß Gott nicht auch freye Geschöpfe hätte erschaffen können, die einen würdigern und sicherern Gebrauch von ihrer Freyheit gemacht hätten. Die Frage also, wie Gott bey einer unmittelbaren Vorsehung solche Geschöpfe habe zulassen können, die ihre Freyheit zur Zerstörung seiner Absichten dergestalt mißbrauchen, bliebe dabey noch immer unentschieden. Auch der allgemeine und an sich richtige Beweis, daß diese Welt, ungeachtet alles Bösen, was darinnen ist, die beste seyn müsse, weil ein unendlich weises, allmächtiges und gütiges Wesen unmöglich eine andere als die beste wählen können, scheinet den Knoten auch noch mehr zu zerschneiden, als aufzulösen, und ohne eine vollständigere Erklärung die besondere Vorsehung mehr vorauszusetzen, als zu beweisen.

Lassen Sie uns, wie bey der Untersuchung des physischen Uebels, auch diesen moralischen Theil

der Welt selbst ansehen, ohne uns an einiges vorausgesetztes System zu binden, oder durch das vorsetzliche Geschrey von der überwiegenden Grösse des Uebels uns betäuben zu lassen. Nur müssen wir auch hier die billige Bescheidenheit haben, daß wir, so eingeschränkte und kurzsichtige Geschöpfe, in einem unendlichen System nicht die Absichten von allen einzelnen Uebeln wollen übersehen können. Es kann zu unserer vollkommensten Beruhigung genung seyn, wenn wir sehen, daß das Ganze von einer herrschenden Weisheit und Güte geleitet wird.

Das erste, was uns bey Betrachtung der Welt überhaupt in die Augen fällt, sind die Stuffen der Vollkommenheit. Je mannichfaltiger die Allmacht Gottes diese machen kann, je herrlicher kann seine unendliche Weisheit und Güte sich verbreiten. Dieß ist das grosse Gesetz der Schöpfung, wodurch die physische Natur so unendlich vollkommen und reich geworden. Das moralische Reich Gottes kann nicht ärmer, als das physische seyn. Wir können uns aber kein sittliches Geschöpf ohne Selbstliebe und Vernunft gedenken. Die Selbstliebe ist der erste Grundtrieb der ganzen lebendigen Natur; sie ist die Seele der Schö-

pfung

pfung, und das grosse Mittel, wodurch die Weisheit Gottes seine Liebe thätig macht. Ohne sie wäre die ganze Schöpfung todt, ohne Bewegung, ohne Trieb, ohne Vollkommenheit. Das Maaß derselben aber sind die Empfindungen, und je deutlicher, lebhafter, und mannichfaltiger diese sind, je vollkommener und glücklicher ist das Geschöpf. Dieß macht den Unterschied der Thiere und aller höhern Naturen aus. Den Trieb selbst haben sie alle gemein. Er fängt auf der untersten Stuffe des Lebens an, und geht durch alle Stuffen möglicher Empfindungen, die wir uns gedenken können. In den Thieren ist er daher auch schon unendlich unterschieden; doch ist er sich darinn noch bey allen ähnlich, daß er ohne Wahl und Bewußtseyn ist.

Mit der Vernunft fängt sichtbarlich ein anderer und höherer Rang von Geschöpfen an. Die Selbstliebe bleibt, aber durch die Vernunft bekömmt sie eine ganz andere Natur. Ihre Triebe werden mannichfaltiger und edler, ihre Empfindungen werden zu deutlichem Bewußtseyn erhöhet, und führen zu einer wahren Glückseligkeit. Sollte Gott aber von diesen Geschöpfen nur Eine Classe erschaffen haben? Dieß wäre die unerklärlichste

Armuth.

Armuth. Die Weisheit und Liebe Gottes, die in den niedern Stuffen so unendlich ist, muß sich auch hier bis zu seinem Throne vervielfältigen; und so viele Stuffen von Empfindungen und Vernunft hier möglich sind, so viele Classen von Wesen sind auch hier möglich, wovon seine Liebe keine hat unerschaffen lassen können. Dieser ewigen Liebe hat es gefallen, uns in die Classe dieser glücklichen Geschöpfe mit zu versetzen: Aber nach seiner freyen Wahl, worüber kein Geschöpf ihn zur Rede stellen kann, sollten wir den Anfang unserer Existenz auf dieser niedrigen Stuffe machen; vermuthlich der niedrigsten, aber in Betracht der Anstalten, die seine Liebe zur Erhaltung unsrer Glückseligkeit verordnet hat, vielleicht auch der wunderbarsten in der ganzen vernünftigen Natur. Ein Polypen-Geschlecht von einer höhern Gattung; halb Thier, halb Engel; mit einem thierischen Leibe, mit sinnlichen thierischen Empfindungen, aber zugleich mit einer höhern geistigen Natur verbunden, die aus Einbildung, Gedächtniß und Beurtheilungskraft besteht, die das Abwesende sich wieder gegenwärtig machen, von dem Gegenwärtigen auf das Zukünftige und Mögliche schliessen, aus dem Einzelnen neue allgemeine Vorstellungen

in

in sich erwecken, das Grössere mit dem Geringern vergleichen, das Wahre von dem Falschen und Scheingute unterscheiden, das Beste wählen, die Mittel dazu zu gelangen, sich selbst ersinnen, und zur Vermehrung ihrer Glückseligkeit ihre Empfindungen noch erhöhen kann. Da aber diese vernünftige Natur mit der sinnlichen so genau in uns verbunden ist; da die Sinne die Thüren sind, wodurch die Vorstellungen in unsere Seele kommen, und die Empfindungen der Sinne vor der Ueberlegung der Vernunft nothwendig vorher gehen müssen; da diese sinnlichen Empfindungen, ihrer Natur nach, auch nicht anders, als schnell, reizbar, und lebhaft seyn können: So muß, bey dieser schnellen Reizbarkeit, und bey einem so unbegränzten Grundtriebe, die Vernunft auch übereilet werden können. Denn es muß bey einem so genauen Verhältnisse dieser vernünftigen und dieser sinnlichen Natur möglich bleiben, daß der Mensch, entweder zu träge, um das reitzende Scheingut erst bedächtig zu prüfen, oder zu zärtlich um sich die ersten angenehmen Empfindungen zu verwegern, von seinen sinnlichen Vorstellungen sich zu früh einnehmen läßt, und, davon betäubt, die betächtlichen und spätern Warnungen der Vernunft nicht mehr höret.

In

In dieser Anlage unserer Natur würden wir indessen vergeblich unsere Entschuldigung suchen, wenn wir uns deßwegen unsern unordentlichen sinnlichen Trieben überlassen wollten. Der Schöpfer bleibt hiebey immer gegen uns gerechtfertiget. Die Empfindungen der Sinne gehen zwar vor der Vernunft vorher; aber da die Vernunft an der Selbstliebe eben so wesentlich Theil nimmt, und mit der zuverläßigsten Treue eines geprüften und aufgeklärten Freundes in der Wahl des sichersten und besten Guts uns allemal beyzustehen bereit ist, so haben wir auch keine Entschuldigung für unsere Fehler, wenn wir, mit Vernachläßigung ihres Raths, von unsern blinden Trieben uns verführen lassen. Ihre Empfindungen sind zwar auch reizbarer und schneller; aber dafür sind die Vorstellungen der Vernunft auch so viel nachdrücklicher und stärker. Ist sie in etlichen einzelnen Fällen nicht erleuchtet genug, über das Gut, das wir suchen, uns gleich ihre Entscheidung zu geben, so ist auch nichts, was uns nöthigt, uns zu übereilen. In allen andern Fällen, wo es auf den Unterschied von Tugend und Laster, wo es auf die Billigkeit, die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit ankömmt, da wird sie selbst unmittelbare Empfindung; da spricht sie schnell, stark, zuver-

 lässig,

läßig, wie ein Instinkt; da ist kein Fall, wo sie ihre Entscheidung uns nur einen Augenblick vorenthielte, auch kein Fall, wo wir nicht jedesmal stark genug wären, ihren Entscheidungen zu folgen. Man könnte sagen, der Schöpfer unserer Natur hätte das Uebergewicht unserer Vernunft über die Begierden so entscheidend machen müssen, daß es den letztern nie hätte möglich werden können, sich über die Vernunft zu erheben. Es hat keinen Zweifel, daß der Schöpfer nach seiner Allmacht dieß gekonnt; wir können uns selbst mehr als Eine mögliche Art davon denken. Gott hätte den Grundtrieb der Selbstliebe nur träger, er hätte unsere sinnlichen Empfindungen nur stumpfer machen können. Aber so würden die zarten Empfindungen des Vergnügens und der Freude, die jetzt die ganze vorzügliche Glückseligkeit unserer Natur ausmachen, und die edlen Triebe der Freundschaft, der Menschenliebe und Großmuth, auch so viel stumpfer und schwächer geblieben seyn, und so hätte unsere Vernunft nothwendig zugleich zu einem ähnlichen Grade heruntergesetzt werden müssen. Hätte uns aber Gott, bey der Reizbarkeit unserer gegenwärtigen Empfindungen, eine so überwiegende Vernunft geben sollen, die unsere sinnliche Natur völliger beherrschet hätte,

und

und gegen alle ihre Reizungen unempfindlich geblieben wäre; so wäre dadurch die ganze Harmonie unserer Natur aufgehoben worden. Eine solche Vernunft hätte weder für unsere Sinne, noch für einen solchen Leib, noch für eine solche Erde gepasset. Ein solcher Geist würde in unserer Natur das gewesen seyn, was unsere Seele in dem Leibe eines Insects seyn würde. Und dennoch hätte die allererhabenste Engel-Vernunft uns wenigstens das moralische Gute und Böse nicht schneller, deutlicher und stärker vorhalten können, als wir es jetzo in unserm Gewissen unmittelbar empfinden; eine Empfindung, die wir mit aller Kunst uns nicht verhelen, die wir mit aller Gewalt uns nicht abläugnen noch unterdrücken können. Eine höhere Verbindung zum Guten läßt sich also nicht gedenken, Gott hätte uns denn die Freyheit nehmen müssen. Aber so hätten die Welt und unsere Natur ihre ganze Vollkommenheit verloren. Eine Obrigkeit, die, um alle Unordnung zu verhüten, ihre Unterthanen beständig in Fesseln gehen liesse, würde sich selbst so sehr, als ihre Unterthanen, erniedrigen.

Die Welt mit allen Mängeln
Ist besser als ein Reich von willenlosen Engeln.

Gott hätte also unser Geschlecht gar nicht dürfen zur Existenz kommen lassen: Folglich aber auch diese Erde nicht; denn für Thiere wäre sie zu reich, für Engel zu arm gewesen. Was für eine Lücke in der Natur! Wie viele Millionen vernünftiger Wesen, welche die Liebe ihres Schöpfers mit ihrer wachsenden Seligkeit jetzo ewig verherrlichen werden, (o! Gnädigster Herr, lassen Sie auch uns den Herrn unsers Daseyns preisen, der uns aus unserm Nichts zu einer so herrlichen Bestimmung hervor gerufen hat,) würden hiemit in einem ewigen Nichts begraben geblieben seyn! Sollte es also seiner Weisheit entgegen seyn, daß er eine kurze Unordnung, die gegen diese Ewigkeit nur ein Augenblick ist, zuläßt? Wir sehen dem Brande eines Cometen, eines vielleicht eben so wichtigen Weltkörpers, wie der unsrige ist, mit ehrerbietiger Bewunderung zu, und überlassen es dem Herrn der Natur, der ihn mit seinen Augen in seiner Bahn begleitet, was dieser kurze Brand da, wo er aus unsern Augen ist, für grosse Absichten und Folgen haben könne. Sollte denn dieser Herr der Welt, der durch die ganze Unendlichkeit schauet, und von Ewigkeit zu Ewigkeit sieht, wie ein System mit dem andern, und das Gegenwärtige mit dem Künftigen

tigen sich verbindet, bey der Zulassung dieser kurzen Unvollkommenheit keine weise Ursachen haben können, ob wir dieselben gleich in dem Augenblick unserer jetzigen Existenz nicht übersehen können. Wäre es hier schon Zeit, den Vorhang aufzuziehen, und die Anstalten zu betrachten, welche die ewige Weisheit und Liebe Gottes, gleich mit der Schöpfung unsers Geschlechts, zur Verbesserung dieser Unvollkommenheiten verfügt hat, deren Dauer noch dazu sehr kurz, und deren Entwickelung sehr herrlich seyn wird; so würde Ihnen die göttliche Weisheit dieser Oekonomie in einem viel stärkern Lichte in die Augen fallen. Sehen Sie indessen diese Aussicht in die Ewigkeit als keine Ausflucht an, die die Vernunft nur suche, um den Einwürfen wegen der vielen Unordnungen, die hier in der Welt sind, zu entgehen. Die Vorsehung bleibt uns, auch ohne dieses Licht, noch sichtbar genug, und wir sehen unter allen den Unordnungen noch immer den Herrn der Welt, wie er bey allen unsern blinden und einseitigen Trieben den Lauf der Dinge dennoch nach seinen weisen Absichten lenkt. Das Feld ist für unsere Augen zu groß, um es auf einmal zu übersehen; wir müssen es stückweise aufnehmen.

Ungeachtet unserer eingeschränkten Aussicht, fallen uns diese zwey Wahrheiten deutlich in die Augen. Die erste ist, daß, bey aller herrschenden unordentlichen Sinnlichkeit, die Summe des Guten gegen die Summe des Bösen, wie in der körperlichen Natur, im Ganzen immer ein überwiegendes Gewicht behält. Die andere, daß zur Erhaltung dieses Uebergewichts das Böse selbst mit helfen muß, und daß es so wie es steigt, durch das physische Uebel, das daraus entsteht, sich allemal seine eigene Arzney bereitet, und daß von diesem physischen Uebel nur allmal so viel in der Welt ist, als zu dieser heilenden Absicht nöthig ist.

Wenn ich sage, daß, bey aller Unordnung unserer Leidenschaften, die Summe des Guten die Summe des Bösen in der Welt noch immer überwiege, so spreche ich nicht von der innerlichen Sittlichkeit der menschlichen Handlungen, die eigentlich die wahre Tugend ausmacht. Die gehöret für einen höhern Richterstuhl. Ich nehme sie hier nach dem Einflusse, den sie in die menschliche Gesellschaft und derselben äussere Vollkommenheit hat. Wäre das Böse auch diesem Verstande im Ganzen überwiegender, so müßte es die Natur zerstören, und die Welt könnte ohne immerwährende Wunder nicht

nicht erhalten werden. Wir würden so schliessen müssen, ehe wir auch noch die Erfahrung davon hätten. Indessen sind wir der Menschheit die Gerechtigkeit schuldig, daß wir ihr auch nicht alle Tugend absprechen. Es ist immer noch mehr wahre Tugend in der Welt, als es äusserlich scheinet. Sie fällt nur nicht in die Augen, nnd kann es auch ihrer Natur nach nicht. Denn sie thut sich selber nie eine Genüge; ihre erste Eigenschaft ist Demuth, und je wahrer sie wird, je mehr sucht sie sich zu verbergen. Durch einen äusserlichen Glanz würde sie für sich selbst ihren angenehmsten Reiz verlieren, und sich zugleich zu ihrer eigenen Erniedrigung mit tausend niederträchtigen Lastern, die ihre Maske tragen, vermischt sehen. Sie will der Welt nicht gefallen, sie erkennet sie nicht für ihren Richter, und verachtet ihren Beyfall. So wenig eine gesunde Constitution unserer Sinne sich durch eine jede Empfindung unterscheidet, so wenig lassen sich auch die einzelnen Handlungen der Redlichkeit, der Menschenliebe und Treue bemerken. Das Laster ist hergegen, wie der Schmerz, allezeit einzeln empfindlich, weil es gegen die Natur ist. Die Tugend kann sich auch nicht ganz verlieren. Sie ist mit der vernünftigen Natur zu genau verbunden, ihr Gefühl

ist zu unauslöschlich, die Wohlthätigkeit ihrer Wirkung ist zu unmittelbar, und die besondern Anstalten, welche die Vorsehung, nach dem jedesmaligen Zustande der Welt und der Fähigkeit der Menschen, zu ihrer Erhaltung verordnet hat, sind mit zu vieler Weisheit abgewogen, daß sie nicht allemal ihren sichern Einfluß, den der Regent der Welt besser als wir übersehen kann, behalten sollte. Seitdem das Licht der christlichen Religion in der Welt aufgegangen ist, und je mehr es sich verbreitet hat, ist es noch weniger möglich, daß sie sich verlieren könnte. Die richtige Erkenntniß von Gott, die Lehren von der Vorsehung, und von der Unsterblichkeit, sind seitdem gleichsam selbst Vernunft geworden, und mit dem menschlichen Gefühl zu unmittelbar verbunden, als daß sie wieder verloren gehen könnten: Und wenn sie auch ihre volle Wirkung nicht thun, so brechen sie doch wenigstens die Wuth der Leidenschaften, und das Gewissen, welches dadurch in seiner Empfindlichkeit erhalten wird, läßt bey dem grösten Haufen zu anhaltenden Bosheiten keinen Raum. Doch müssen wir gern bekennen, daß an dem meisten Guten, wodurch die Welt besteht, die Leidenschaften mehr Antheil, als überlegte Tugend, haben. Aber eben dieß verdient so

viel

vielmehr unsre Aufmerksamkeit, daß der Schöpfer unserer Natur auch diesen ihren schwächsten Theil mit so unendlicher Weisheit eingerichtet hat, daß auch dieser selbst das Uebergewicht des Guten in der Welt muß erhalten helfen. Und diese Anmerkung ist um so viel wichtiger, je leichter wir sonst durch eine unrichtige Vorstellung von diesen Leidenschaften uns verleiten lassen möchten, den weisen und heiligen Schöpfer wegen dieser Einrichtung unsrer Natur, die der einleuchtendste Beweis von seiner unveränderlichen Liebe zum Guten ist, zur ersten Ursache der Sünde zu machen, und zugleich die Verleumdung zu rechtfertigen, womit gewisse neuere Philosophen das Christenthum der Vernunft verdächtig zu machen suchen, als wenn dieses die Leidenschaften als ursprünglich böse verdamme, und uns befehle, Triebe wieder auszurotten, die der Schöpfer uns eingepflanzet hat. Der so bewunderte ehemalige stoische Fanatismus that es; der heutige Fanatismus thut es noch; aber Fanatismus und wahre Religion sind so weit von einander unterschieden, als blinder Trieb von erleuchteter Tugend entfernet ist. Der Fanatismus glaubt Gott zu ehren, wenn er dessen Werke verdammet; aber die Religion verehret sie, denn sie weiß, daß

sie den Schöpfer darinn ehret, und sie hält sich selbst für nichts anders, als für beste Natur. Der grosse Urheber des Christenthums, dessen Lehren man auf eine verdeckte Art hiemit zu lästern denkt, kannte die Natur zu wohl, (denn er war auch bey ihrer Schöpfung ihr Mittler,) als daß er das Werk seiner ewigen Weisheit durch seine Lehren hätte zerstören sollen. Seine Absicht war nie, die Natur zu zerstören; sein Zweck war, durch die Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Ordnung, sie zu ihrer wahren Bestimmung wieder zu erheben, und der Vernunft, durch die nöthige Erleuchtung und Hülfe, die ihr gebührende Herrschaft wieder zu geben, daß sie je mit Sicherheit zur Beförderung unserer wahren Glückseligkeit leiten, und in ihrer Mäßigung erhalten kann. Und dieß ist offenbar die weise und wohlthätige Absicht des Schöpfers bey dieser Anlage unsrer Natur. Denn alle diese sinnlichen Triebe sind so gerichtet, daß sie, durch die erleuchtete Leitung der Vernunft, selber wohlthätigste Tugend werden; daß sie der Vernunft in Ausübung der Tugend selbst zu Hülfe kommen, und auch noch, bey dem gänzlichen Mangel der Erleuchtung, dennoch in ihren Wirkungen, so viel es von blinden Trieben geschehen

kann,

kann, die Stelle der Tugend vertreten müssen. Wie glücklich vertritt oft die eitelste Ehrbegierde die Stelle der edelsten Liebe des Vaterlandes; und wie genau erfüllet die niedrigste Furcht der Schande die Pflichten der gewissenhaftesten Treue! Wie oft vertritt die rauheste Härte die Stelle der Gerechtigkeit, und die leichtsinnigste Weichherzigkeit die Stelle der wohlthätigsten Menschenliebe! Wie viele Geschäftigkeit, wie viel nützliche Erfindungen bringet nicht der Geiz in die Welt! Wie viel weise und gemeinnützige Anstalten machet nicht die eigennützige Herrschsucht, bloß um ihre Grösse zu vermehren; und wie viel tausend redliche Familien unterhält nicht die grausame, und alles nur für sich selbst fühllos verschlingende Ueppigkeit, um ihrer Unersättlichkeit nur immer neue Nahrung zu verschaffen! Durch den geringsten Zusatz von Vernunft und Religion werden aber ihre Wirkungen schon wohlthätiger und sichrer, und die erleuchtetste Tugend selbst kann ihrer Hülfe nicht ganz entbehren. Unsre Vernunft ist allein zu kalt. Unsre Gerechtigkeit, unsre Wohlthätigkeit, unser Bestreben, den Pflichten unsers Berufs eine Genüge zu thun, würden unzähligemal in ihren Wirkungen zu langsam seyn, wenn die besondern natürlichen

chen Neigungen uns nicht zu Hülfe kämen, und mit ihren Trieben den Bewegungsgründen der Vernunft eine lebhaftere Wirksamkeit gäben. Die Selbstliebe arbeitet allemal mit uns. Sie stärkt den muthigen Held der aus der edelsten Liebe für sein Vaterland demselben seine Ruhe und sein Leben aufopfert, mit der Versicherung der Unsterblichkeit, die sie ihm vorhält; und sie unterhält den Weisen in seinem nächtlichen Wachen selbst alsdann, wann er für die Erleuchtung der Welt arbeitet, und die Menschen zur Mäßigung ihrer Begierden zu erwecken sucht. Die Vernunft muß mit ihrer Kühle die unordentliche Hitze unserer Begierden mäßigen, und diese müssen wieder mit ihrem Feuer jener die nöthige Wärme gäben. Ohne diese weise Vermittelung hätte Gott uns die Tugend zu schwer gemacht, und sie würde nirgend zu einer fruchtbaren Reife gekommen seyn. Denn Tugend bestehet nicht in einzelnen Pflichten, sondern in einer allgemeinen Liebe zum Guten. Eine einseitige Tugend, die nur Eine Pflicht erfüllet, und die übrigen vernachläßiget, bringt allemal so viel Böses als Gutes. Die gewissenhafteste Gerechtigkeit ist ohne Menschenliebe und Sanftmuth, eben das was die rauheste Härte ist; und die zärtlichste Gutherzigkeit

ver-

veranlasset ohne Gerechtigkeit die grausamsten Unordnungen. Wie schwer würde uns aber bey unserer Schwachheit diese allgemeine Ausübung der Tugend seyn, wenn unsre natürlichen Triebe die mit ihnen zu nächst verwandten Tugenden uns nicht so leicht machten, daß wir unsere gröste Aufmerksamkeit eigentlich nur auf Eine, nämlich auf die zu wenden haben, deren Ausübung uns am schwersten ist. Unsre Kräfte würde durch die gleiche Anstrengung auf alle sich erschöpfen, und es würde von allen unsern Tugenden keine die Wirksamkeit erhalten, die ihnen eigentlich das rechte Leben geben muß. Durch diese weise Einrichtung unserer Natur aber bekommen sie alle, wiewohl in verschiedenen Personen, zur Erhaltung des allgemeinen Guten, ihre lebhafteste Wirksamkeit. In dem einen arbeitet die Mäßigkeit, in dem andern wacht die Gerechtigkeit mit einer gewissenhaften Strenge; wieder in dem andern sinnet die Menschenliebe, wie sie sich am wohlthätigsten machen soll. Das vollkommene Ideal dieser moralischen Schönheit findet sich nirgend; sie ist, wie in der körperlichen Natur, vertheilet. Ihr Einfluß wird zwar nie so vollkommen, als er seyn könnte, weil er durch die Mattigkeit der andern wieder geschwächt wird;

wird; indessen kömmt doch im Ganzen eine Wirksamkeit heraus, die das Böse nicht überwiegend werden läßt, und zugleich erhält die Weisheit Gottes zum Besten der Welt noch diesen Endzweck, daß die stärkste Wirksamkeit dahin kömmt, wohin sie nach ihrer Absicht kommen soll.

Der Wille des Schöpfers ist zwar, daß alle unsere Leidenschaften durch die Erleuchtung und Leitung der Vernunft und Religion zur wahren Tugend erhoben werden, und dadurch ihre sichere Wohlthätigkeit erhalten sollen. Aber die allgemeine Wohlfahrt würde vielleicht nicht so vollkommen erreicht werden, wenn wir insgesammt alle Tugenden in einem gleichen Maaße von äusserlicher Wirksamkeit besäßen. Der Trieb würde an dem einen Orte zu schwach, an dem andern zu stark seyn. Der Stolze soll leutselig und gefällig werden, aber seinen Muth soll er behalten; die Vernunft soll ihn nur auf ein wahrer Gut leiten, und ihn mäßigen, daß er nicht beleidigend werde. Der Geizige soll wohlthätig werden, es soll seine erste Pflicht seyn, seinen Nächsten wie sich selbst, zu lieben; aber deßwegen soll er eben die Freygebigkeit des natürlich Gutherzigen nicht haben, der nichts für sich behalten kann. Keine Leidenschaft soll un-

ordentlich, unmäßig, ungerecht seyn; die Liebe zur allgemeinen Vollkommenheit soll sie alle leiten, ihnen die Schädlichkeit nehmen, ihre Wohlthätigkeit allgemein und sicher machen, aber der Caracter soll bleiben. Der Stolze soll seinen Muth der Geizige seine Vorsicht und Mäßigung, der Harte seinen Ernst, der Weichherzige seine Sanftmuth behalten. Und diesen Unterschied will auch die Religion, die heiligste, die lauterste Religion nicht aufheben. Sie erkennet die glänzendsten Handlungen für keine ächte Tugend, die ihren Glanz von einer darunter liegenden natürlichen Unempfindlichkeit oder Weichherzigkeit haben. Sie sollen alle ihren eigentlichen Glanz, ihr Feuer, von einem edlern und reinern Triebe, von einem Triebe, der allezeit sicher, allezeit wohlthätig, allezeit erleuchtet ist, sie sollen es von der Liebe Gottes haben; aber sie will deßwegen die Einrichtung der Natur nicht aufheben. Sie verdammet den eingebildeten Gerechten, den Gutherzigen, der, mit Vernachlässigung der übrigen, sich mit seiner einzelnen Tugend für einen Christen achten wollte; sie fordert von einem jeden, wenn er Theil an ihren Verheissungen haben will, daß er seine herrschende Neigung, die seiner allgemeinen Ausübung des

Gu-

Guten am gefährlichsten ist, am meisten, am ernstlichsten zu bekämpfen suchen soll; aber dagegen läßt sie ihm auch den Trost, daß er nicht nach der äussern Wirksamkeit, sondern nach der Redlichkeit seines innern Bestrebens soll gerichtet werden. Dieß ist die Anlage unserer Natur; und wenigstens beweiset diese, wie ich schon gesagt habe, so viel, daß der Schöpfer auch so gar den schwächern Theil derselben mit so unendlicher Weisheit eingerichtet hat, daß auch dieser noch zur Erhaltung des Uebergewichts im Guten aufs möglichste behülflich werden muß. Sollte aber Gott in der Anlage dieser unserer moralischen Natur seine unveränderliche Liebe zur Vollkommenheit so ernstlich bewiesen, und die Wirkung dieser weisen Einrichtung, die allein von der Verbindung abhängt, dem blinden Zufalle überlassen und die weisen Absichten der Schöpfung in dem Fortgange der Welt ganz vernachläßiget haben? Lassen Sie uns auf die ursprüngliche Natur unserer Leidenschaften noch einmal zurückgehen. Was sind sie? Ein blinder unumschränkter Trieb, die Selbstliebe. Gott hat uns zwar die Vernunft zur Leitung dieses Triebes gegeben, aber zur Ordnung des Ganzen thut dieselbe nichts. Sie macht nur die einzelnen Handlungen gut, und berühret

nur

nur ihr nächstes Rad, aber die übrigen Räder, die durch sie wieder in Bewegung gesetzet werden müssen, sind ausser ihrem Gesichte und ihrer Gewalt. Einfach und heftig würde dieser Trieb also noch nichts als ein beständiger Sturm seyn, der alles nach Einem Ufer mit sich fortrisse, wenn der weise Regent der Welt, der in der Natur, durch die sich immer verändernde Lage des Erdbodens, und durch die verschiedne Beschaffenheit der Luft, dem Winde so viel besondere Richtungen zu geben weiß, daß die Luft dadurch in der gesundesten Abwechselung beständig erhalten wird, und die befruchtenden Dünste über alle Gegenden der Erde mit einem gleichen Triebe getragen werden; wenn, sage ich, dieser weise Regent der Welt nicht ebenfalls die Neigungen und Grade dieses Triebes durch seine Weisheit dergestalt abzuändern, und in so viel besondere Neigungen zu vervielfältigen wüßte. Diese Neigungen sind wiederum erst nur sehr einfach, nämlich Liebe zur Ehre, und Liebe zum Vergnügen, (denn der Geiz gehöret gemeinschaftlich zu beyden, und ist nichts als die blinde Begierde, sich der Mittel zu beyden zu versichern;) sie bekommen aber schon, so nahe sie auch ihrer gemeinschaftlichen Quelle sind, eine so verschiedene Natur, daß sie,

wie Ost und West einander entgegen sind; und nachdem wir das eine von beyden Gütern entweder lebhafter oder schwächer empfinden, oder nach dem verschiedenen Maaß unserer Vernunft den Werth derselben beurtheilen, oder das eine vor dem andern schon besitzen, oder noch zu erlangen wünschen, und nachdem uns hier wiederum die Mittel leicht oder schwer vorkommen, so vertheilen sie sich wiederum in so viele und einander entgegengesetzte Leidenschaften, als Winde auf dem Compasse sind. So viel ungestüme wütende und blinde Triebe aber würden die Natur in eine ewige Gährung setzen, wenn eben dieser Herr der Welt, der die einander zerstörenden Naturen der Elemente so weislich vermischt, daß sie das grosse Erhaltungsmittel der ganzen Natur werden, nicht auch diese Triebe, durch die verschiedenen Grade ihrer Lebhaftigkeit, so weislich zu vertheilen, und, durch die verschiedenen Mittelursachen in der Welt, so wunderbar zu lenken, zu verbinden, zu erwecken, zu mäßigen, und zu dämpfen wüßte, daß diese an sich blinden und reissenden Triebe dennoch die ganze Ordnung der Welt erhalten. Ein jeder hat seine herrschende Hauptneigung, aber in der Mischung der Grade ist eine Proportion, die nicht zu ergründen ist. Stolz,

Wollust,

Wollust, Eigennutz, Ueppigkeit, Haß und Liebe arbeiten in allen Menschen blind und unumschränkt durch einander, und in der Verbindung hält der Stolz der Wollust, die Wollust dem Geize, der Geiz der Ueppigkeit, die Furcht der Tyranney glücklicher die Wage, als von aller menschlichen Vernunft je zu hoffen wäre. Ein jeder wählt sein Geschäft blindlings nach seinen Neigungen, und durch das verschiedne Maaß der Fähigkeiten, und durch die besondern Leitungen, wovon er sich gleichsam fortgezogen fühlet, entstehen tausend verschiedene Geschäfte, die alle zur Vollkommenheit der Welt wie gewählt sind. Ein jeder hat seinen Stolz, seine Neigung zur Ueppigkeit, und zur Ruhe, und der niedrigste Stand findet immer so viel Glieder, als er braucht. Täglich werden tausend Alexander und Catilinen gebohren, und durch die Verbindung, worinn sie gebohren werden, führen sie alle ruhig den Pflug, und bauen die Erde, die sie nach ihrer Neigung verwüsten würden.

Beym Anfange dieser Abhandlung war die Frage: Wenn ein Gott ist, der die Welt regieret, woher kömmt die Unordnung? Ich kehre jetzt die Frage um: Wenn kein Gott ist, der um die Regierung der Welt sich bekümmert, sondern alles den blinden

Trieben der Geschöpfe überläßt, woher kömmt die Ordnung? Alle Vernunft, wie schon gesagt ist, thut dabey nichts. Aus allgemeinen Schöpfungsgesetzen läßt sich diese glückliche Verbindung so vieler willkürlichen Handlungen mit den zufälligen Begebenheiten der Welt eben so wenig erklären. Will man es einen Zufall nennen? Wie kann diese Mischung sich immerfort so ähnlich, wie kann der Lauf der Welt sich so einförmig bleiben? So ist der blinde Zusammenlauf der Atomen auch ein hinreichender Grund von der Ordnung und Schönheit der körperlichen Natur. Will man sagen, die Ordnung sey auch dürftig genug? Dieß wollen wir gleich näher beleuchten. Man muß wenigstens eingestehen, daß die Welt dabey fortdauert, und je geringer man diese Ordnung machte, je unerklärlicher würde nur ihre Erhaltung werden. Eine Maschine von Millionen Rädern, die alle eine innerliche einseitige Kraft sich zu bewegen und in einander zu wirken hätten, aber ohne eine übereinstimmende Zusammensetzung; was für ein unerklärliches Glück, wenn diese Maschine sich nie zerstörte, sondern sich immerfort in einer gleichförmigen Bewegung erhielte, und ihre Unordnungen selber wieder ausbesserte! Es ist natürlich, daß aus der Mi-

schung

schung so vieler widrigen Elemente schreckliche Gährungen entstehen; Stürme, die alles durch einander mischen, fürchterliche Erschütterungen und Volcane, die hier eine Gegend zur Wüste, dort blühende Städte zu Steinhaufen machen, Berge in den Abgrund versenken, neue Berge aus der Tiefe heben. Aber bewundern Sie dieß, daß diese Gährungen nicht immer fortdauren, sondern daß die Welt nichts desto weniger immer dieselbe bleibt, und daß, wenn diese Gährungen sich gesetzt, die Natur im Ganzen an ihrer Schönheit nichts verloren; daß die Luft, durch die Stürme von den ungesunden Dünsten gereinigt, ihre alles nährende Gesundheit wieder bekommen, daß sie, durch Hülfe der Erschütterungen und Erdbrüche, zugleich mit neuen befruchtenden Dünsten bereichert worden, und daß die Aetna und Vesuve selbst das wohlthätige Mittel werden, wodurch die innern Klüfte der Erde sich ihrer gährenden Dünste auf die unschädlichste Art entledigen, und zur Erhaltung der Länder, die diesen Erschütterungen am meisten ausgesetzt sind, am meisten behülflich werden. Könnten wir die innere Beschaffenheit der Erde, die Lage ihrer Theile, und die Verbindung ihrer Gänge und Klüfte in ihrem Skelet im Ganzen übersehen, so

würden wir in diesen anscheinenden Unordnungen die Weisheit und Wohlthätigkeit des Schöpfers noch weit mehr bewundern. Läßt indessen diese Ordnung der körperlichen Welt, ob wir gleich nur ihre äusserste Rinde, und auch diese nur stückweise sehen, sich ohne eine unendliche weise Vernunft nicht begreifen; so ist es noch unendlich weniger möglich, daß die moralische Welt, bey so vielen blinden, willkürlichen und ungestümen Trieben, die alle wiederum in das physische Gute und Böse einen so grossen Einfluß haben, ohne eine höhere weise Regierung bestehen könne.

Dieß bleibt allemal eine unwidersprechliche Wahrheit, daß die Welt durch mehrere Tugend, nämlich, wenn die Leidenschaften durch Vernunft und Religion mehr geleitet und gemäßiget würden, auch im Ganzen, in einer sich immer gleichen steigenden Proportion vollkommener seyn würde. Popens Satz whatever is, is right, muß mit einer sehr wohl erklärten Einschränkung genommen werden, oder der Mordbrenner stirbt, unter der Hand des Henkers, mit dem vollen Troste des Patrioten. Je weniger Unvollkommenheit in den einzelnen Theilen ist, je geringer muß sie nothwendig auch im Ganzen seyn. Die Unordnung der Leidenschaften

kann

kann zu der allgemeinen Vollkommenheit nichts beytragen. Die Leidenschaften selbst sind nöthig, ihre Unordnung ist immer schädlich, und kann von einem unendlich weisen Wesen nie als ein Mittel zum Guten unmittelbar gewählt seyn. Aber dieß ist der Beweis einer unendlich weisen Vorsehung, da sie aus höhern Absichten diese Unordnung zugelassen, daß bey dieser ungestümen Heftigkeit der Triebe, bey der Blindheit, womit alle Menschen nach einseitigen Absichten handeln, bey dem wenigen Gebrauche der Vernunft, bey dem geringen Einflusse, den die Vernunft dabey haben kann, diese Unordnungen dennoch allemal so gemischt und geleitet werden, daß die Welt nicht allein besteht, und das Böse im Ganzen nie überwiegend werden kann, sondern daß sie nach dem jedesmaligen Maaß ihrer verderbten Sittlichkeit so vollkommen ist, als sie seyn kann, und daß nirgend überflüßige Uebel sind, die das menschliche Geschlecht ohne Endzweck unglücklich machen.

Ich sagte beym Anfange dieser Abhandlung, wir Menschen und diese Erde wären nach Einem Plan gemacht, und die physische Einrichtung dieser Erde sey nach unserer sittlichen Constitution dergestalt abgemessen, daß, wenn jene im geringsten vollkom-

mener wäre, dieses ein Beweis seyn würde, daß der Schöpfer die moralischen Wesen, die er zu Einwohnern dieser Welt verordnet, gar nicht gekannt haben müsse. Je genauer Sie die Einrichtung dieser Welt betrachten, je mehr bestätigt sich diese Harmonie, und je mehr müssen Sie überzeugt werden, daß der Schöpfer den sittlichen Zustand der Menschen und dessen Vorfall aufs deutlichste vorhergesehen, und die ganze Ordnung der Dinge mit unendlicher Weisheit darauf eingerichtet habe. Dieß kann, als die unwiedersprechlichste Wahrheit, nicht genug wiederholet werden, daß das moralische Böse unendliche Uebel in der Welt hervorbringe, Uebel, welche die Menschlichkeit zittern, und die ganze Natur zum fürchterlichsten Schauplatz von Unordnung und Elend machen. Aber sehen Sie alle diese Uebel genauer an, so finden Sie, wie ich gesagt, nirgend ein überflüßiges Uebel, das die Menschen ohne Endzweck unglücklich machte. Es ist alles so eingerichtet, daß es sich ins unendliche nicht vermehren kann; es sind alles nur Anstalten, mit der grössesten Weisheit gewählte Anstalten, die dem Sittlichen das Gegengewicht halten müssen; und Sie finden nirgend mehr, als zu diesem Endzwecke nöthig ist. Beyde Uebel steigen

und

und fallen mit einander in einem unveränderlichen gleichen Verhältnisse. Bey einem das Verhalten der Sittlichkeit im Ganzen überwiegenden Uebel würde die ganze Natur zu Grunde gehen; bey einer in Vergleichung mit dieser Sittlichkeit zu vollkommenen Natur würde sie eben so wenig bestehen können. Die Natur kann nie vollkommner werden, als die Sittlichkeit ist, und sie darf es nicht. Vergönnen Sie mir hier einen einzigen Blick auf den gegenwärtigen Zustand von Europa zu thun. Vielleicht ist Europa noch nie in einer solchen Crise gewesen, daß die Natur in allen ihren Zweigen auf einmal abzunehmen und ihre Kräfte zu verlieren scheinet. Die Aecker, die Bergwerke, die Forsten, die Viehzucht, die Menschheit selbst, nichts scheinet für die nöthigen Bedürfnisse mehr hinreichend; alles drohet einen allgemeinen Bankerott der Natur, und alle Cabinette der Fürsten vereinigen sich mit den Societäten der Wissenschaften, um den fürchterlichen Folgen davon vorzubeugen. Man bietet Preise über Preise, um neue Erfindungen zu erwecken: alle Hände, die nicht von der Ueppigkeit schon gedungen sind, arbeiten an Projecten; sie ersticken sich durch ihre Last einander selbst; man macht Versuche über Versuche, wie man der Erde eine

grössere Fruchtbarkeit geben, das Korn vermehren, die Holzungen vervielfältigen, die Landesproducte verreichern, neue Quellen entdecken möge; selbst die Menschheit reicht nirgend mehr zu, und wird eine Art Waare, die der eine Staat dem andern abzugewinnen sucht. Die Bemühungen verdienen alle Hochachtung, und werden auch nicht ohne glücklichen Erfolg seyn; aber sie werden es nur unter dieser Bedingung seyn, wenn die Anstalten, die Sittlichkeit zu verbessern, mit eben dem Eifer betrieben werden. Geschicht dieß, so ist der glücklichste Erfolg von diesen Bemühungen gesichert, und wir können selbst einen guten Theil davon ersparen; denn die vornehmsten Ursachen dieses Verfalls werden alsdann von selbst aufhören, und die Natur wird wieder eben so fruchtbar, eben so ergiebig seyn, als sie gewesen. Aber so lange dieses versäumet wird, so sind auch, (denn die Natur ist nicht auf die Verschwendung, sondern auf die Mässigkeit eingerichtet,) zuverläßig alle Bemühungen vergebens, und wir vermehren mit allen Anstalten das Uebel. Ich will hier noch von keinem Verhängnisse reden; ich will den Zustand der Welt nur nehmen, wie er unmittelbar in die Augen fällt. Die Quellen dieses allgemeinen Verfalles sind unläugbar

läugbar die aus allen Ufern gebrochene und alle Stände überschwemmende Ueppigkeit und der Leichtsinn. Diese Quellen wollen wir nicht verstopfen; wir graben, und wollen noch neue Zuflüsse hineinleiten, und wir wollen ihre Folgen nicht; wie widersprechend! Wir wollen die Reichthümer der Natur vermehren, und der Ueppigkeit keine Grenzen setzen; wir wollen den aus allen Grenzen der Menschheit ausgebrochenen Leichtsinn nicht hindern, und wir raffiniren auf Bevölkerungen; wie unmöglich! Es wäre das gröste Unglück, wenn es möglich wäre. Soll die Ueppigkeit noch unsinniger, soll der Leichtsinn, diese Pest der Menschheit, noch rasender werden? So lange Religion und Tugend diesen Verfall nicht bessern, so sind die Schwächungen der Natur, die Entvölkerungen, der Mangel, nicht allein unausbleibliche Folgen, sondern es sind auch die einzigen Arzneyen, welche die Vorsehung in der Natur hat veranstalten können, die noch gefährlichen Ausbrüche des Uebels zurück zu halten. Das physische Uebel ist die Krankheit, das moralische ist die Ursache. In der Krankheit arbeitet die Natur, die Ursachen wegzuschaffen; wollen wir dieser noch mehrere Nahrung geben, so verderben wir die Säfte immer mehr,

und die Auszehrung oder der Brand sind bey der stärksten Constitution unvermeidlich.

Der Verfasser des Dictionaire ist unter dem Artickel Guerre, über den Krieg, die Pest und Tyranney bis zur Gotteslästerung witzig, um zu erweisen, daß diese schrecklichen Geisseln des menschlichen Geschlechts mit einer wohlthätigen und weisen Vorsehung nicht bestehen können. Um dieß Register vollständig zu machen, wollen wir die Classe von solchen Philosophen noch hinzusetzen, die es sich zum Beruf machen, mit dem Leichtsinne die ganze Theorie der Laster zu predigen, und in ihren Schriften alles, was der Menschheit noch je heilig gewesen ist, verdächtig und lächerlich zu machen. Eine Philosophie, die das menschliche Geschlecht noch unendlich mehr zerstöret, als alle die höllischen Maschinen, die der Krieg zur Zerstörung der Menschen je erfunden hat. Denn wenn der Krieg Jahre lang wüthet, einzelne Länder verwüstet, so verbreitet sich dieses Gift über das ganze menschliche Geschlecht, dringt in das Innerste der Familien, schleicht unter verrätherischen Namen in die unschuldigsten Herzen, greift das menschliche Geschlecht in seiner innersten Constitution an, tödtet noch ungebohrne Generationen, und würde endlich

lich die ganze Menschheit zerstören, wenn der Herr der Welt, der auch diese rasende Periode voraussah, und der alles Uebel bis auf einen gewissen Grad steigen läßt, um es dadurch wieder zu seinem eigenen Gegengifte zu machen, nicht auch diese Raserey durch seine Vorsehung so zu lenken wüßte, daß eben der hohe Grad, wozu sie steigt, mit allen den schrecklichen Folgen die Menschen zu dem Gefühle bringen muß, was eine solche Philosophie, die der Tugend und Sittlichkeit alle Bewegungsgründe nimmt, für Flüche über den Erdboden bringe, damit sie die Wahrheit und Tugend so viel besser schätzen lernen; Kein vernünftiger Moralist, er trage bloß einen Mantel oder ein Chorhemd darüber, verdammet die Polieucte und Athalien, als Werke eines bösen Geistes: aber eine solche Philosophie verdammet alle Vernunft mit Recht, als eine Erfindung der Hölle, welche die grossen Wahrheiten von Gott und der Tugend nur allein zu Maschinen auf dem Theater braucht, und unter diesem gestohlnen Namen, mit Hülfe von lauter verrätherischen Verfälschungen, diejenige Religion den Menschen verdächtig zu machen sucht, welche die einzige wahre Stütze der Menschheit ist, welche noch allein die Würde der Menschen erhält, daß

sie

sie sich nicht durch ihre Laster selbst zu Thieren machen, oder durch die Tyranney dazu gemacht werden; Diejenige Religion, die aus der Liebe Gottes und einer allgemeinen Menschenliebe nur Ein Gesetz, ein unzertrennliches Gesetz, und dieses Gesetz zur ersten Bedingung aller ihrer Verheissungen macht; die nur Eine Tugend, nämlich das Bestreben, Gott in seiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu werden, kennet, und hiernach den Werth aller Handlungen richtet; die keinem herrschenden Laster verzeihet; die allen Leidenschaften eine sichere Wohlthätigkeit giebt; die allen Fähigkeiten und Schwachheiten der Menschen angemessen ist; die alle Stände in ihrer Ordnung erhält, alle Pflichten veredelt; die den Regenten mit dem Unterthan durch die festesten Bande verbindet, und beyder ihren Rechten eine gleiche Sicherheit giebt; die die Menschen, indem sie sie zu einer höhern ewigen Vollkommenheit bereitet, zugleich zur höchsten Vollkommenheit führet, deren ihre Natur hier fähig ist, und den Himmel hier schon auf die Erde bringen würde, wenn sie nach ihrer wahren Fruchtbarkeit allgemein werden möchte. Und die Feinde dieser göttlich wohlthätigen Religion, die es sich laut zum Verdienste machen, daß sie vierzig Jahre

an der Vertilgung derselben gearbeitet, (aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer,) dürfen sich noch das Ansehen geben, als wenn sie die Fürsprecher der Menschheit wären!

Ich muß nur erst diesen Grundsatz hier noch einmal wiederholen, daß Gott, dessen unendliche Weisheit und Güte die größte Vollkommenheit in der körperlichen Natur gewählet, und darinn keine andere Uebel zuläßt, als in so weit sie die unentbehrlichen Mittel sind, diese Vollkommenheit zu erhalten, die unendlich grössere moralische Vollkommenheit seiner freyen Geschöpfe eben so ernstlich zu erhalten, und die gefährlichern Ausbrüche ihrer unordentlichen Sinnlichkeit durch eben so weise Anstalten zu verhindern suchen werde.

Lassen Sie uns jetzt zuerst den Krieg betrachten. Es ist wahr, ohne Absicht auf die Moralität der Menschen würde dieses grausame Uebel ein unauflöslicher Einwurf gegen die Vorsehung eines weisen und gütigen Gottes seyn. Wie traurig, daß Menschen, welche die deutlichsten Kennzeichen der Blutsfreundschaft und einer gemeinschaftlichen Abstammung an sich haben, welche in ihren Empfindungen sich so ähnlich, und durch so viele Ban-

de unter einander verbunden sind, vernünftige Menschen, die so viele weise und billige Gesetze zu ihrer gemeinschaftlichen Wohlfahrt unter einander gestiftet haben, daß diese noch kein ander Mittel kennen, ihre Forderungen gegen einander auszumachen, als was Tyger gegen Tyger brauchen; daß oft, nur um den Ehrgeitz, den Eigennutz, oder die Rache einiger wenigen zu befriedigen, so viele tausend Unschuldige mit ihren Gütern, ihrer Freyheit, ihrem Leben die Opfer werden müssen; daß so viele tausend edle und würdige Menschen, deren Leben ein Glück und eine Zierde der Menschheit ist, ihr Blut, so oft es von ihnen gefordert wird, mit dem Blut der Thiere vermischt, zu diesen Opfern auf den fürchterlichen Walstätten, wo der schnelleste Tod noch eine Wohlthat ist, mit vergiessen müssen; daß noch so viele tausend andere aus den Armen der Ihrigen von nützlichern Geschäften wider ihren Willen dazu hingerissen werden; daß noch wieder so viel andere, so bald sich eine dergleichen blutige Scene nur öfnet, schaarenweise, ohne zu wissen, worauf es ankömmt, ihr Leben für einen geringen Sold dem Freunde und Feinde willig verkaufen, und, wenn sie es zur ganzen Beute davon getragen, sich dieses traurige Erhaltungsmittel gleich wieder wünschen; und daß

endlich,

endlich, nach allem diesem Blutvergiessen, die übrig gebliebene Menschheit für ihre künftige Ruhe nie etwas gewinnet; daß die neuen Zurüstungen, welche die Furcht beständig erfordert, selbst im Frieden alle Früchte desselben wieder verschlingen; und daß die Verträge und Friedensschlüsse selbst nichts als Anlagen zum neuen Kriege sind, der, so bald die Menschen, (nicht anders, als wenn es ihre erste und natürlichste Bestimmung wäre,) zu dem nöthigen Maasse der Stärke nur herangewachsen, und die erschöpfte Natur aus ihrer Ohnmacht sich kaum wieder erholet, mit eben der Wuth, und mit eben so wenigem Gewinn wieder anfängt! Ich wiederhole es, ohne Absicht auf den sittlichen Zustand der Menschen, würde dieses fürchterliche Uebel sich aus einer weisen Vorsehung nie erklären lassen. Aber wir wollen es jetzt in dieser Verbindung ansehen. Es würde zu vermessen seyn, bey einem jeden einzelnen Falle die weisen Absichten angeben zu wollen, warum Gott bald die eine Gegend vor der andern, bald die eine Zeit vor der andern, mit diesem Gerichte heimsuchet. Gott, der allein die Verbindung der Dinge mit allen ihren Folgen übersieht, und dem, bey der Regierung des Ganzen, alle einzelne Geschöpfe zugleich gegenwärtig sind, der kann

die weisesten und besten Ursachen haben, die wir nim̃er übersehen können; und wir haben nicht nöthig anzunehmen, daß er um des Ganzen willen das Schicksal der einzelnen Geschöpfe übersehe, und, wie wir Menschen es oft geschehen lassen müssen, das Loos des Unglücks blindlings auf diesen oder jenen fallen lasse. Es muß und kann uns bey unsrer kurzen Einsicht allemal zu unsrer Beruhigung genug seyn, wenn wir im Ganzen sehen, daß in der Natur kein Uebel ist, welches von seiner Weisheit nicht geleitet wird, und daß auch der Krieg mit allen seinen Schrecken nicht bloß eine natürliche Folge des Stolzes, des Eigennutzes, und der Unruhe der Menschen ist; (denn dieß sagte noch weiter nichts, als daß er ein Uebel sey,) sondern daß er zugleich ein heilendes Uebel ist, daß die volle Natur eine Arzeney hat, und nicht allein die noch gefährlichern Ausbrüche verhüten, sondern auch die Ursachen des Uebels mindern, und der menschlichen Constitution, wenigstens auf eine Zeitlang, eine neue Gesundheit wieder geben muß.

Stellen Sie sich erst überhaupt den überwiegenden Hang der Menschen zum Leichtsinn und zur Ueppigkeit vor, wie gewaltig derselbe bey Ruhe und Ueberfluß überhand nehmen, wie unmenschlich

gleich

gleich die ganze Denkungsart dabey werden, und wie schnell sich diese durch alle Classen der Menschen gleich verbreiten kann. Nehmen Sie nun zugleich an, daß ein Abbe St. Pierre ein System erfinden könnte, wodurch alle öffentliche Ausbrüche des Krieges verhindert würden, daß die Welt ganze Jahrhunderte hindurch Frieden hätte, daß die Zahl der Menschen sich immerfort vermehrte, die Reichthümer sich häuften, der Erfindungen zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Menschen immer stiegen. — Ausser Streit ein entzückendes Bild von der Welt, wenn die Religion und die Tugend allemal zugleich wüchsen. Aber da wir die Menschen nehmen müssen, wie sie sind, in was für einen Verfall würde bey einem solchen ewigen Frieden das menschliche Geschlecht versinken; wie ausschweifend würden alle Laster, wie tyrannisch der Stolz der Grossen, wie unmenschlich die Ueppigkeit der Reichen, wie vergiftet wurde die ganze Denkungsart der Menschen werden; was würden die ernsthaften Lehren der Tugend noch für Eingang finden; was würde Gott in den Augen der Menschen bleiben; wenn dieser Herr der Welt, der hier durch Stürme und Gewitter die Atmosphäre vor pestilentialischen Fäulungen bewahret, und dort den innern

Dünsten der Erde durch Volkane Luft macht, nicht auch durch dergleichen Plagen, wie der Krieg ist, bald in dieser, bald in einer andern Gegend, die gefährlichen Ausbrüche der Unsittlichkeit hinderte? Die ganze Constitution der Menschen wird dadurch gleichsam erschüttert; sie fühlet, wenn der Paroxysmus vorüber ist, ihre Schwäche, und wird in ihren Trieben gemäßigt. Der herrschende Leichtsinn wird im Ganzen gebrochen; es entsteht wenigstens auf eine Zeitlang, eine neue ernsthaftere Denkungsart; das Gefühl von Religion und Tugend wird wieder erweckt; man fängt den unbekannten Gott wieder an zu suchen; man sieht, daß Macht, Klugheit und List noch unter einer höhern Regierung stehen, und daß es nicht die Politik der Cabinette noch die Taktik der Heere sind, die das Schicksal der Welt bestimmen. Die Ueppigkeit verlieret ihre Nahrung; die Zerstörungen, die dadurch angerichtet werden, erwecken einen neuen Fleiß; es werden bey der Gelegenheit neue Künste, neue wohlthätige Künste erfunden; es wird eine Menge Menschen dadurch in Ordnung gebracht und dem Staate nützlich gemacht, die demselben vielleicht sonst zur Last seyn würden. Es werden gewisse edle Triebe erweckt, welche die Sittenlehre der Schule vielleicht

nicht

nicht so allgemein gemacht hätte, und welche auch im Frieden ihre nützlichen Wirkungen behalten; die Grösse des Objects giebt der Seele eine Festigkeit und Grösse, und daben eine Wirksamkeit, wozu die einfachern und ruhigern Geschäfte des Friedens nicht so leicht Gelegenheit geben. Die Kostbarkeit der Kriege verhindert die unaufhörlichen und weit mörderlichern und grausamern Kriege der Wilden. Je mehr der Krieg eine Wissenschaft wird, je mehr gewinnet die Menschlichkeit daben; Zucht und Ordnung werden die ersten und wesentlichsten Gesetze, Wissenschaft und Mäßigung die ersten Eigenschaften; die Grösse des Helden wird nach der Grösse seines Geistes und seiner Menschlichkeit gemessen; der Unwissende wird mit aller seiner Kühnheit verachtet; blosse Herzhaftigkeit ist die Eigenschaft des gemeinen Mannes, unnöthige Grausamkeit das gehäßigste Laster, und der Räuber im Felde ist in Aller Augen das, was der Räuber auf der Heerstrasse ist. Bey einem ewigen Frieden würden die niedrigen Familien in einer ewigen Knechtschaft bleiben, die Grossen würden unerträglich tyrannisch werden. Hier findet ein jeder Geist die Gelegenheit zur Ermunterung; die Gelegenheit macht ihm Muth, seine Fähigkeiten zu zeigen; er wird von

 einem

einem edlen Triebe belebt, und vielleicht der Stammvater eines neuen Geschlechts, das in wenigen Generationen eine Wohlthat und Zierde seiner Zeit wird. Der träge Stolz wird dagegen zu wohlthätigern Sitten wieder gezwungen; die Reichthümer bekommen einen neuen Strom, und bringen dadurch die Fruchtbarkeit auch in solche Gegenden, die der Mangel in einer unthätigen Dürftigkeit erhielt. Selbst die Menschen und ihre Caracter werden mehr unter einander gemischt; die Verschiedenheit, die das Clima und die Regierungsform darinn verursachen, und die bey einem ewigen Frieden aus einer jeden Nation endlich eine ganz andere Art von Menschen machen würden, verlieret sich; die kriegenden Völker lernen einander genauer kennen; sie schlagen sich, und nehmen unvermerkt eines des andern Sitten an; die Rauhigkeit des einen wird durch den Leichtsinn des andern gemildert: durch die damit verknüpfte Vermischung der Menschen werden die Denkungsart und die Sitten sich im Ganzen so viel ähnlicher; die Menschen werden mehr Eine Familie; die Künste und Wissenschaften werden nach andern Orten hinüber getragen; die Eroberung von Constantinopel ist der Grund der ganzen Erleuchtung von Europa.

Sie sehen, ich beschreibe die Wohlthat des Fiebers. Es bleibt eine Krankheit, welche die Natur allemal auf eine Zeitlang schwächt, und, wo sie zu oft kömmt, sie nie zu ihrer rechten Gesundheit kommen läßt: indessen ist es bey der fortdaurenden Unmäßigkeit nicht allein eine Folge, sondern auch zugleich eine von dem weisen Schöpfer veranstaltete wohlthätige Bemühung unserer Natur, das Uebel, was da ist, wieder wegzuschaffen, und die gefährlichen Folgen desselben zu verhüten.

Die Tyrannen schafft ein jedes Volk sich selbst, und die Tyranney ist allemal eine Folge der Verachtung, die es durch seine Niederträchtigkeit sich zugezogen hat. Die ärmste Tugend ist nie in dieser Gefahr, und so lange diese bey einem Volke ihren Werth behält, da kann es dem kühnsten Stolze nicht einfallen, es zu Sclaven zu machen. Wer aufrecht steht, den wagt Niemand zu untertreten; aber wenn er sich selber hinwirft und thierisch kriecht, so macht er den Feigsten dreist, über ihn wegzugehen. Wenn die Tugend bey einem Volke erst ihren Werth verloren; wenn es, für seine Ueppigkeit zu arm, seine edelsten Rechte selbst verkauft, um für jene nur mehrere Nahrung zu finden; wenn Gewissen und Treue für den niedrigsten Lohn feil sind,

und alles um die Wette sich zum Throne drängt, um das Gnadenzeichen der Kette zu haben; da bereitet es seine Sclaverey sich selbst, und da kann hernach auch die einzelne Tugend dem allgemeinen Joche nicht widerstehen.

Der schrecklichste Schauplatz, der je in der Welt davon gewesen, war Rom unter seinen erstern Kaisern. So lange Mäßigkeit in Rom noch eine Tugend, Armuth noch kein Laster, geraubter Reichthum und Ueppigkeit noch kein Verdienst waren; so lange Rom sich noch eine Ehre aus der Tugend machte, seine Sittenrichter hatte, und die Götter fürchtete, so lange war Rom vor allen Tyrannen sicher, Aber nach der Eroberung von Carthago fieng es an, seine eigene Sclaverey sich nach und nach selber zu bereiten. Es hatte noch Kriege; diese waren aber fast nichts, als Heerzüge um die Reichthümer aus Asien im Triumph nach Rom zu holen. Und mit diesem Reichthume überkam es auch alle asiatische Ueppigkeit. Nun war Rom der glückliche Staat; — mehr als eine halbe Million Einwohner; — einzelne Bürger, die einen königlichen Aufwand machten; Schauspiele, die Millionen kosteten; — Luculle, bey denen in so vielen Sälen täglich zugleich angerichtet werden konnte; —

Köche,

Köche, die mit ihrer verschwenderischen Kunst Apicier zur Verzweifelung bringen konnten. Der Geschmack in den schönen Künsten stieg zugleich; aber sie gaben der Ueppigkeit auch so viel grössere Reizungen, und nun war Rom auch seinem schrecklichsten Verfalle nahe. Die Julier, die Marier, die Pompejer, die Antonier waren zu groß, um Bürger zu seyn; keiner wollte weniger als die Herrschaft der ganzen Welt, und ein jeder suchte zu seinem Endzwecke durch die Bestechung des Volks, und durch eine allgemeine Gesetzlosigkeit zu kommen. Rom wurde die schrecklichste Mördergrube. Der Reichthum machte die Verschwendung immer grösser, die Verschwendung und Ueppigkeit machten die Raubsucht immer unersättlicher; was zu schwach war, mit Armeen zu rauben, das raubte durch Betrug, List, und Verrätherey; und was zuerst durch den Reichthum lasterhaft geworden, das wurde es durch den Mangel noch mehr, der keine Schandthat unversucht ließ, der gewohnten Wollust neue Nahrung zu verschaffen. Die Wollust entkräftete und tödtete endlich alle männliche Tugenden, und das römische Volk, das die alleredelste Nation gewesen, wurde in wenigen Generationen die allerniedrigste Rotte, die je der Erdboden

den getragen, und die schon alle Niederträchtigkeit der Sclaven hatte, ehe die Tyrannen noch gebildet waren. Aber sie waren eine unausbleibliche Folge. Ohne Absicht auf die Beschaffenheit des Volks, ist die Reihe dieser Ungeheuer die schrecklichste Erscheinung, welche die Natur je verunstaltet hat. Ein Tiberius in Caprea mit einem Sejan; — Ein Caligula, der seinem ganzen Volke nur Einen Naken wünscht; — Ein Nero, der sich mit einer Locuste einsperret, und Gifttränke für seine Unterthanen kocht; — Ein Domitian, der sich an den Thieren übt, wie er seine edelsten Bürger würgen will. — Aber sehen Sie diese Scheusale in der Verbindung an, so sind es Henker, die das Volk sich selber gebildet, und die Vorsehung aus gerechtem Gerichte zugelassen hat, um eine Denkungsart auszurotten, wobey die Menschheit hätte untergehen müssen. Alle Furcht vor den Göttern war verschwunden; der ganze Senat bestund, nach dem eigenen Geständniß des Verfassers des Dictionaire, aus offenbaren Gottesläugnern; das herrschende epikurische System, welches Fabricius, an der Tafel des Pyrrhus, allen Feinden seines Vaterlandes wünschte, hatte der menschlichen Natur, so wie der Tugend, alle ihre Würde genommen; die sich so

nennen-

nennenden Philosophen waren eine Bande griechischer Schwätzer, die den Schlemmern ihre üppigen Mahlzeiten verdauen halfen; die äusserlich starke stoische Philosophie hatte zu viel innerliche Schwäche, um jemals ein geltendes allgemeines System zu werden, und half weiter zu nichts, als dem einen und dem andern einigen mehrern Muth zum Selbstmorde zu machen. Der kriegerische Geist, der sich unter aller Ueppigkeit noch allein erhalten hatte, war auch noch zu stark, und der übrige Theil der Welt durch die Raubbegierde dieses Volks noch zu entkräftet, als daß ein anhaltender Krieg dem Uebel hätte steuren können. Zum ewigen Denkmale ihrer Gerechtigkeit, und zur Warnung für die ganze nachkommende Welt, trug also die Vorsehung solchen Henkern, die das Volk durch seine Niederträchtigkeit und Bosheit sich selbst geschaffen hatte, die Vollziehung dieses schrecklichen Gerichts auf. Die Ungeheuer fiengen alle ihre Regierung mit Behutsamkeit, und zum Theil mit unverdächtigen Beweisen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit an, und das Ende derselben würde wie der Anfang gewesen seyn, wenn die sclavische Niederträchtigkeit des Volks und seine rasenden Schmeicheleyen sie nicht zu so kühnen Unmenschlichkeiten

gereizet

gereizet hätten. Augustus bestieg wenigstens mit einem schwärzern Herzen den Thron, als eines von den folgenden Ungeheuern bey dem Antritte der Regierung fürchten ließ; aber die noch nicht ganz vertilgte Tugend des Volks, und die Würde seines Agrippa, erhielten ihn in der Ehrfurcht, daß er als ein Vater des Vaterlandes starb. Tiberius hatte alle Laster eines gebohrnen Tyrannen; aber da er auch alle Feigheit davon hatte, so würde er vielleicht durch seine übrigen Vorzüge der grosse Regent für Rom geblieben seyn, der er vorher als Feldherr war. Allein da die Raubsucht des in aller Ueppigkeit versunkenen Volks, während der letzten fünfzig Jahre, da die oberste Gewalt schon die einzige Quelle aller Reichthümer gewesen, auch schon so viel niederträchtiger geworden war, und der Senat ihm die unumschränkte Herrschaft, die er mit der furchtsamsten Verstellung suchte, mit den allerniederträchtigsten Schmeicheleyen selber aufdrang; so verdiente er auch alle die verächtlichen Grausamkeiten, womit nachher der Tyrann seine Herrschaft über ihn ausübte. Caligula, Nero, und Domitian bekamen nach einer jeden neuen Unmenschlichkeit neue götrliche Verehrungen, neue Altäre; aber verdient ein Senat, der solche Scheu-

sale

sale vergöttert, nicht allemal das erste Opfer solcher Gottheiten zu werden? Man wird sagen, dieß wären natürliche Folgen; das sind sie auch; aber wie sind natürliche Folgen vom Verhängnisse unterschieden? Es sind Wirkungen und Begebenheiten, die der Herr der Welt zur Ausführung seiner weisen und gerechten Absichten, nach dem jedesmaligen Zustande der Welt und dem Verhalten der Menschen, in dem Laufe der Dinge veranstaltet.

Die ansteckenden Seuchen und die unnatürliche grosse Sterblichkeit unter den Menschen müssen wir aus eben diesem Gesichtspunkte beurtheilen. Es wäre auch dieß sonst ein unerklärliches Phänomenon, warum Gott die menschliche Natur hierinn allein so viel schwächer als die Natur der Thiere gemacht hätte, da sie durch ihre ganze übrige Anlage so unendlich über die thierische erhaben ist. Denn der Mensch ist wirklich der Herr der Erde. Die Thiere sind nur für Ein Clima erschaffen; ihre Natur ist nur auf Eine Art von Nahrung eingerichtet, und ein jedes geniesset seine Nahrung nur einfach und roh: Der Mensch kann hergegen in allen Gegenden der Welt, wie in seinem Vaterlande, leben; er geniesset Fleisch und Kräuter, er vermischet die Früchte von Nordpole mit denen aus Indien,

dien, und schafft sich den Reichthum, den die Natur ihm darbietet, zur Vermehrung seines Vergnügens noch selber ins unendliche um. Aber so viel stärkere Warnungen brauchte der Mensch auch, ihn von der Unmäßigkeit zurück zu halten, welche, wenn er sich derselben überläßt, auch auf die ganze Constitution nothwendig einen so viel schädlichern Einfluß haben muß. Die Zärtlichkeit unserer Constitution ist hiernach aufs genaueste abgemessen. Sie giebt uns von der einen Seite alle die feinen Empfindungen, daß wir die Vorzüge unsrer Natur so viel mehr geniessen können; aber sie ist auch auf der andern Seite so viel warnender, daß wir unsere Sinnlichkeit nicht thierisch mißbrauchen sollen. Denn ein weiser Schöpfer konnte uns durch die Einrichtung unserer Natur nicht selbst zur Unmässigkeit und zum Mißbrauche seiner Gaben reizen. Dieß ist also unwidersprechlich, daß ein grosser Theil der Krankheiten, und der schrecklichen Seuchen, welche die menschliche Natur aufs grausamste verstellen, sich aus der Natur ganz wieder verlieren würden, so bald die Unordnungen wieder aufhörten, wovon sie die natürlichen und gerechten Folgen sind, und daß überhaupt die ganze menschliche Constitution ihre erste paradiesische Vollkom-

menheit

menheit und Schönheit nach und nach wieder erhalten würde, wenn die Unmäßigkeit, und der aus der grausamen Verschwendung zugleich für die Armen entstehende unnatürliche Mangel der nöthigen gesunden Nahrungsmittel alle Theile der menschlichen Constitution nicht dergestalt schwächten, daß auch die geringste widrige Mischung der Luft schon ein ansteckendes Gift wird, und den Zunder der Sterblichkeit dergestalt mit allen unsern Säften vermischt, daß das natürliche Ziel des menschlichen Lebens von den allerwenigsten erreicht wird. Alle Krankheiten können zwar nicht als eine solche Folge der Unordnung angesehen werden. Die Pest und andere ansteckende Seuchen wüthen davon unabhängig, und ihr Gift ist eine unmittelbare Wirkung der Luft, so wie ihre schnelle Verbreitung eine unvermeidliche Folge des geselligen Lebens ist. Da aber alle andere Uebel nicht allein unvermeidliche Folgen eines grössern Guts sind, sondern auch durch ihre weise Verbindung wiederum zu wirklichen Anstalten in der Natur werden, die mit dem ganzen übrigen Zustande der Welt und unsrer Sittlichkeit das genaueste Verhältniß haben; sollten wir denn diese Seuchen nicht auch für ähnliche Anlagen in der Natur zur zeitigen Verminderung der Menschen

ansehen

ansehen können, die Gott aber als der Herr der Welt allemal in seiner Gewalt behält, und nach seiner Weisheit bald über diese bald über jene Gegend leiten; aber auch, wenn seine heiligen Absichten erreicht sind, zur Schonung der Menschlichkeit jedesmal wieder mildern und aufheben kann? Der Gedanke scheinet beym ersten Anblicke für die weise Güte des Schöpfers vielleicht zu hart. Mußte denn, möchte man denken, um die Unordnungen der Sinnlichkeit einzuschränken, die Natur zu einem Zeughause von so mancherley schrecklichen Mordrüstungen gemacht, und derjenige Theil der Menschheit, den die andern Zerstörungen übrig lassen, noch durch so viele Arten von vergifteten Seuchen vermindert werden, und die Erde immerfort um ein Dritthel wüst bleiben? Ein Paar Anmerkungen werden es aber vielleicht deutlich machen. Dieß braucht überhaupt wohl keines Beweises mehr, daß wir Menschen, so lange wir in diesem sinnlichen Zustande sind, wenn wir nicht alles Gefühl für die Tugend und für Gott selbst verlieren sollen, keine von allen Seiten vollkommene Glückseligkeit haben dürfen. Es ist also nur die Mannichfaltigkeit der Uebel, und die damit verbundene Entvölkerung der Erde, was uns für eine göttliche Vorsehung zu

grausam

grausam dünkt. Aber da unsere Sinnlichkeit in so mancherley Unordnungen ausbrechen kann, ist es da der Weisheit der Vorsehung nicht gemäß, daß auch die Natur der Gegenmittel, wenn sie anders die Wirksamkeit der Arzeney haben sollen, darnach vervielfältiget werde? Unter einerley anhaltenden Leiden würde unsere Natur erliegen, und die Vorsehung würde ihre weise Absicht dabey nie erreichen. Sollte aber deren Mannichfaltigkeit mehr grausam, und der weisen Liebe des Schöpfers und Regenten der Welt weniger gemäß seyn? Wollten wir dafür immer einerley Plagen, ewige Kriege, ewige Erdbeben, ewigen Mangel? Dieß würde ein unnützes Uebel seyn, wobey die Natur zu Grunde gehen, und die Menschen gegen die heilsame Absicht Gottes völlig unempfindlich werden würden. Bey diesen Abwechselungen wird die Menschheit hergegen am meisten geschonet, die Natur kann sich in ihren geschwächten Theilen immer wieder erholen, und die Vorsehung erreicht ihre Absicht weit vollkommener. Es ist wahr, die beständige Todesgefahr, der wir bey diesen mannichfaltigen Arten der Sterblichkeit in allen Altern unsers Lebens immerfort ausgesetzt sind, hat für unsere Natur allerdings etwas fürchterliches. Aber wir wollen annehmen,

daß wir uns auf ein gewisses Ziel unsers Lebens verlassen könnten; daß die Jugend uns und unsere Familie gegen diese Gefahr zuverläßig schützte; daß wir auch selbst bey reifern Jahren unser Leben durch eine genaue Mäßigkeit dergestalt in unserer Gewalt hätten, daß wir bey einer gesunden Constitution keine ungesunde Witterung, keine ansteckende Seuche zu fürchten hätten: Wie unersättlich würden unsre Begierden, wie unmäßig alle unsre Leidenschaften, wie kühn würden die Entwürfe unsers Geizes und unsers Stolzes werden! Und da unsre ganze Natur behauptet, daß unser jetziges Leben nichts als die Vorbereitung zu einem zukünftigen vollkommenern Leben ist; würden auch alle übrige Mittel, welche die Güte Gottes hierzu verordnet hat, hinreichend seyn, uns dazu zu erwecken, wenn die Ungewißheit der Stunde, worinn der Herr unsers Lebens uns dazu abrufen wird, das Gefühl von der Wichtigkeit dieser grosser Veränderung unserer Natur durch die täglichen Beweise ihrer Hinfälligkeit nicht beständig in unserm Gmüthe erneuerte?

Der andere Anstoß ist die hierdurch verursachte fortdaurende Entvölkerung der Erde. Es ist wohl gewiß, daß der Schöpfer, der in allen übrigen

Staaten

Classen der Geschöpfe ihre Vermehrungskraft gegen ihre Erhaltungsmittel mit so unendlicher Weisheit abgemessen hat, bey der Fruchtbarkeit allein, die er unserer Natur eingepflanzt, sich nicht so verrechnet haben werde, daß er deßwegen nöthig hätte, dieselbe durch andere Anstalten in der Natur wieder zu vermindern. Aber lassen Sie uns annehmen, daß das menschliche Geschlecht nach seiner innern Fruchtbarkeit, ohne Abnahme, zu seiner vollen Reife käme, und daß folglich alle Winkel des Erdbodens gleich stark bevölkert wären: (Setzen Sie aber dabey immer die Unmäßigkeit, den Stolz, den Neid, den Geiz, den Hang zur Ueppigkeit voraus, wozu wir geneigt sind:) Was würde die Welt für ein fürchterlicher Schauplatz von Verwirrung werden, wenn wir uns mit unsern ungestümen Leidenschaften nirgend ausweichen könnten; wenn nicht irgendwo unbewohnte Länder, wüste Canadas übrig wären, wo unsere Habsucht sich hineinstürzen könnte; sondern wenn wir allemal erst, um Raum und Nahrung dafür zu finden, cimbrische Heerzüge, mexicanische Blutbäder anstellen müßten; oder wenn, wie ehemals bey den Griechen und noch jetzt bey den Chinesern, die Verminderung der Menschen ein Stück der unmenschlichsten Staatsklugheit wer-

 den

den müßte? Wie glücklich, daß der Schöpfer der Menschen diese Minderung nach seiner Weisheit selber übernimmt, die, bey der Fürsorge für das Beste des Ganzen, auch den einzelnen Menschen nie aus den Augen verlieren kann; und daß die Staatsklugheit nur für die Vermehrung und Erhaltung der Menschen zu sorgen hat, wobey die Menschheit, so demüthigend dann auch zuweilen die Ursachen für sie seyn möchten, wenigstens noch allezeit gewinnt!

Sollte aber Gott, bey der Anlage der menschlichen Natur, ihre Vermehrungskraft hiernach gleich gemindert haben; so hätte seine Vorsehung so viele andere weise und wohlthätige Absichten hiebey verloren; so wären überhaupt so viel weniger vernünftige Geschöpfe zu ihrer glücklichen Existenz gelangt, und auch jene vollkommnere Stadt Gottes würde an Einwohnern so viel leerer geblieben seyn, und Gott würde sich selbst dadurch gehindert haben, bey einer allgemeinen und bessern Sittlichkeit, den Zustand der Welt auch so viel blühender zu machen.

Ich sagte noch, daß wir die jetzige übertriebene Freyheit im Denken, die unter dem Namen der Philosophie nichts als eine Theorie aller Laster ist, und der Tugend durch die Verspottung der Reli-

gion alle ihre wahren Bewegungsgründe zu nehmen sucht, mit in die Classe dieser allgemeinen und verderblichen Seuchen, die das menschliche Geschlecht zerstören, setzen könnten. Man könnte es ebenfalls als einen Einwurf gegen die Vorsehung ansehen, wie die Weisheit Gottes diejenige Religion, die sie durch so viele ausserordentliche Anstalten zu bestätigen gesucht hat, dem Unglauben dergestalt Preis geben könne, daß sie selbst ein Gespött der lasterhaftesten und dümmsten Thoren wird.

Aber die Vorsehung ist auch hier eben dieselbe. Mit eben derselben Weisheit, womit sie alles andere Uebel in der Welt zuläßt und leitet, daß es nicht allein sein eigenes Gegengift, sondern auch noch das Mittel zu einem weit überwiegendern grössern Gute werden muß, mit derselben Weisheit läßt sie auch dieses zu. Alles Böse muß erst zu einem gewissen merklichen Grade von Grösse steigen, wenn es diese heilende Wirkung bekommen soll. Dieß ist unserer Schwachheit, und folglich auch der Weisheit Gottes gemäß. Wir würden auf die Schädlichkeit desselben eher nicht aufmerksam werden; es würde ein schleichendes Uebel bleiben, wovon wir die wahren Ursachen nicht entdecken würden, oder wir würden vielleicht diese mit ganz frem-

den und unschuldigen Ursachen vermischen. Die Vorsehung könnte diese Wirkungen schneller hervorbringen; aber durch den langsamern Weg erhält sie unendlich viel weise Nebenabsichten; die Welt wird zu dem grossen Endzwecke, den sie sich dabey vorgesetzt, besser zubereitet; die Wirkung selbst wird so viel sicherer, so viel reifer. Erst mußte ein Malagrida seinem Könige nach dem Leben stehen, ehe Portugal die Augen aufthat, und sich von den gefährlichen Grundsätzen einer Secte überführen ließ, wovon es bisher die gröste Stütze gewesen war. Erst mußte der grosse Geist eines intoleranten Bossuets die Clauden, die Basnagen, die Lensants und Beausobres bilden; erst mußte Harlais Verfolgungsgeist die protestantische Länder, die Louvois Stolz verwüstet hatte, mit den edelsten Bürgern wieder bereichern; erst mußte ein unschuldiger Calas gerädert werden, ehe Toulouse seine Davids und seine Mordproceßionen mit Schaudern ansieht, und ehe Voltaire selbst erwecket wird, die Seufzer der Natur und der Religion über die Grausamkeit des Verfolgungsgeistes vor den Thron des menschlichsten Königs zu bringen, und seine rührende Beredsamkeit zur Vertheidigung der wesentlichsten Rechte derjenigen Religion noch am Ende seines Lebens anzu-

anzuwenden, (möchte er dafür zur Vergeltung, ehe er dieses Leben verläßt, ihre göttliche Wohlthätigkeit und Wahrheit noch in ihrer ganzen Stärke empfinden!) die er in seinem ganzen Leben miskannt hat. Dieß ist der Weg, welchen die Vorsehung in der ganzen Natur nimmt; und man kann der Geschichte der Religion und der Wahrheit überhaupt nicht nachgehen, ohne eben die Spuren dieser Weisheit auf ihrem ganzen Wege mit Bewunderung wahrzunehmen.

So lange das menschliche Geschlecht in seinem gegenwärtigen schwachen Zustande seyn wird, so lange werden auch der Aberglaube und der Unglaube über einen Theil der Menschen ihre Herrschaft behalten. Einige werden immer aus Trägheit und Einfalt alles blindlings für Religion annehmen, was der Enthusiasmus, oder Arglist und Eigennutz unter diesem heiligen Namen ihnen aufbürden; der Leichtsinn wird hergegen sich immer, unter dem Vorwande der Vernunft, von aller Verbindlichkeit loszumachen suchen. Der Mensch ist indessen von Natur allemal zum Aberglauben geneigter, als zum Unglauben; seine Sinnlichkeit behält dabey immer ihren hinreichenden Schutz, und das natürliche Gefühl von der Gottheit wi-

dersteht der Theorie eines offenbaren Unglaubens. Er trägt daher dieß Joch bis zu einem gewissen Grade der Last, mit eben der knechtischen Geduld, womit er alle Sclaverey überhaupt trägt. Aber endlich wird es ihm unerträglich, besonders wenn er die glücklichen Vortheile der Freyheit vor sich sieht; seine Natur empört sich dagegen, er fängt an seine Menschlichkeit zu fühlen, er will sich ihre Rechte wieder zueignen, das Losungswort ist Freyheit; und je grösser ihm die Vortheile der Freyheit in die Augen leuchten, je grösser wird sein Haß gegen bisherige Knechtschaft. Aber der Misbrauch der Freyheit ist hier auch unvermeidlich. Das verderbte Herz, das auch das sanfte Joch der Wahrheit und Tugend mit Unwillen trägt, wird bey dieser Gelegenheit sich von aller Verbindlichkeit der Religion loszumachen, und, wie der Pöbel bey der Revolution eines Staats, in einer völligen Anarchie seine Vortheile suchen. Es wird alle Wahrheit unter dem Vorwande des Aberglaubens angreifen, und es da mit so viel mehrerm Schein thun, wo die Wahrheit von dem Aberglauben noch nicht ganz geschieden ist.

Diese Freyheit ist vielleicht noch nie, so lange die Welt steht, so ungebunden als jetzt gewesen; denn

denn die Vortheile der wahren Gewissensfreyheit sind noch nie zu dem Grade gestiegen. Das Licht bricht jetzt durch alle Finsterniß, worinn die Unwissenheit und der Fanatismus es bisher noch zurück zu halten gesucht, mit Gewalt durch; die Vortheile können nicht mehr unterdrückt werden; sie werden zu sichtbar, ihre Wirkungen zu rührend; die Philosopie und die Staatskunst empfinden sie beyde zugleich, und beyde arbeiten mit vereinigten Kräften sie allgemein zu machen; die Knechtschaft wird immer gehäßiger. Die Vorsehung hätte auch diesen Endzweck weit schneller erreichen können; aber der Weg, den sie gewählet, ist unendlich schonender und sicherer. Sie ließ das Licht nur erst an der Seite aufgehen, wo es am ersten durchbrechen konnte, in denen Gegenden, denen die Last und der Pracht des Aberglaubens, wegen ihrer Lage und ihrer übrigen Verfassung, am unerträglichsten waren. Hier blieb es ohne einen merklichen Fortgang zweyhundert Jahre wie ein Nordlicht, stehen. Aber es mußte durch die allmähliche Zertheilung der noch übrigen Nebel seinen eigenen Horizont erst völlig aufklären; die Früchte, die es durch seinen wohlthätigen Einfluß hervorbringen sollte, brauchten diese Zeit zu ihrer

vollen Reife. Nun aber bricht es mit so viel grösserer Gewalt hervor; seine Stralen verbreiten sich auch über die entferntesten Gegenden; auch diese fangen an den gesegneten Einfluß davon zu empfinden. Je lebhafter derselbe empfunden wird, je gehäßiger wird der Aberglaube; die alten Mittel, die ihn in seiner vollen Finsterniß fruchtbar machten, haben ihre Kraft verloren; sein Reich wird von allen Seiten angegriffen; die mächtigen Stützen seines Throns, die durch ihre gemeinschaftliche Verbindung aller weltlichen Macht unüberwindlich schienen, zerfallen nach und nach von sich selbst, und der gewaltige Orden, welcher vor dritthalb hundert Jahren von der Vorsehung gleichsam gewählet schien, durch seine drohende Grösse und seinen fürchterlichen Verfolgungsgeist den erschütterten Thron auf ewig zu befestigen, muß mit seinem Fall vielleicht das Mittel werden, die Absichten der Vorsehung so viel kräftiger zu befördern. Indessen wird die Wahrheit von ihrer wohlthätigen Seite immer freundschaftlicher angesehen, und findet nunmehr durch die willige Aufnahme einen weit sicherern und zuverläßigern Eingang, als wenn sie, noch ungekannt und gehasset, durch gewaltsamere Mittel der Welt früher wäre aufgedrungen worden.

den. Dieser allgemeine Haß gegen den Gewissens-zwang giebt freylich dem Leichtsinne die beste Gelegenheit, unter dem geliebten Namen von Philosophie die kühnsten Angriffe auf die Religion selbst zu wagen, und da er die Vortheile der schönen Wissenschaften, der Critik und Philosophie zu Gehülfen hat, so mußten seine Angriffe nothwendig auch so viel blendender und gefährlicher seyn. Dieser Misbrauch aber war, wenn die Vernunft und Menschlichkeit endlich zu ihren Rechten wieder kommen sollten, nicht zu vermeiden. Sollte diese Freyheit zu denken durch Pönalgesetze immer eingeschränkt bleiben, wie bald würde der Aberglaube, mit Hülfe dieser Waffen, die Gränzen seiner Herrschaft über das ganze Reich der Wahrheit und Vernunft auszubreiten suchen, wie tyrannisch würde er mit seinem bleyernen Scepter dasselbe beherrschen, und wie traurig würde hiebey insbesondere das Schicksal der Religion seyn! Sie würde nie hoffen dürfen, von den menschlichen Zusätzen gereinigt, zu ihrer ersten göttlichen Einfalt wieder zu gelangen, je mehr auf der andern Seite die Erleuchtung der Vernunft stiege, je gehäßiger und verächtlicher würde sie derselben in ihrer unlautern Gestalt werden müssen; die keuscheste Vernunft würde es nicht wagen

gen dürfen, das allgemeine Licht der Wissenschaften zu ihrer Aufklärug anzuwenden; sie allein würde von der glücklichen Erleuchtung der Zeit nichts gewinnen, sondern ihre ganze Erleuchtung immerfort von den traurigen Flammen der Scheiterhaufen nehmen müssen. Indessen würde aller dieser Zwang das Wachsthum des Unglaubens nichts mehr verhindern; bey der erleuchtetern Philosophie und Critik würde sich dieser ingeheim nur so viel mehr verbreiten; die Laster würden dadurch nur so viel kühner und allgemeiner werden; und so lange er aus Furcht vor den Gesetzen die Maske der Religion vorhalten müßte, würde die Schädlichkeit seiner vergifteten Grundsätze nie so deutlich erkannt, und ihren schädlichen Wirkungen mit so glücklichem Erfolge nie vorgebeugt werden können. Aber nun, da der Unglaube, unter dem gemißbrauchten Schutze der Freyheit zu denken, sich das Recht nimmt, alles, was der Vernunft und der Menschlichkeit nur je heilig gewesen ist, mit der frechsten Verwegenheit anzugreifen, nun gewinnt ihre Wahrheit von allen Seiten. Denn da er seine Angriffe mit allem verstärkt, was er von der Philosophie und den schönen Wissenschaften nur scheinbares borgen kann, und da er zur Entschuldigung seiner

seiner mißlungenen Angriffe nun nicht mehr sagen darf, daß es ihm nicht erlaubt sey, die Religion in ihrer wahren Schwäche vorzustellen: so ist auch alles, was sich jetzt gegen seine Angriffe erhält, sichere, unüberwindliche, göttliche Wahrheit. Dem Aberglauben sind alle diese Angriffe schrecklich; der kann sich dagegen nicht erhalten; alle Wunden, die er jetzt bekömmt, sind tödtlich; aber dieß ist für die Wahrheit ein neuer Gewinn. Der Vorwitz und der Enthusiasmus, die bey mehrerer Sicherheit immer geneigt bleiben, der Religion ihre Zusätze aufzudringen, dürfen bey dieser scharfsichtigen Wachsamkeit des Unglaubens es nicht wagen, sie damit verbinden zu wollen. Dieß aber giebt ihr eben ihre eigenthümliche göttliche Simplicität wieder; dieß macht sie eben so viel stärker, so viel göttlicher, der Vernunft selbst so viel verehrungswürdiger. Bey den Angriffen, die in den finstern Zeiten die Vanini und Brune mit ihren stumpfen Waffen auf sie machten, gewann und verlor sie nichts; aber die Tindal, die Spinoza, die Collins, die Bolingbroke, diese sind es, die sie ihre göttliche Stärke wieder zu brauchen gelehret haben, und je grösser ihre Feinde, je fürchterlicher deren Waffen werden, je grösser und entscheidender werden ihre Sie-

ge.

ge. Der merkwürdige Zeitpunkt, da die Vorsehung ihre Sache zu dieser Entscheidung bringen will, scheinet jetzo da zu seyn. Das volle Licht ist da; die unumschränkteste Freyheit ist auch da; die Vernunft sitzt auf ihrem Richterstuhle; alle Waffen, welche die Geschichte und die Critik dazu hergeben können, sind bereit; die ganze Welt ist aufmerksam; zween der größten Geister, die das Jahrhundert mit hervorgebracht hat, machen den Angriff. Aber wo der Eine, aus Furcht, der Religion zu viel einzuräumen, es nicht wagen darf, die nächsten Schlüsse von den Ursachen auf die Wirkungen gelten zu lassen, und wo der Andere bey aller Stärke seines Geistes, bey seinem bezaubernden Witze, die elenden und von allen Richterstühlen der Vernunft schon so viel hundertmal abgewiesenen Chikanen wieder zu Hülfe nehmen muß; wo er die Wahrheit, die er angreifen will, allemal sichtbarlich erst verstellen, sie geflissentlich mit dem Aberglauben vermengen, sich auf Anecdoten aus der alten Geschichte, die sonst niemand als er kennet, berufen, zu fälschen Zeugnissen seine Zuflucht nehmen, die ächten verstümmeln, oder sie mit einer noch unglaublichern Kühnheit gegen den deutlichsten Buchstaben anführen, die glaubwürdigsten Geschicht-

schrei-

schreiber a priori widerlegen, die Partey eines Nero und Domitians gegen einen Tacitus nehmen muß, und bey allem Reichthume seines Witzes, nicht anders, als wenn es nur um Betäubung zu thun wäre, sich bis zum Eckel abschreibt; sollte da wohl die Religion in Gefahr seyn? Der Angriff und die Vertheidigung bleiben sich immer gleich. Gegen die Angriffe eines Celsus war die Philosophie eines Origenes überwichtig stark; die Einwürfe eines Porphyrius fanden in der Gelehrsamkeit eines Eusebius ihre hinreichende Widerlegung: Wäre das Dictionaire philosophique vor ein Paar hundert Jahren gekommen, so hätte es ein gefährlich Buch seyn können; aber nun ist es ein philosophisches Meteor, wovor der Einfältige sich fürchtet, das der Weise aber nur für eine Entzündung fauler Dünste hält. Die Zeit, die diesen Verfasser gebildet, die hat auch vor ihm die Locke, die Addisone, die Clarke gebildet, die hat auch zugleich mit ihm die Haller und Littletone gebildet; und eben die schönen Wissenschaften, die der vertrauten Muse der Uranie den verführerischen Reiz geben, die geben auch der geheiligten Muse Gellerts den unwiderstehlichen Reiz, wenn sie von der Religion und der Tugend sind; und der einzige Gellert thut mit

seinen

seinen Schriften unendlich mehr Gutes, als alle Dictionaires philosophiques, Philosophies de l'histoire, Defenses de mon Oncle, Catechismes de l'honnète homme, Abrégés de l'histoire ecclestastiquc, und alle Recueils des Verités importantes je Böses thun werden. Denn Gellert hat allemal das unverderbte menschliche Gefühl für sich, bildet die noch unschuldigen Herzen zur Tugend, zur Tugend, die durch die Erfahrung sich immer wohlthätiger, immer liebenswürdiger empfinden läßt, ohne daß ihr Geschmack für das Schöne dabey etwas verlöre. Die Henriade bleibt ihnen deßwegen eben so schön, der Alzire sehen sie mit eben der Entzückung zu; aber die Tugend bleibt ihnen die größte Schönheit, weil sie die grössește Vollkommenheit in der Natur ist. Von solchen Schülern wird keiner leicht durch jene Schriften verführet. Nur die durch eine leichtsinnige Erziehung schon verdorbenen Seelen, nur solche, die auch ohne dergleichen Bücher eben die Lasterhaften seyn würden, die es schon waren, ehe sie diese Bücher kennen lernten, nur die leeren Köpfe, denen allezeit das letzte Buch, das ihnen vorkömmt, wahr ist; und denen alles Philosophie ist, was nur die Religion und die Tugend lästert, nur diese — sie werden auch nicht verführet, aber sie bekommen

dadurch

dadurch das Ansehen, systematischere Sünder zu seyn.

Ich bitte um die Erlaubniß, zu dieser schon so gedehnten Abhandlung nur Eine Anmerkung noch hinzuzusetzen. Es ist nicht zu läugnen, daß der gegenwärtige Zustand der Welt und der Menschheit sehr traurig ist; und je gerechter und weiser wir die Anstalten der Vorsehung dagegen erkennen müssen, je demüthigender ist für uns der Beweis von unsrer Unvollkommenheit. Sollten wir aber nicht die Hoffnung fassen dürfen, daß die Menschheit sich nach und nach zu einer, der Würde ihrer Natur und ihrer Bestimmung gemässern und allgemeinern Vollkommenheit noch erheben, und der Zustand dieser Erde dadurch zugleich noch so viel vollkommner werden könne? Unsre Natur wird freylich die Schwäche ihrer Sinnlichkeit allemal behalten; aber ist es deßwegen nöthig, daß der größte Theil der Menschen immer in der niedrigen thierischen Sinnlichkeit und Dummheit bleibe? Sollte dem ungeachtet nicht überhaupt eine thätigere Erkenntniß Gottes, eine allgemeinere Cultur der Vernunft, eine allgemeinere Sittlichkeit und eine wohlthätigere liebreichere Verbindung unter dem menschlichen Geschlechte möglich werden? Das

gesellschaftliche Leben erfordert Ungleichheit der Güter, der Geschäfte und Stände; ist es aber deßwegen nöthig, daß der größte Theil der Menschen in der schaudernden Armuth, in der unnatürlichen Knechtschaft, unter dem unmenschlichen Joche der Tyranney beständig seufze?

Das jetzige menschliche Geschlecht ist offenbar noch, wenn sich der Ausdruck schickt, in seiner Kindheit, und ist nach aller Wahrscheinlichkeit nicht älter, als die gemeine Rechnung es angiebt. Es ist nur noch Ein grosser Mann, der, aus seinem lächerlichen Haß gegen Moses, den Chinesen, gegen die Protestation ihrer eigenen Mandarine, die Ehre eines höhern Alters aufdringt. Der größte Theil der Menschen lebt offenbar noch in dem ersten wilden Zustande, worinn alle alte Völker gelebt haben, von der Jagd, von der Viehzucht, von den wilden Früchten, welche die Natur ihnen darbietet, ohne Sittlichkeit, ohne Polizey, ohne Ackerbau, ohne Künste. In ihren Kriegen, ihren Waffen, ihre Kleidung, ihrer Musik, ihren Spielen und Festen, zeiget sich noch nicht die geringste Cultur. Noch keine Kunst zu schreiben und zu rechnen; auch nirgend eine Spur, (denn nützliche Künste können sich, ohne durch nützlichere vertrieben zu werden,

nicht

nicht ganz verlieren,) daß sie je eine mehrere Cultur gehabt hätten; ausser einigen noch mehr verwilderten Begriffen, die bey ihrem ersten Ursprunge nothwendig keiner haben seyn müssen. So weit uns der Erdboden bekannt ist, findet sich auch nirgend ein Denkmal von Menschen, das über jene Rechnung hinaus gienge. Wir wissen aus der Geschichte noch den Anfang aller gesitteten Völker, noch ihre ersten Gesetzgeber, noch den Anfang aller Wissenschaften und Künste, noch die Zeit, da die Griechen von Eicheln lebten, da sie die Erfinder der gemeinsten brauchbaren Werkzeuge vergötterten, noch die Zeit, da sie noch zu ungeschickt waren, ihren Göttern eine Gestalt zu geben, da sie die Buchstaben gelernt, noch die Zeit, da diese erfunden worden. Und von dieser Morgenröthe des Lichts an, sind uns alle seine Stufen und sein jedesmaliger Horizont bekannt, und es ist seitdem noch immer im Wachsthume. Es ist in der Geschichte keine Periode, wo im Ganzen mehr Erleuchtung gewesen wäre. Hat Griechenland in einigen schönen Künsten nachher etwas voraus gehabt, wie unzählig viel andre Künste, die alle der Menschlichkeit zum Nutzen und zur Zierde gereichen, haben unsre Zeiten dagegen voraus! Wie viel hat die wahre

 Philo-

Philosophie, die Erkenntniß der Natur, die Erkenntniß Gottes gewonnen! Wie viel grösser ist zugleich der Horizont! und je weiter das Licht fortgeht, je grösser wird dieser. Eine jede Zeit gewinnt von dem Lichte der vorhergehenden, eine jede Gegend von der Erleuchtung der benachbarten; die eine Wissenschaft und Kunst erleuchtet und bessert die andre, und veranlasset neue. Wo das Licht aus einer Gegend sich auf eine Zeitlang verliert, da breitet es sich anderwärts so viel mehr aus; auch die Ruinen bleiben lehrreich. Bis auf etwas weniges haben wir von der Einsicht der Alten alles behalten, was wir uns selber wählen würden. Die finstern Perioden, die darzwischen kommen, sind nur neue Anstalten der Vorsehung, das Licht so viel allgemeiner und glänzender zu machen. Die nordischen Völker schienen mit ihren rauhen Sitten eine fürchterliche Finsterniß über Europa zu bringen, und sie brachten die beste Regierungsform, die der Grund von der ganzen jetzigen Grösse von Europa ist. Die Wissenschaften mußten auf eine Zeitlang vor ihnen fliehen; aber sie fanden ihre Erhaltung in der Finsterniß der Klöster, woraus sie mit der Erfindung der Buchdruckerey, in einem neuen Glanze und mit einer bewun-

dernswürdigen Schnelligkeit hervorbrachen. Nach der Erfindung dieser und der Kupferstecherkunst, ist es nunmehr fast unmöglich, daß eine nützliche Wahrheit oder Kunst sich wieder verlieren könnte; die Erkenntniß wird dadurch unendlich leichter und allgemeiner; täglich werden neue Entdeckungen gemacht, neue Hülfsmittel erfunden; die ganze gelehrte Welt ist nur Eine correspondirende Gesellschaft; die tiefsinnigsten Entdeckungen in der Geschichte, der Critik, der Naturwissenschaft, werden in kurzer Zeit allgemeine Kenntnisse; ein Geist bildet den andern, der Verstand wird früher reif, die Anstalten zum Unterricht werden immer gemeinnütziger. Wie viele Anstalten, um auch die niedrigste Jugend in den Grundlehren der Geometrie, der Mechanik, der Naturlehre und Zeichenkunst zu unterrichten! Was hat die allgemeine Vernunft in diesem halben Jahrhundert nicht gewonnen? Mit dem Wachsthume der Wissenschaften vermehren sich zugleich alle Bequemlichkeiten des Lebens. Die genauere Erforschung der Natur bringt mit einem jeden Tage neue Entdeckungen, die zur Vermehrung nützlicher Künste, zur Verbesserung der nöthigen Werkzeuge, zur reichlichern Nahrung der Menschen, zum Vergnügen und zur

 Zierde

Zierde der Menschheit, zur Erhaltung der Gesundheit, zur Verbesserung des Erdbodens, zur Ausbreitung des Handels behülflich werden. Mit der Verbreitung des Handels kommen sie nach und nach in die entferntesten Gegenden; die Wohlthaten der Natur werden dadurch so viel allgemeiner; auch die Verbindungen unter den Menschen werden so viel ausgebreiteter und freundschaftlicher; der verwüstende wilde Eroberungsgeist wird so viel mehr eingeschränkt; die Kriege werden schonender und seltner; die Nationen bekommen zu ihrer Erhaltung ein immer näher gemeinschaftlicher Interesse; die Menschen werden sich in ihren Grundsätzen so viel ähnlicher. Sollten wir aber hieraus nicht die Hoffnung zu einer immer grössern und endlich allgemeinen Erleuchtung der Welt schöpfen können? und sollte diese grössre Erleuchtung der Vernunft nicht auch ihren Einfluß auf eine grössere und allgemeinere Sittlichkeit haben? Wenn jene wächst, so kann diese nicht ganz zurück bleiben; sie bleiben nothwendig in einem gewissen sich immer ähnlichen Verhältnisse. Je weniger Cultur des Verstandes und Geschmack in den schönen Künsten, desto weniger Geselligkeit, desto weniger Sanftmuth, Gefällig-

keit

keit und Leutseligkeit in den Sitten. Auch dieß bestätigt die Geschichte. Es ist in derselben ebenfalls keine Periode, wo im Ganzen die Sitten sanfter und gefälliger gewesen wären. Je weiter wir in die finstern Zeiten zurück gehen, desto rauher, je näher hergegen an die erleuchtetern, desto menschlicher werden im Ganzen die Regierungsformen, die Polizeyen, die Staatsklugheit, die Kriege, die Gesetze, die alle wiederum ihren Einfluß auf die Sittlichkeit haben. Auch die öffentlichen Ergötzungen und Schauspiele werden immer mehr gereinigt; und ob sie gleich das eigentliche Mittel nicht sind, die Tugend zu befördern, so wird doch der Zuschauer an den sanftern Ton der Tugend mehr gewöhnt, er wird mit ihrer Schönheit bekannter, er wird auf ihre Reize aufmerksamer, und die wiederholten rührenden Vorstellungen der Unschuld, der Großmuth und Menschenliebe geben der Seele nach und nach das feinere Gefühl, daß die höhere Sittenlehre mit ihren reinern Bewegungsgründen einen leichtern Eingang findet. Die Menschen werden zwar einzeln immer ihre verderbten Neigungen behalten; indessen wird die Einrichtung der ganzen Societät auf sanftere Sitten gestimmt, die endlich Nationalcaracter werden; und die Staatsklugheit,

wenn die Beförderung der Tugend auch nie ihr eigentlicher Endzweck würde, wird durch ihr eigenes Interesse immer mehr genöthigt, sie dazu zu machen. Die Vortheile einer allgemeinen Sittlichkeit werden immer sichtbarer, immer unentbehrlicher. Ein Staat, der sich erhalten will, kann die Anstalten zu ihrer Beförderung, ohne die unmittelbarste Gefahr, nicht mehr vernachläßigen. Die falschen Maximen, die man dagegen annimmt, geben sich in kurzer Zeit selber das Gepräge, und werden so viel warnender. Der verfeinerte Geschmack schwächt zwar einige Tugenden, und giebt einigen Lastern neue Reize; aber dagegen kömmt im Ganzen mehr menschliches Gefühl, mehr Gefälligkeit; der kriegrische Muth wird nicht geschwächt, aber er wird veredelt. Bey einem wilden Volke sind natürlicher Weise weniger Reizungen zum Stolze, zur Ueppigkeit, zur Unmäßigkeit, zum Neide. Aber die Leidenschaften selbst sind da, sie haben nur weniger Objecte, können sich also so viel weniger ausweichen, und werden thierische mörderische Wuth; da hergegen der verfeinerte Geschmack den gereizten Begierden, durch den zugleich gereizten Fleiß der Künste, zu ihrer Befriedigung so viel mehr Güter verschafft, und die wirklichen

lichen mit so vielen eingebildeten täglich noch vermehrt. Rousseau behauptet das Gegentheil; er hält den feinern Geschmack in den schönen Wissenschaften und Künsten für die Sittlichkeit gefährlich, und beruft sich zum Beweise auf das alte Rom. Aber das alte Rom hatte auch keine Religion, und Rousseau kennet die Wohlthätigkeit und Stärke der wahren christlichen Religion nicht. Ohne diese, (darinn hat er wohl Recht,) würde die stärkere Reizung der Sinnlichkeit, der Sittlichkeit gefährlich werden können; aber unter dieser ihrem Einfluß ist die Tugend, auch bey dem feinsten Geschmacke, gesichert. Wo die christliche Religion hinkömmt, sagt Montesquieu, da bringt sie die güldnen Zeiten mit, und thut unendlich mehr, als die Ehre in den Monarchien, und als die strengste bürgerliche Tugend in den Republiken. Denn sie giebt der Vernunft die gesundesten Erkenntnißgründe, dem Herzen die edelsten Neigungen, und diesen die mächtigsten und sichersten Triebe. Sie läßt der sinnlichen Natur alle ihre Rechte; aber sie setzt den Begierden ihre sichre Grenze, und mäßigt ihre Heftigkeit durch den Geschmack an edlern Gütern. Alle bürgerliche Gesetze hüten nur die Hand; sie reinigt zugleich das Herz, und wirkt in demselben Triebe

 zum

zum Guten, die alle menschliche Gesetze umsonst befehlen; und ihre sanftern Bewegungsgründe sind unendlich mächtiger und sichrer, als alle Strenge der Gesetze werden kann.

Die Welt ist zwar noch nie so glücklich gewesen, daß sie die volle Wohlthätigkeit dieser Religion schon empfunden hätte. Aber auch sie, diese Religion, ist noch in ihrem Anfange, und dennoch hat sie der Menschheit schon die unschätzbarsten Vortheile erworben. Sie hat die richtige und sichre Erkenntniß des höchsten Wesens erst wieder in die Welt gebracht, und die Vernunft durch dieses Licht auf den Weg geführet, worauf sie hernach so glücklich fortgegangen ist. Sie hat die helle Aussicht in die Ewigkeit erst eröffnet, und dadurch der Tugend ihre eigentliche Verbindlichkeit, und zugleich der menschlichen Natur eine Würde gegeben, die sie vorher nie gehabt hat. Sie ist es, die den öffentlichen Unterricht in der Religion und der Tugend zuerst eingeführet, und die schädlichsten und unmenschlichsten Laster, so weit sie gekommen ist, aus der Welt zuerst verbannet, und, wenn sie sie auch nicht ganz hat ausrotten können, ihnen wenigstens ein Brandmal gegeben hat, daß sie sich ohne einen allgemeinen Abscheu nirgend zeigen dürfen. Sie ist es,

die in Europa die menschliche Staatsklugheit, und mitten im Kriege ein Völkerrecht eingeführet hat, das den Ueberwundenen ihre edelsten Vorzüge, ihr Leben, ihre Freyheit, und ihre Gesetze läßt. Sie ist es, die die Regierungsform so glücklich gemässigt, die Strenge aller Gesetze gemildert, die unnatürliche Knechtschaft abgeschaft, die ersten Anstalten zur Erhaltung der Armen und zur Erziehung der Waisen zuerst in die Welt gebracht. Sie ist unwidersprechlich der Grund von der vorzüglichen und glücklichen Grösse von Europa. Ist sie es nicht, warum sind diese Vorzüge allein in den Gränzen von Europa eingeschlossen; warum sind sie dem Horizonte dieses Lichts immer gleich; warum stehen sie mit dem Glanze und der Schwäche dieses Lichts in dem unveränderlichen Verhältnisse? China und Japan sind mächtige blühende Staaten; aber wie unmenschlich sind ihre Gesetze, wie groß ist die Sclaverey, wo ist der Fortgang in der Philosophie? Sollte aber der glückliche Einfluß dieses Lichts nicht noch immer ausgebreiteter und in seinen Wirkungen noch gesegneter werden können? Es ist offenbar noch in seinem Morgen, und je länger es über der Erde steht, je weiter es fortgeht, je ausgebreiteter und vollkommener muß nothwendig diese gesegnete Frucht-

Fruchtbarkeit werden. Denn die Grundsätze dieser Religion können nie gefährlich werden, aus ihren Wurzeln können unmöglich schädliche Sätze sprossen. Die Fehler, die sie bisher noch verunstaltet und ihre Fruchtbarkeit aufgehalten haben, sind alle fremd. Es ist eine irrige Einbildung, daß das Christenthum bey seinem Anfange das erleuchtetste und lauterste habe seyn müssen. In seiner Anlage war es göttlich vollkommen; seine Grundlehren waren unmittelbar göttlich lauter; seine ersten Boten waren göttlich erleuchtet; die Redlichkeit und Unschuld seiner ersten Bekenner wird ihren Nachfolgern allemal ein beschämendes Vorbild bleiben: Aber Gott hätte die ganze Welt durch unzählige Wunder umschaffen müssen, wenn diese ersten Bekenner von ihren Sitten, ihrer Denkungsart, aus ihren Schulen, bey ihrem Uebergange ins Christenthum, nichts mit herübergebracht hätten. Das Licht der Sonne ist an sich bey ihrem Aufgange eben so rein und heiter als im Mittage, aber der Horizont wird bey ihrem Fortgange immer aufgeklärter. Der Einsidler und Mönchsfanatismus, die unfruchtbaren Sophistereyen, der üppige Pracht ihres äusserlichen Gottesdienstes, die tyrannische Herrschsucht, der unmenschliche Verfolgungsgeist,

sind

sind lauter solche Fehler, die noch aus der alten orientalischen Philosophie, von dem sophistischen Geiste der griechischen Schulen, aus dem alten Rom, von der Barbarey der nordischen Völker herrühren. Aber zum Glücke für die Welt sind alle diese Fehler wirklich in Abnahme, und die Welt darf es zu ihrer Sicherheit kühnlich hoffen, daß sie, so lange sie steht, nicht wieder kommen, daß sie wenigstens nie so allgemein und herrschend werden. So lange die Welt steht, keine heilige Styliten; so lange die Welt steht, keine Hildebrande; so lange die Welt steht, keine Trennung unter Nationen, über die Frage, ob in dem Erlöser ein oder zwey Willen gewesen; so lange die Welt steht, keine neue blutige Verbindungen, wegen der Frage, ob die heilige Mutter des Erlösers mit oder ohne Erbsünde gebohren sey. Und wenn die schrecklichen Scheiterhaufen einmal ausgelöscht sind, so wird die Menschlichkeit mit eben dem schaudernden Erstaunen darauf zurück sehen, womit wir jetzt die ehemaligen Menschenopfer ansehen, oder uns die Wuth der Canibalen beschreiben lassen. Der Geist dieser Mordbrennerey wird sich nicht auf einmal verlieren, aber das Holz und die Opfer werden ihm fehlen: denn die Könige werden nie wieder so blind werden,

daß

daß sie ihre getreuen unschuldigen Unterthanen dazu hergeben. Der Enthusiasmus und die Sophisterey werden als natürliche menschliche Schwachheiten sich immer äussern, aber sie werden nie wieder so allgemein und wichtig werden. Die Staatsklugheit, die Philosophie, die Critik und Geschichte bleiben mit der Religion in ihrem Fortgange sich immer gleich. Jener ihr Licht läßt die Religion in ihre ehemalige Finsternissen nie wieder zurück sinken; dieser ihr Licht läßt die Philosophie nie wieder ausarten; und die Menschheit, wenn sie einmal zu ihren Rechten wieder gekommen, wird sich das tyrannische Joch des Aberglaubens nie wieder aufbürden lassen. Wie viel muß aber die wahre Religion hiebey gewinnen, wenn sie von allem überflüssigen Pomp, von allen unfruchtbaren, entkräftenden, gefährlichen Zusätzen gereinigt, überall wo sie hinkömmt, in ihrer natürlichen göttlichen Unschuld und Simplicität erscheinen! Wie verehrungswürdig wird sie in dieser ihrer Gestalt der Vernunft selbst werden, die sie in ihrem gekünstelten Putze jetzt alle Augenblicke miskennet! Wie viel wichtiger, wie viel fruchtbarer werden ihre wesentlichen Lehren werden; wie gesegnet wird, wo sie hinkömt, ihr Einfluß seyn, wenn ihre Bekenner durch keine

gedun-

gedungene Controversprediger, die Schande des Christenthums, zur Verfolgung und zum Menschenhasse mehr aufgehetzt, (die ernsthafte ehrerbietige Vertheidigung der Wahrheit bleibt allemal die heiligste Pflicht eines Christen, und noch mehr eines Lehrers,) wenn alle ihre Bekenner, sage ich, mit liebreicher Duldung der verschiednen Einsichten, (denn diese werden, so lange Menschen sind, verschieden bleiben,) wenigstens in dem Bekenntnisse sich vereinigen werden, daß die Liebe Gottes und des Nächsten in einem reinen Herzen das erste und wesentlichste Gesetz ihres gemeinschaftlichen Glaubens sey! Sollte sich aber in dieser göttlichen Gestalt, von der Menschenliebe und von allen Hülfen einer gesunden Philosophie und Politik unterstützt, der wohlthätige Geist dieser Religion nicht noch immer über die Welt ausbreiten, und sich in seinen Wirkungen noch immer reiner, immer gesegneter und edler zeigen können? Bisher schienen das Atlantische und das Mittelmeer gleichsam ihre Gränze, worüber sie nicht kommen könne. Dieß gab vielleicht dem scharfsinnigen Schriftsteller vom Geiste der Gesetze zu dem Gedanken Anlaß, daß das Christenthum über die Gränzen von Europa sich wohl nicht verbreiten, und menschlicher Weise in China

und Japan nie einen Eingang finden würde. Aber der grosse Mann versteht sehr oft unter dem Namen des Christenthums die besondre Verfassung der Kirche, zu der er sich bekannte, und in diesem Verstande, (ich sage dieß mit aller Ehrerbietung für eine Kirche, die ihre Theresen und Fenelons hat,) hat er Grund. Denn die Kostbarkeit ihres äusserlichen Gottesdienstes, ihre von der weltlichen Macht unabhängige Herrschaft, ihre der Bevölkerung so nachtheiligen Enthaltungsgelübde, die gewaltsame Sucht sich auszubreiten, und der fürchterliche Gewissenszwang und Verfolgungsgeist, sind, wo sie sich zeigen, zu drohend, als daß sie überall einen leichten Eingang finden, oder, wo sie sich auch einen gemacht, sich ohne gefährliche Unruhen erhalten könnte; und ihre Zusätze nehmen zugleich die Vernunft zu sehr gegen sich ein, als daß die wesentlichen Lehren der Religion und ihre heilige Sittenlehre, wozu die erleuchteten Glieder dieser Kirche sich so aufrichtig, wie wir, bekennen, von der Vernunft eine günstige Aufnahme erwarten dürften.

In ihrer Lauterkeit ist hergegen diese Religion die einzige Religion des ganzen menschlichen Geschlechts, die unter allen Himmelsgegenden ihren natürlichen Boden hat, die sich mit allen bürger-

lichen

lichen Verfassungen verträgt, Freundin von allen Wissenschaften und Künsten ist, alle Regierungsformen gleich sicher macht, die Bevölkerung befördert, alle Stände so läßt, wie sie sind, und, wo sie hinkömmt, nur die Sitten zu bessern, die Empfindungen zu verfeinern, die Vernunft aufzuklären, den innern Staat durch Gerechtigkeit, Mässigkeit, Treue, Rechtschaffenheit und ein allgemeines Wohlwollen blühender zu machen sucht. Sollten wir also nicht hoffen können, daß diese Religion, wenn sie durchgehends ihre göttliche Einfalt erst wieder angenommen, sich auch nach und nach immer weiter, und endlich über das ganze menschliche Geschlecht mit ihren Wohlthaten verbreiten, und den Zustand hier auf der Erde noch immer vollkommener machen werde? Warum sollte Europa allein ihr Horizont, und der gegenwärtige Zustand unserer Sittlichkeit der Zenith seyn, über welchen sie sich nicht erheben könnte? Wo ist die Unmöglichkeit, die dieser Hoffnung widerspräche? Wer durfte zu Cäsars Zeiten mehr Pracht und blühendere Künste an den Ufern der Seine und der Themse, als an der Tyber, vermuthen? die Blumen und Früchte aus Asien in deutschen Boden, die blühendsten Städte in den hercynischen und sarmatischen

Wäldern, an den Ufern der Weser und der Elbe, an den Ufern des baltischen Meeres, Gesellschaften der Wissenschaften, die mit ihrem Glanze die Akademien und Portiken in Athen übertreffen, und Monarchen auf dem Throne, die Cäsars Namen in der spätern Geschichte verdunklen würden? Warum sollte also dieses Licht nicht eben so wohl und mit eben dem Glanze in den Wäldern von Canada, und auf den Küsten der Caffern dermaleinst scheinen können? Ist Gott nicht auch der Vater der Caffern und Huronen? Die mißlungenen Versuche, welche die Religion bisher gemacht hat, können diese Hoffnung nicht schwächen. Sie erschien, wo sie sich zeigte, fast überall in der Gestalt einer Furie mit der Fackel in der Hand, im Gefolge von fanatischen Mönchen, von Pizarros und Cortezen, und deren ihren wütenden Heeren. Die rauheste Vernunft hielt sich gegen eine solche Religion für erleuchtet, und ihre grausamen Menschenopfer waren ihr nicht so schrecklich, als diese würgende Religion, die sich die Tochter des Himmels nannte. Es waren aber auch die Gegenden, wo sie sich niederlassen sollte, zu ihrer Aufnahme noch nicht bereitet genug. Sie kan bey einer völligen Wildheit nicht wohnen. Sie ist das glücklichste Mittel, die Vernunft erleuch-

leuchteter, die Sitten reiner und sanfter, und das Band unter den Menschen durch ein allgemeines Wohlwollen noch fester zu machen; denn dieß ist ihr eigentlicher Beruf. Aber eben deswegen setzet sie voraus, daß da, wo sie sich niederlassen soll, zu ihrer freundschaftlichen Aufnahme die Menschen durch ein geselliges Leben und durch einige Aufklärung der Vernunft schon bereitet seyn, und erwartet es daher auch mit Gelassenheit, wo es der weisen Vorsehung des Regenten der Welt gefalle, ihr diesen Weg zu bahnen. Deswegen erschien sie auch nicht eher auf dem Erdboden, als bis ein Theil desselben auf diese Art für sie bereitet war; deswegen wählte sie auch gleich ihren ersten Sitz da, wo die Vernunft die erleuchteste war; und deswegen hat sie seitdem beständig in schwesterlicher Vertraulichkeit bey der Vernunft gewohnet, und alle ihre Schicksale mit ihr getheilet. Jetzt geht sie, von der Vorsehung gerufen, unter dem Geleite ihres Freundes, des besten der Könige, mit einem Menschenfreunde, einem Johnson, vor ihr her, in Gesellschaft der brittischen Freyheit, der Philosophie und aller zu einem geselligen Leben einladenden Künste, über das atlantische Meer, Gegenden und Völker zu erleuchten, die wir selbst noch nicht kennen.

Aber ihr Schöpfer kennet sie, seine Sonne geht auch über ihnen auf: Sollte denn sein väterliches Auge nicht mit eben der Liebe auf sie als auf uns sehen; als auf uns, die wir gegen unsere Vorzüge so fühllos sind, die wir, um der Verbindlichkeit dieser Religion nur mit einigem Scheine entgehen zu können, wenn wir sie auch nicht selbst verfolgen, ihrer Verfolgung dennoch mit geheimer verrätherischer Freude zusehen, und ihre selige Wirksamkeit durch so viele Hindernisse beständig schwächen? Vielleicht findet sie in jenen Gegenden, wenn nur die erste Barbarey überwunden ist, eine erkenntlichere Aufnahme, belohnet aber auch dafür ihre getreuern Bekenner mit ihrem vollen Segen, den die Flüche des Unglaubens und des Leichtsinns nicht so, wie bey uns, entkräften. Unsere Nachkommen werden es mit Gewißheit beurtheilen können.

Sechste Betrachtung.

Von einem zukünftigen Leben.

Aber wenn das Böse von einer weisen Vorsehung in der Absicht zugelassen und so geleitet wird, daß die gefährlichern Ausbrüche der Sinnlichkeit dadurch

zurück gehalten werden, und unsere moralische Vollkommenheit dadurch neue Hülfen und Triebe bekomme, warum ist das Mittel diesem herrlichen Endzwecke so wenig gemäß? Warum findet die Tugend dennoch so wenig Ermunterung? Warum ist das Laster so sicher und siegend? Konnte ein weiser Gott ein so unkräftiges Mittel zur Erreichung eines so grossen Endzwecks wählen?

Der Einwurf verdient noch unsere ganze Aufmerksamkeit. Aber ehe wir ihn beantworten, müssen wir zuförderst die Rechtmäßigkeit der Anklage selbst untersuchen, ob diese Unordnung auch wirklich so groß ist, als das Geschrey des Unglaubens und unserer Eigenliebe dieselbe macht. Die Klagen müssen uns von beyden Seiten verdächtig seyn. Es ist wenigstens darinn alles zweydeutig; zweydeutig, was wir Tugend und Laster, zweydeutig, was wir Glück und Unglück, zweydeutig, was wir Vergeltung nennen. Was ist zweydeutiger, als die Caraktere von Tugend und Laster, sobald sich unsere Eigenliebe mit in unser Urtheil mischt? Wir selbst sind immer nichts wie Tugend; alle natürliche Wirkungen unserer Leidenschaften sind so viel wahre Verdienste; alle Laster, die wir nach unserer Natur, oder aus Mangel an Gelegenheit nicht

begehen können, rechnen wir uns ebenfalls als so viel wirkliche Tugenden an; lassen wir dann auch ja eine Leidenschaft bey uns herrschen, wie gering, wie verzeihenswürdig ist die einzige Schwachheit! An unserm Nächsten ist hergegen alles böse; der geringste Schein ist zuverlässige Wahrheit; alle Tugenden, die wir an ihm nicht bemerken, sind so viel wirkliche Fehler: alle Fehler, die unsern natürlichen Neigungen entgegen sind, die sträflichsten Verbrechen; die unschuldigsten Würkungen seiner Selbstliebe, wenn sie der unsrigen zuwiderlaufen, vorsetzliche Ungerechtigkeiten. Unser Urtheil von dem, was wir Glück und Unglück nennen, ist eben so zweydeutig. Tugend, Vernunft, Gesundheit, stille häusliche Freude, ein reines Gewissen sind kein wahres Gut; ein überflüßiger Reichthum, glänzende Ehre, üppige und rauschende Zerstreuungen, sind die einzigen Mittel, die uns glücklich machen können; wer diese hat, der ist der Liebling der Vorsehung; wer weniger hat, der ist auch so viel mehr in unsern Augen von ihr vernachläßiget. Wann wird aber unsere Eigenliebe mit der gerechtesten Austheilung hier zufrieden seyn; und wenn diese es auch seyn würde, wann würde es der Neid seyn? Ist es nun zu verwundern, da ein jeder so viele Eitelkeit und

so viele eingebildete Verdienste hat, daß in dem Reiche Gottes so viele Mißvergnügte sind, die alle über blinden Zufall, über ungleiche ungerechte Vergeltungen schreyen? Der Unglaube, der über allen unsern Unterschied von Tugend und Laster heimlich lacht, vereinigt indessen sein Geschrey mit dem unsrigen, um seine Rebellion in dem Reiche Gottes gegen die Vorsehung so viel allgemeiner zu machen. Und wenn wir es recht bedenken, so wissen wir selbst nicht, was wir für eine Vergeltung wollen. Vielleicht sind überhaupt nicht zwey menschliche Handlungen in Ansehung ihrer innerlichen Moralität sich völlig gleich. Wie oft hat die reinste und edelste Absicht die Kränkung, daß sie ihren Wirkungen den zweydeutigsten, verdächtigsten Schein nicht benehmen kann, da hergegen so viele andere Handlungen die Bewunderung der Welt auf sich ziehen, und doch zuverläßig aus den niedrigsten und schwärzesten Trieben kommen. Dem einen kostet die prächtigste Tugend, wegen seiner natürlichen Neigung, nicht die geringste Ueberwindung, da der andere, nach den mühsamsten Bekämpfungen, kaum dann und wann einen schwachen Sieg über sich erhalten, und einen Blick von

dieser Tugend hervorbringen kann. Jener Heuchler betriegt mit seiner künstlichen Maske die ganze Welt, da der wahrhaftig Tugendhafte aus der edelsten Bescheidenheit seine Tugenden selbst verbirgt. Wie soll die Vorsehung ihre Vergeltungen hier vertheilen? Nach dem äusserlichen Scheine? So müßte Gott alle seine Gerechtigkeit verläugnen. Nach dem innern Werthe? So wird das Geschrey über die Ungerechtigkeit der Vergeltung immer dasselbe seyn. Dieß können wir mit Gewißheit voraussetzen, daß, je allgemeiner unsere Vollkommenheit an Verstand und Willen seyn würde, unser Leben im Ganzen auch so viel vollkommener seyn würde. Aber dieß ist unser Zustand in dieser Schwachheit nicht. Keiner von uns ist ganz Vollkommenheit, keiner, der ganz Laster wäre. Beydes leidet unsere Natur nicht. Unsere Tugenden und unsere Fehler sind vermischt. Wie soll nun hier die Vergeltung geschehen? Wollen wir für die eine gute Eigenschaft, die wir etwa an uns haben, die Folgen aller möglichen Vollkommenheit? und soll unser Nächster, wegen seines einzigen Fehlers, die Folgen aller seiner wirklichen Vorzüge verlieren? Was wäre ungerechter? Wir sind redlich, aber es fehlet uns an Wirksamkeit, an Geschicklichkeit, an

Klug-

Klugheit; soll die blosse Redlichkeit uns gegen alle Folgen der Unwissenheit und Trägheit schützen? Wir sind gutherzig, aber verschwenderisch, leichtsinnig; können wir für diese Gutherzigkeit zugleich die Vergeltungen der Vorsicht und Sparsamkeit erwarten? Wo bliebe hier die Weisheit Gottes? Unser Nächster ist stolz, geitzig aber er ist geschickt, gefällig, vorsichtig, unermüdet; und diesem soll die Vorsehung, wegen seines Fehlers, alle Folgen seiner guten Handlungen entziehen; wo bliebe hier die Güte Gottes? So müßte Gott alle natürliche Folgen durch beständige Wunder zernichten; aber so würde die Welt ein Chaos, ein Traum seyn, worinn alle Verbindung und Wirksamkeit aufhörte, worinn die Ursachen keine Wirkungen, die Wirkungen keine Folgen behielten, und worinn, wegen der allgemeinen Verbindung, der Tugendhafte allemal so viel als der gestrafte Sünder verlieren würde. Soll aber eine jede gute und böse Handlung gleich ihre unmittelbare verdiente Vergeltung haben? Neue Verwirrung! Unsere Tugenden und Fehler wechseln beständig bey uns ab; hier würde die eine Vergeltung die andere immerfort zernichten. Und wie, wenn diese Tugenden, wofür wir so grosse Vergeltungen fordern, nur allein die Frucht des auf uns liegen-

liegenden Kreuzes wären? Wir sind vielleicht nur mäßig, weil wir schwach sind, nur demüthig, weil es unserm Stolz an seiner Nahrung fehlt, nur gefällig und biegsam, weil wir der Hülfe anderer nicht entbehren können. Wo würden diese Tugenden bleiben, wenn unsere sinnlichen Neigungen durch eine solche unmittelbare Vergeltung allezeit ihre volle Nahrung behielten? und was würden unsere ächtesten Tugenden seyn, wenn unsere Sinnlichkeit diese Nahrung allezeit gehabt hätte? Wie viel Tugenden, die den vollen Schein einer äusserlichen Glückseligkeit gar nicht vertragen können; die nicht anders als in einem nidrigen schattigten Thale, auf einem dürren Boden wachsen können! Wie sollte der Tugendhafte seinen edlen Muth, seine Zufriedenheit mit sich selbst, seine uneigennützige Großmuth, sein Vertrauen auf Gott, und seine Verachtung der Götzen des Pöbels beweisen, wenn er sich mit einer unmittelbaren Vergeltung gleich abgelohnet sehen sollte? Was bleibt von der Tugend übrig, wenn sie nichts aufzuopfern hat? So würde sie ihre edelste Schönheit und Würde verlieren; Gott würde alles Gefühl ihrer innerlichen Vollkommenheit selber dadurch in uns tödten; Tugend würde nichts als niedrigster Wucher werden. Und was macht man sich

endlich

endlich für einen Begriff von der Tugend, wenn die Vorsehung eine jede gute Handlung als Tugend vergelten soll? Tugend besteht in keinen einzelnen Handlungen; ihre Anwendung ist einzeln und verschieden, ihre Natur ist einfach. Tugend besteht in der herrschenden Gesinnung und dem ernstlichen Bestreben, Gott in seiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu seyn. Das allgemeine Gute ist ihr Object, die Liebe zu Gott der einzige sichere und wirksame Grund. Einzelne Handlungen, die aus dieser Quelle nicht kommen, können bey geduldeten herrschenden Lastern glänzend schön seyn, sie können in ihren Wirkungen gut seyn; aber den Werth und das Recht der Tugend haben sie nicht. Wahre Tugend erfordert daher auch unser ganzes Leben. Die natürlichen Folgen sind, so viel es die übrige Einrichtung der Welt leidet, zu unsrer Ermunterung da; aber die eigentliche und wahre Vergeltung können wir nicht eher, als am Ende erwarten. Der Kämpfer kann für einen jeden muthigen Schritt, den er in seiner Laufbahn thut; den ausgesetzten Preis nicht fordern; wenn er aushält, und das Ziel erreicht, alsdann ist auch der Preis sein. Und wir wollten unsre Vergeltung voraus, und den Lohn des Sieges haben, ehe der Kampf

vollen-

vollendet wäre? Dieß würde das Mittel seyn, alle fernere Triebe in uns zu entkräften.

In diesem Leben hat also keine so vollkommene und genaue Vergeltung Statt. Unsre Schwachheit, die Natur der Tugend, und die ganze Einrichtung dieser Welt leiden es nicht. Indessen, wir gestehen es, würde die Vorsehung hiemit noch nicht gerechtfertiget seyn. Es bleibt bey dieser Einrichtung noch zu viel kränkendes, zu viel abschreckendes für die Tugend übrig, als daß sie sich, bey einer Natur, wie die unsrige ist, allezeit selbst Belohnung genug seyn könnte. Die Triumphe des Lasters können zu demüthigend für sie werden, als daß sie mit ihrer innern Zufriedenheit allein stark genug bliebe, ihren Muth zu erhalten. Bey der Ueberzeugung von einer Vorsehnng, und bey der stärkenden Aussicht in eine Ewigkeit, wo sie fortdauren, wo sie in einer wachsenden Vollkommenheit in der Gegenwart Gottes fortdauren soll, da behält sie, unter allen diesen Kränkungen, Freudigkeit und Muth genug, ihr Muth wächst vielmehr darunter; aber ohne diese Hofnung bliebe es, wir gestehen es, ein unwiderleglicher Einwurf, wie ein unendlich weises und allmächtiges Wesen, eine solche Welt hätte schaffen können, worinn die Anstalt zur Einschrän-

kung

kung des Bösen, und zur Beförderung der Tugend zwar gemacht, aber nach der Natur der Menschen so wenig eingerichtet, und im Ganzen so unvollkommen gelassen wäre, daß das Laster noch immer Reizung und Sicherheit genug behielte, die Tugend hergegen mit einer bis ans Ende verwiesenen und also nie zu hoffenden Vergeltung alle Ermunterung nothwendig verlieren müßte. Auch die Philosopie, die keine Ewigkeit erkennen will, muß entweder alle Gottheit läugnen, oder diese Unordnung für unerklärlich halten. Die alten stoischen Philosophen, die, bey ihren dunkeln Begriffen vom höchsten Wesen, sich die Hoffnung zu dieser Ewigkeit nicht deutlich machen konnten, mußten aus dieser Ursache, um bey der übrigen Harmonie der Welt diese Unordnung sich erklären zu können, den unnatürlichen Satz, daß die Tugend, auch unter den grausamsten Martern, sich allemal selbst Vergeltung genug sey, annehmen; und die neuern Weisen, die in dem Tone der Alten uns immer von dieser innern Genügsamkeit der Tugend vorsprechen, um unsre deutlichere Hoffnung eines ewigen Lebens dadurch zu entkräften, müssen ihren stärksten Einwurf gegen die Vorsehung von dieser Unordnung allemal zuerst entlehnen. Lassen Sie uns

also

also jetzt untersuchen, ob wir Grund genug haben, einen solchen zukünftigen Zustand mit Zuversicht zu erwarten. Eine aufmerksame Betrachtung der Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke wird uns auch hier die Auflösung finden lassen.

Ich sagte beym Eingange der vorhergehenden Abhandlung, daß, wenn wir von der göttlichen Regierung der Welt mit Billigkeit urtheilen wollten, wir dieselbe aus einem einzigen Winkel, wie diese Erde ist, allein nicht beurtheilen dürften. Eben so wenig dürfen wir sie aus einem so kurzen Augenblicke, wie dieses Leben ist, beurtheilen. Jene Betrachtung führte uns auf die Mannichfaltigkeit und Grösse des Reiches Gottes; lassen Sie uns sehen, was uns diese für eine Aussicht geben wird. Auf der niedrigen Stufe, worauf wir jetzt noch stehen, wird zwar Ihre Vernunft allein noch nicht stark genug seyn, alles in voller Deutlichkeit zu sehen; die Entfernung ist noch zu groß. Aber so wie Ihre Vernunft aufs angenehmste überrascht wird, wenn sie durch Hülfe des Telescops jene Lichter am Himmel, die das Auge nur als schimmernde Puncte sieht, für Sonnen und Welten erkennen muß, so lassen Sie uns auch diese schwachen Blicke nicht aus der acht lassen. Wenn unsre

Vernunft erst durch ein helles Licht gestärkt seyn wird, so wird sie das, was sie in dieser Entfernung nur im Schimmer sieht, ebenfalls, und mit einer noch grössern Entzückung, als eine neue Welt, als die herrlichste Welt erkennen.

Dieß können wir sicher voraussetzen, daß, so unbegränzt und unermeßlich die Welt in ihrem Umfange ist, sie in ihrer Dauer eben so unendlich seyn müsse. Dabey sagt uns unsre Vernunft mit einer eben so unwidersprechlichen Gewißheit, daß ausser uns noch unzählige Classen vernünftiger Geschöpfe seyn müssen. Denn aus was für einem Grunde könnte diese Erde allein damit besetzt seyn? So wären die übrigen unzählbaren Welten alle umsonst erschaffen. Denn was wir mit unsern Sinnen nicht erreichen, das ist für uns auch nicht da. Und aus was für einem Grunde könnten wir uns für die einzigen vernünftigen Geschöpfe halten? So hätte auch der Polyp das Recht, sein Geschlecht für das einzige mögliche Geschlecht aller lebendigen Creaturen zu halten. Die unzähligen Stufen der Vollkommenheit, die wir in dem niedrigern Theile der Natur wahrnehmen, leiten uns natürlicher Weise dahin, noch mehrere Classen vernünftiger Geschöpfe, vollkommenerer Geschöpfe anzunehmen.

nehmen. Die Leiter dieser Wesen verliert sich für uns zwar in den Wolken, aber die Stufe, worauf wir stehen, ist uns Beweises genug, daß noch unendlich mehrere über uns seyn müssen. Der geringere Raum unter uns ist voll, der grössre kann unmöglich leer seyn. Wir können uns aber, wenn wir einen Schöpfer der Welt annehmen, von der Erschaffung vernünftiger Wesen keinen andern Endzweck denken, als daß sie die herrlichen Vollkommenheiten dieses ihres Schöpfers erkennen, und durch deren Empfindnug ihm ähnlich und glücklich werden sollen. Denn hierzu haben sie die Fähigkeiten. Sollte nun aber unter allen den Classen dieser edlen Geschöpfe keine seyn, die mit der Welt ewig fortdauerte? Dieß wäre so gut, als eine Welt, die gar keine vernünftige Geschöpfe hätte. Denn stellen Sie sich vor, daß die unzähligen Weltkörper, welche die ganze Schöpfung ausmachen, zwar mit allen möglichen Classen vernünftiger Einwohner angefüllet wären, diese aber alle eine so eingeschränkte Bestimmung hätten, daß sie über ihre enge Sphäre nie herauskämen, sondern alle nach einem kurzen Zeitpunkte wieder zu existiren aufhörten; eine solche Welt und solche Geschöpfe hätten beyde keinen vernünftigen Endzweck. Eine

unendliche Welt für lauter Insecten! — Eine ewige Welt für lauter Ephemeren! — Dieß wäre eine ewig fortwährende Schöpfung und Vernichtung. Was müßte aber der Schöpfer für ein eigensinniges neidisches Wesen seyn, das keine Vollkommenheit neben sich leiden könnte; das zwar immerfort Geschöpfe mit der Fähigkeit ihn zu erkennen, ihn immer vollkommener zu erkennen, ihm immer ähnlicher und dadurch vollkommener zu werden, entstehen, aber sie das Ziel ihrer Bestimmung nie erreichen liesse, sondern, wenn er ihnen kaum die Zeit gelassen, ihre Augen aufzuthun und ihn zu erblicken sie wieder zernichtete! Denn ein vernünftiges Geschöpf, das seine ganze Existenz auf immer verliert, stirbt allezeit, wenn es stirbt, zu früh; es stirbt allezeit gegen seine Natur. Eine Maschine erhält, durch ihre Zusammensetzung auf einmal ihre ganze Vollkommenheit; das Thier erreicht auch mit seinem Alter alle Vollkommenheit, deren seine Natur fähig ist. Aber ein vernünftiges moralisches Wesen hat, seiner Natur nach, keine Gränzen; nirgend eine Gränze in seiner Erkenntniß, nirgend eine in seinen Wünschen, nirgend eine in seiner Glückseligkeit. Alle Vernunft ist ewig. Wenn aber irgend in dem Reiche Gottes eine Classe solcher glück-

lichen Geschöpfe ist, so haben wir das Recht, so niedrig auch die Stufe ist, worauf wir vorjetzt noch stehen, uns mit darunter zu rechnen. Alle vernünftige Geschöpfe haben hierauf einen gleichen Anspruch, und die Fähigkeiten, die wir uns in einem jeden andern Geschöpfe dazu denken können, haben wir auch. Würden wir aber wieder zernichtet, ohne daß diese Fähigkeiten zu ihrer Reife kämen, so müßte diese Zernichtung durch die ganze vernünftige Schöpfung gehen: Denn warum sollten unsre Fähigkeiten weniger Recht dazu haben, warum söllte diese Erde hierinn geringer, als irgend ein andrer Planet, und dieß Sonnensystem geringer, als irgend ein anders in der Schöpfung seyn. Die gegenwärtige Einschränkung unsrer Natur kann uns diesen Anspruch im geringsten nicht benehmen. Ein jedes Geschöpf, auch das vollkommenste, eine jede Vernunft, auch die vollkommenste, hat ihre Gränzen; sie ist nicht alles auf einmal, sie muß stufenweise wachsen; aber dieß ist ihre Natur, daß sie ewig wachsen, daß sie in ihrer Einsicht, in der Erkenntniß ihres Schöpfers, seiner Vollkommenheiten, seiner Werke, daß sie in seiner Liebe, in ihrer Glückseligkeit ewig wachsen kann. Auch der Materialist kann diesen Schluß nicht ent-

kräften.

kräften. Wir können ihm seinen Lieblingssatz von einer denkenden Materie lassen; er mag es sich selbst erklären, wie er als Maschine denken, wie aus der blossen Zusammensetzung und Bewegung seiner Theile Bewußtseyn und Schlüsse entstehen, und wie die mannichfaltigen einzelnen Eindrücke, die er von allen Gegenden seines Körpers erhält, immer nur eine einfache Empfindung sind. Genug, wir haben eine vernünftige moralische Natur, nach welcher wir unsern Schöpfer, seine Vollkommenheiten, seine Absichten erkennen, erfüllen können, und in alle Ewigkeit vollkommener würden erkennen und erfüllen können; kann Gott diese zernichten? Dieß beantworte er sich erst, und dann sey er stolz auf seine Vernichtung, und spotte unsrer Unsterblichkeit. Sein Schluß, worauf er seine Hoffnung gründet, daß nämlich alles, was zusammengesetzt ist, (ich gebe ihm hier seinen ganzen Trost zu) nicht ewig fortwähren könne, ist falsch. Er sehe die grossen Weltkörper an, er sehe die ganze Natur an; ihr Schöpfer will, daß sie dauren, und sie dauren; und wenn er will, daß sie ewig dauren, so dauren sie ewig; denn sein Wille ist Schöpfung, sein Wille ist Erhaltung. Auf die physiologische Beschaffenheit unserer Natur kömmt es hier gar

 nicht

nicht an; sondern es kömmt auf den Willen, auf die Weisheit und Güte des Schöpfers unsrer Natur an. Er muß es sich also beweisen, daß sein Schöpfer seine Fortdauer nicht wolle; er muß es sich beweisen, daß, bey einer ewigen Fortdauer der Welt, ewig fortdaurende vernünftige Geschöpfe ein Widerspruch seyn; daß die Natur in ihren vollkommenern Geschöpfen nichts, als Embryone zeugen könne; daß es den Absichten der Weisheit und Güte Gottes entgegen sey, daß seine vernünftigen Geschöpfe in der Erkenntniß seiner Werke und Vollkommenheiten, daß sie in seiner Liebe immer vollkommener, daß sie ihrem Urbilde immer ähnlicher werden; er muß es sich beweisen, daß Gott diesem ihrem Wachsthume in der Vollkommenheit durch ihre Vernichtung zuvorkommen, daß er sein Bild zertrümmern, daß er es zernichten müsse. Zu seinem Troste glaubt er diesen Beweis in seinem Tode zu finden. Er stirbt; sein Körper fällt aus einander; die Theile, woraus er bestand, werden wesentliche Theile von Pflanzen und Thieren. Aber auch dieser Grund ist noch eben so unsicher. Ich sterbe; aber wo ist hier meine Vernichtung? Die Theile meines Leibes fallen auseinander, und gehen durch einen ewigen Zirkel in lauter fremde

Sub-

Substanzen. Aber was sind dieß für Theile? Theile von Kräutern und Thieren. Haben diese je zum Wesen meiner denkenden Natur gehöret? Von meinem Leibe, den ich vor fünfzig Jahren hatte, ist gewiß kein Theilchen mehr übrig, welches nicht schon in unzähligen Thieren und Pflanzen wüchse. Ist es aber so unmöglich, daß das, was in mir denkt, auch ohne diesen gröbern Körper bestehen könne? Kann nicht selbst ein verborgener unsichtbarer Keim, als das Sensorium dieser meiner denkenden Natur, bey aller Verwesung meines gröbern Leibes übrig bleiben, dem diese gröbern Theile, nach meinem gegenwärtigen Zustande in der Welt, nur zur Ausdehnung dienen, und der, wenn es meinem Schöpfer gefällt, mich zu einem vollkommenern Zustande zu erheben, auch allezeit auf eine diesem neuen Zustande gemässe Art sich wieder entwickeln kann? Ich habe ähnliche Entwickelungen in der Natur vor mir; ich sehe sie in den Keimen der Gewächse; der ätherische Schmetterling, der jetzt mit allen Farben des Lichts geschmückt, voll vom Gefühle seiner glücklichen Verwandlung in den Lüften spielt, sich von dem feinsten balsamischen Dufte der Blumen nähret, ist identisch die träge kriechende Raupe, und seine Flügel waren

wirklich unter jener Hülle schon da. Aber ich will auch dieß aufgeben; ich will mich so gering machen, als es dem Materialisten immer gefallen mag, mich mit sich herunter zu setzen; ich will nichts wie Pflanze seyn, ich will mich von dem Insecte durch nichts, als durch einige Grade feinerer Empfindungen, unterschieden halten: So bleiben seine Unruhe und meine Ruhe, bey aller Zerstörung unsers Leibes, doch gleich unverändert; denn wir bleiben wenigstens moralisch denkende Naturen, wodurch die Allmacht und Weisheit unsers Gottes uns von allen unsern Bruderpflanzen und Insecten unterschieden hat, und in dieser Absicht behalte ich wenigstens das Recht, mich als ein besonderes Geschöpf anzusehen. Ob diese meine Natur einfach oder materiell, ob sie von meinem Körper unterschieden, oder mit demselben einerley sey, auf diesem metaphysischen Puncte, sage ich noch einmal, beruhet meine Hofnung gar nicht; sie ist fester, sie ist unmittelbar auf die Natur Gottes, sie ist hierauf gegründet, daß die Welt nicht ohne fortdaurende vernünftige Geschöpfe ewig fortdauren, und daß ein weiser Gott solche Naturen, die er selbst so gemacht, daß sie in seiner Verherrlichung ewig fortwachsen können, die ihn ewig lieben zu können

wünschen,

wünschen, daß er die nicht wieder zernichten kann, ehe sie die Vollkommenheit erreicht, wozu sie in ihrer Natur die Anlage und das Versprechen finden. Ich sage Versprechen. Denn wovon der Schöpfer meiner Natur mir die Empfindung gegeben, wozu er mir die Fähigkeit anerschaffen, wovon er mir das Verlangen eingeprägt, wovon er mich die Nothwendigkeit empfinden läßt, das ist Versprechen, heiligstes Versprechen von ihm. Denn der Schöpfer wird mich mit meiner Natur nicht täuschen. In meiner Natur ist aber die ganze Anlage zu dieser vollkommenern Bestimmung da. Ich habe die Empfindung davon; ich erkenne ihre Möglichkeit; ich fühle bey mir ein unüberwindliches Verlangen darnach; es ist der einzige Gedanke, der mich beruhigt; mit ihm habe ich alles, ohne ihn sättigt mich nichts; alle meine Fähigkeiten unterstützen ihn; je reiner meine Begierden werden, je lebhafter wird dieser Wunsch; und er wird nur in dem Maasse schwach, als die Liebe zu Gott und zur Tugend sich bey mir verlieret; und ich kann ihn eher nicht ganz aufgeben, bis die Gewissensangst mich dazu treibt, bis diese Angst den schrecklichen Wunsch, daß auch kein Gott seyn möchte, in mir zugleich erreget hat. Herr Hume will diesen

Grund unsrer Hoffnung noch nicht zugeben. Er will nicht zugeben, daß wir die Weisheit und Güte Gottes, die wir in der Natur wahrnehmen, als eine solche unveränderliche Eigenschaft ansehen können, woraus wir mit Sicherheit schliessen dürften, daß Gott allemal nach dieser Weisheit und Güte handeln werde. Von Menschen sey dieser Schluß sichrer, weil wir mehr ähnliche Handlungen von ihnen sähen; die Schöpfung sey aber nur eine einzelne Handlung, woraus sich weiter nichts schliessen lasse, als daß der Urheber der Natur in diesem einzelnen Falle Weisheit und Güte habe beweisen wollen. Was für ein Sieg für die Wahrheit, wenn sie so geprüft wird! Die ganze Schöpfung, (welch ein unerhörtes Wortspiel!) nur eine einzelne Handlung. — Diese unendliche Weisheit und Güte, die durch die ganze Natur geht, die von dem niedrigsten Insect an, durch alle Classen der Geschöpfe nach dem Maasse ihrer Fähigkeiten steigt, die, von der ersten Schöpfung an, in allen Scenen und Verwandlungen der Natur unveränderlich dieselbe bleibt, diese soll nur eine einzelne Wirkung seyn, woraus ich zu meiner Beruhigung nichts soll schliessen können! So schliesse ich denn doch wenigstens dieß mit Recht daraus, daß ich die einzige

Ausnahme

Ausnahme in der Natur seyn müsse; ich das einzige Geschöpf, das, wenn die ganze übrige Natur die Weisheit und Güte ihres Schöpfers preiset, seufzend schweigen muß; so habe ich wenigstens das Recht, der Harmonie ihrer Loblieder mit meinen Klagen über seine Grausamkeit laut zu widersprechen. Denn alles, was ich sonst in der Natur sehe, erreicht die Vollkommenheit, dessen es fähig ist; nur Ich nicht, Ich allein nicht. Wenn ich auch alle zufällige frühzeitigere Zerstörungen meines Lebens abrechne, wenn ich vor Alter sterbe, ich sterbe allezeit zu früh; und mein Tod, wenn ich mit demselben ganz zu seyn aufhöre, bleibt ein Widerspruch in der Natur, er bleibt der Weisheit und Güte Gottes ein ewiger Vorwurf; Gott läßt mich als eine unzeitige Geburt sterben: denn alle Erkenntniß, alle Tugend, alle Vollkommenheit, womit ich sterbe, kann ich kaum den Anfang nennen. Ich fühle das Leere, das mir bey allen meinen Bemühungen übrig bleibt; ich fühle, daß ich in der Erkenntniß Gottes, in seiner Liebe, in meiner Heiligung unendlich vollkommener werden könnte; aber der Tod läßt mich nicht dahin kommen; ich muß wieder Nichts werden, da ich kaum etwas zu seyn anfange; ich bin mit so viel herrli-

chen Fähigkeiten an diesen vergänglichen schweren Leib, wie Prometheus an einen Felsen, geschniedet, wo dieß Gefühl, daß ich ewiger Vollkommenheiten fähig bin, bey den beständigen Drohungen einer ewigen Zernichtung, der Geyer ist, der mich martert. Weiser gütiger Gott! was konnte deine Absicht bey der Hervorbringung und Zernichtung eines so unreif vollkommenen Geschöpfes seyn? Nein, meine ganze Existenz kann sich mit meinem Tode unmöglich endigen; ich sehe ihm ruhig entgegen; er kann nichts anders, als eine Verwandlung, als ein Uebergang zu einer höhern Spähre seyn, wo ich einen so schweren Leib, so stumpfe Sinne nicht mit hinnehmen kann; mein Tod ist nichts, als eine neue Geburt, er ist das Principium von einem neuen und vollkommenern Leben. Dafür hielt ihn Sokrates; er schloß, er müsse leben, weil er sterbe, und sein Schluß hatte für ihn so viel wahres, daß er seinen Giftbecher mit Freuden trank. Scharfsinnige Weise! euer Sokrates, euer Plato schlossen so; es war ihr bester Beweis, und er war ihnen stark genug, sie zum redlichen Bekenntnisse Gottes und der Tugend zu ermuntern. Wie wenig würdet ihr sie nennen, und wie gehäßig würde euch ihre Philosophie seyn, wenn sie mit der un-

widers

widersterblich göttlichen Autorität in euch drünge, womit die höhere Philosophie des Jesus von Nazareth, den ihr verfolgt, euren Beyfall und Gehorsam fodert!

Der Einwurf, daß, wenn meine denkende Natur nie aufhören kann, ich mir deßwegen auch desjenigen Zustandes bewußt seyn müsse, worinn ich vor diesem Leben gewesen, hält mich gar nicht auf. Meine vernünftige Natur ist so ewig nicht, daß sie nicht einen Anfang hätte haben müssen. Weil ich mir keines vorhergegangenen Zustandes bewußt bin, so schliesse ich daraus, daß mein gegenwärtiges Leben der erste Anfang derselben ist; denn niedriger hat dieser Anfang nie seyn können. Und gesetzt endlich auch daß meine vernünftige Natur von der Beschaffenheit wäre, daß sie, ohne einen organischen Leib, ihres Zustandes sich nicht bewußt seyn konnte; gesetzt, daß sie mit meinem Leibe ein unzertrennliches Eins wäre, und daß ich mir dieselbe von der Organisation meines Leibes so wenig unterscheiden könnte, als ich in dem Polypen die animalische Natur von der vegetabilischen unterscheiden kann: So würde meine Hoffnung zu einem zukünftigen Leben doch eben dieselbe seyn. Ich würde meinen Tod als einen Schlaf ansehen, und mit der ruhigen Erwartung meine Augen

gen schliessen, daß mein Gott, zu einer Zeit, die ich seiner Weisheit überlasse, (vielleicht bey einer ganz neuen Oekonomie dieses menschlichen Geschlechts,) mich aus meinem Staube wieder erwecken, und mir mein Bewußtseyn, daß ich der sey, der ich hier in der Welt gewesen, wieder geben werde, ehe ich, wegen der Zerstörung meines jetzigen Leibes, glauben wollte, daß meine vernünftige Natur auf ewig zernichtet würde, und daß mein Schöpfer mich ohne alle Rechenschaft aus der Welt gehen liesse. Denn er hat mir eine moralische Natur gegeben, die einer Rechenschaft fähig ist; und er ist gerecht er kann das Gute nicht unbelohnt, das Böse nicht unbestraft lassen. Ich setze es hier erst voraus, daß unter dem moralischen Guten und Bösen ein Unterschied sey. Gott hat wenigstens meine ganze Natur so eingerichtet, daß ich diesen Unterschied erkennen muß; er hat die ganze Welt darnach eingerichtet; die ganze Ordnung der Welt, die Wohlfahrt der ganzen vernünftigen Schöpfung beruhet darauf. Gott muß also nothwendig ein Wohlgefallen an mir haben, wenn ich alle meine Kräfte zur Erfüllung dieses seines heiligen Willens redlich anwende; denn so bin ich ihm ähnlich, so denke ich, so will ich, wie mein Gott, so bin ich heilig wie Er, wohlthätig wie Er; wie könnte ich Ihm, bey

dieser

dieser Aehnlichkeit, gleichgültig seyn? Dagegen müß- er aber auch nothwendig ein Misfallen, das ernstlicheste Mißfallen an mir haben, wenn ich mich gegen diese Stimme meiner Natur betäuben, und die Ordnung und Vollkommenheit seines Reichs, die Wohlfahrt meiner Mitgeschöpfe meinen einseitigen unordentlichen Begierden aufopfern wollte. Allein eben so nothwendig ist es auch, daß er dieß sein Wohlgefallen und Misfallen thätig beweise; denn der ernstlichste Wille, der sich nie thätig bewiese, nie thätig beweisen könnte, würde nur ein Gespött der Geschöpfe werden. Wie soll sich aber dieser Ernst anders, als durch solche Belohnungen und Strafen, beweisen, die denselben deutlich in sich enthalten? Dieser Schluß ist unwidersprechlich, oder man muß sagen, der Unterschied des guten und Bösen sey nichts; es trage zur Vollkommenheit der Welt beydes gleich viel bey. Aber warum hätte denn Gott unsre Natur so wesentlich darzu verbunden? Und so müßte Er den Unterschied, den er uns so deutlich eingeprägt, selber nicht empfinden; dieß hiesse Gott wieder läugnen.

Man wird sagen, diese Belohnung und Strafen wären da, sie wären in den natürlichen Folgen. Ja, die Tugend kann zwar nicht ohne alle gute,

und das Laster nicht ohne alle böse Folgen seyn; denn sonst müßte die Tugend mit der Natur der Dinge kein schickliches Verhältniß haben. Ich sehe auch mit Freuden, wie sich noch hie und da ihre verdienten Belohnungen findet; ich sehe auch, wie die Unmäßigkeit, die Ungerechtigkeit, die Falschheit, andern zum Abscheu, sich oft selbst brandmalen, und wie ein Ruffin mit seinem Falle die Vorsehung rechtfertigen muß. Aber wie manchen Tugendhaften sehe ich dagegen auch mit seiner armseligen Tugend ungekannt und unbelohnet aus der Welt gehen, und wie manchen Bösewicht über die Tugend triumphiren, und durch seine Laster sich selbst gegen alle ihre Folgen in Sicherheit setzen! Können aber so ungewisse, so zweydeutige Folgen die ganze Erklärung des ewigen und ernstlichen göttlichen Willens, und mir ein hinreichender Bewegungsgrund seyn, diesem dunkeln Willen alle meine Absichten und Begierden aufzuopfern? Ich soll mich in dem Genusse meiner angenehmsten Begierden mäßigen; und warum? Um mir dadurch ein frisches Alter zu erwerben. Aber wie viele Tugendhafte sehe ich, bey aller ihrer Mäßigung, ihren siechen Leib vor der Zeit zu Grabe tragen! Ich soll also um einer unsichern Zukunft willen, wovon ich nicht weiß,

ob ich sie bey aller meiner Mäßigkeit je erreichen werde, mir alle meine gegenwärtige Freude versagen? Ich soll in allen meinen Handlungen gerecht, in allen meinen Gesinnungen rechtschaffen, edel, großmüthig seyn; und warum? Es wird eine Zeit kommen, daß die Welt endlich meine Rechtschaffenheit erkennen wird. Die Welt soll also der Richter meiner Tugend seyn. Ich Thor! die Welt, die alle Tugend hasset, die wahre Tugend kaum für möglich hält, die sich täglich mit gekauften Lobreden betäuben läßt, die täglich so vielen gestohlnen Verdiensten räuchert, die alle Tage neue Laster anbethet und vergöttert! Und von dieser Welt ihrem Urtheile soll ich die Belohnung meiner Tugend erwarten? Wie oft haben die Laster, die niederträchtigsten schwärzesten Laster, in ihren Wirkungen den Schein der edelsten Tugend; und umgekehrt, wie manche edle Tugend sieht in ihren Wirkungen dem schwärzesten Laster gleich! Und ist es denn so schwer, dem Laster eine blendende Farbe zu geben? Ist es so schwer, einige grosse Sentenzen mit der Phantasie auszuarbeiten, und auf einige Stunden die studirte Rolle eines Cato zu machen? Hinter der Scene ist der Cato wieder Comödiant. Wie mancher Tugendhafte muß in seiner Finsterniß

dem

dem Sünder alle seine Lobreden verdienen! Wie viele Niederträchtigkeiten kann ich nicht, ohne alle Gefahr einiger Folgen, ausüben! Ich brauche mit ein wenig Ueberlegung nur ein so viel kühnerer Bösewicht, ein so viel grösserer Räuber zu seyn, so bin ich immer schon so viel mehr geschützt. Und wie viel Tugenden, die die Welt nie kennen darf, die ich mir selbst verbergen muß, wenn sie nicht bey mir selbst ihren schönsten Werth verlieren sollen! Wie dürftig wäre die Tugend, wenn keine andre als sichtbare Tugend wäre! Wo sollen aber des Tugendhaften geheime Ueberwindungen, seine verborgene Großmuth, wo sollen die edlen Gesinnungen des Dürftigen, den seine Armuth nie zu der Freude kommen läßt, seine Gesinnungen thätig machen zu können, ihre Vergeltung finden? Er hat ein Glück in Händen, das seine und der Seinigen Wohlfahrt auf Jahrhunderte sichert; er kann es mit der größten Sicherheit, mit der verborgensten Bewegung eines Fingers nehmen: Der Abscheu vor einer geheimen Niederträchtigkeit, die niemand als er gewahr würde, die die Welt dafür gar nicht hält, die nur nach den zartesten Empfindungen Niederträchtigkeit heißt, dieser Abscheu allein hält ihn ab; kein Mensch wird seinen Bewegungsgrund gewahr;

wahr; er bleibt gewiß der Märtyrer seiner Tugend. Er hat einen Feind, vor dessen Verfolgungen seine Wohlfahrt nie gesichert ist; es ist in seinem Vermögen, sich auf einmal gegen ihn in Sicherheit zu sezen; aber er müßte ihn kränken, oder er müßte sich laut rechtfertigen; zu beyden denkt er zu groß; er bleibt gewiß der Märtyrer seiner Tugend.

Niederträchtiger Lohndiener, sagt mir der stoische Weise, du sollst bey der Ausübung deiner Tugend auf gar keine Vergeltung sehen. Die Tugend selbst, das Zeugniß deines Gewissens, daß du edel gehandelt, daß du dich der Natur der Dinge gemäß verhalten, dieß soll deine Vergeltung seyn. Ja, die Tugend verliert auch in meinen Augen von ihrer Schönheit hiedurch nichts, und meine Religion macht mich dieser edlen Empfindungen nicht unfähig; ich liebe sie, und sie ausüben zu können, bleibt mein edelster Vorzug, und vielleicht bliebe ich in tausend Fällen stark genug, sie den gemeinen so genannten Glückseligkeiten ohne grosse Ueberwindung vorzuziehen. Aber wenn sie mir alles nähme, wenn sie die Verläugnung meiner natürlichsten Triebe, meiner zärtlichsten Empfindungen, wenn sie mein Leben selbst von mir forderte; wo sollte ich da Muth, Freudigkeit, Stärke genug hernehmen, für

eine eingebildete leere Vollkommenheit, die weiter für mich nichts belohnendes hätte, alles hinzugeben; wie sollte diese leere Vollkommenheit stark genug seyn, meiner Natur, meinen Erhaltungstrieben, und denen noch zärtlichern Neigungen, die deine Hand, o Gott! selbst so unüberwindlich gemacht hat, das Gegengewicht zu halten? Und gesetzt, daß meine Liebe zu dir, daß meine Hochachtung für dein Gesetz mich stark genug zu dieser Ueberwindung machten; gütiger, weiser, heiliger Gott! wäre es Dir denn möglich, ein Geschöpf, das alle seine Kräfte, seine Triebe, sein Leben selbst dir willig aufopferte, für seine treue Liebe ewig unbelohnt zu lassen? Kann denn ein Geschöpf, o Gott! großmüthiger, wie du, seyn; und könntest du, wenn ich aus Liebe für dich unter den Martern der Tugend seufzte, mir mit einem unthätigen Wohlgefallen zusehen, und mich mit der leeren Vergeltung des Bewußtseyns, daß ich edel gehandelt, (und dieß wäre immer noch meine eigene Vergeltung) fühllos umkommen lassen? Ja, die Empfindung, daß ich edel gehandelt, sollte mir noch Belohnung genug seyn, ich wollte stolz darauf seyn, daß ich unbelohnt meinem Schöpfer alles aufgeopfert hätte, wenn meine Empfindungen über mein Leben hinaus-

giengen. Aber wenn sich mein ganzes Bewußtseyn mit meinem Leben auf ewig verlieret, wie soll ich dann die Vergeltung in mir selbst suchen, daß ich mein Leben der Ehre meines Schöpfers und der Tugend aufgeopfert? Und wie, wenn diese stoischen Vergeltungen überhaupt zu fein für mich wären, wenn die Erfüllung meiner Begierden mir ein wesentlicher Gut, als alle Schönheit der Tugend, wäre, und ich alle Folgen, die für mich daraus entstehen könnten, über mich nähme? So trozte ich doch, o Gott! deinem Gesetze und allem Ernste deines Willens mit aller Sicherheit; mit einem Dolch in der Hand könnte ich alle deine Rache sicher über mich herausfordern, daß dein Donner mich allezeit zu spät träfe. Allmächtiger Schöpfer! kann aber dein Wille, dein allmächtiger Wille so ohnmächtig seyn, daß Du dem Tugendhaften, den du liebst, den Du lieben mußt, deine Liebe nicht thätiger machen könntest; und daß ich hergegen, wenn ich in deiner Verläugnung, in der Verspottung deiner heiligen Gesetze meinen Stolz suchte, wenn ich die herrlichen Beweise deiner ewigen Weisheit und Liebe, die Du in der Natur verbreitet hast, vorsetzlich verstellen, und meine Mitgeschöpfe gegen Dich, als einen fühllosen Gott, aufwieglen wollte; allmächtiger Gott! solltest Du

so ohnmächtig seyn, daß ich Dir mit meinem Tode sicher trotzen könnte? Ich weiß, o Gott! ich bin ein Wurm, ein Nichts gegen Dich; aber ich bin doch auch dein Bild, dem Du deine Natur, wodurch Du selbst das allerhöchste Wesen bist, mitzutheilen gewürdiget hast: Könnte es Dir denn gleichgültig seyn, wenn ich mit diesen göttlichen Kräften, in dieser erhabenen Natur ein Thier, ein Teufel würde? Ich weiß auch, wenn ich alle meine Kräfte deinem Willen aufopfre, daß Du so wenig dadurch gewinnest, als Du an deiner ewigen Glückseligkeit verlieren kannst, wenn ich auch die ganze Natur zum Aufruhr gegen Dich empörte: Aber kann es Dir deswegen gleichgültig seyn, ob ich die Kräfte, die Du mir anerschaffen, zur Beförderung deiner wohlthätigen Absichten, oder zum Unglücke meiner Mitgeschöpfe anwende? Oder solltest Du wegen einer Einrichtung, die Du aus freyer Wahl machtest, Dich selbst auf ewig gehindert haben, Dein göttliches Wohlgefallen oder Mißfallen deinen Geschöpfen thäthig zu beweisen, und deßwegen, weil ich sterbe, deine ewige Weisheit und Gerechtigkeit verläugnen müssen?

Dieser Gott ist deßwegen kein Tyrann, der seine Geschöpfe, und Schwachheiten, womit er sie selber

erschaffen

erschaffen hat, strafen, und in ihren Strafen eine kühlende Genugthuung für seine Beleidigungen suchen wird. Die Schwachheiten meiner Natur wird er gewiß mit väterlicher Liebe tragen, und seine Forderungen werden gewiß gegen die Fähigkeiten eines jeden Geschöpfes mit unendlicher Liebe abgewogen seyn; denn er ist die Liebe. Aber eine Einrichtung, die den Tugendhaften, und den Sünder zugleich zernichtete, und wo der Tugendhafte, je treuer er seiner vernünftigen Natur bliebe, so viel mehr in Gefahr wäre zu verlieren, wie der Lasterhafte hergegen, durch die Erstickung seiner vernünftigen Empfindungen, mehr gewönne; was könnte ungerechter und grausamer seyn?

Und eben so wenig bin ich dieser meiner Hoffnung wegen, ein gewinnsüchtiger Lohndiener. Ich gestehe es, die Ewigkeit ist das grosse Ziel aller meiner Wünsche, der grosse Bewegungsgrund aller meiner Bemühungen und Ueberwindungen; und so oft ich aus Gehorsam und Liebe gegen Gott dieselben übernehme, so ist sein gnädiges Wohlgefallen mir dabey immer vor Augen. Ja, wenn ich mir hier ein Paradies sinnlicher Wollüste dächte, und dasselbe, bey einem geheimen Hasse gegen die Tugend, durch einen knechtischen Gehorsam zu erlan-

gen hoffte; so wäre ich das unwürdigste niederträchtigste Geschöpf, und ich lästerte das höchste Wesen mit einer solchen Hoffnung. Aber ich denke mir dabey keine andre Glückseligkeit (und welche Vernunft kann sich eine andre dabey denken?) als den ewigen Fortgang zu einer Vollkommenheit, die meiner vernünftigen Natur gemäß ist. Ist denn aber das Verlangen nach einer solchen ewigen Glückseligkeit, das Verlangen, ewig in der Erkenntniß der Vollkommenheiten und Werke des Schöpfers, ewig in seiner Liebe zu wachsen, seinen Vollkommenheiten ewig ähnlicher zu werden, und zugleich das Bestreben, die Seele in einer solchen Verfassung zu halten, daß sie dieser Seligkeit fähig werde, auch eine so grosse Niederträchtigkeit, deren ein vernünftiges Geschöpf sich zu schämen hätte? Gott ist und bleibt mein höchstes Gut; aber er ist es, weil ich ihn nicht anders, denn als das weiseste und gütigste Wesen, denken kann. Würde er es aber auch seyn, wenn er kein solches Wesen wäre, wenn ich in allen seinen unendlichen Eigenschaften für mich nichts wohlthätiges entdecken könnte, wenn ich ihn für ein fühlloses Wesen halten müßte, dem Tugend und Laster vollkommen gleichgültig wären, und das den treuen Opfern der Liebe seiner gehorsa-

men

men Geschöpfe mit einer grausamen Gleichgültigkeit zusehen könnte? Nein, dieser Gott kann, ohne seine Weisheit und Güte thätiger an mir auszuführen, mich nicht ewig sterben lassen. Die gegenwärtige Einrichtung der Welt, und die Veränderung, die meiner jetzigen Natur bevorsteht, können mir diese Hoffnung nicht nehmen. Es kömmt darauf, daß ich hier sterbe, gar nicht an; so lange Gott nicht stirbt, so lange bleibt meine Hoffnung unerschüttert. Denn ich sterbe nicht für Ihn; mein Tod ist für Ihn kein Tod; für Ihn sind Zeit und Ewigkeit nur Ein Ganzes, und ich bleibe Ihm in alle Ewigkeit gleich gegenwärtig. Gesetzt also, daß meine Seele von meinem Leibe nichts verschiednes wäre, daß ich ganz Staub, ganz Nichts würde; (denn Allmacht braucht auch keinen Staub zur Schöpfung;) so würde doch Gott eher, und wenn es auch nach Millionen Jahren wäre, meinen Staub wieder beleben, oder mich aus Nichts wieder hervorrufen, und mir mein Bewußtseyn wieder geben müssen, ehe es ihm möglich seyn könnte, wenn ich ihn aufrichtig geliebt, mir sein Wohlgefallen ewig unbezeugt zu lassen. Mein Vertrauen wird aber noch so viel lebhafter, da ich sehe daß die Anlage meiner Natur wirklich schon auf eine Ewigkeit

keit gemacht ist. Denn wenn mich nicht alle meine Begriffe triegen, so ist die Natur, die in mir denkt, von den Theilen, woraus mein Körper besteht, wesentlich unterschieden, und also durch ihre Einfachheit schon unvergänglich. Denn ich empfinde, ich schliesse ich habe einen freyen Willen. Ich empfinde nicht allein das Gegenwärtige, ich verbinde es mit dem Vergangenen und Zukünftigen; ich trenne meine Begriffe, ich setze sie wieder zusammen; ich erdichte mir bloß mögliche, diesen gebe ich so viele Gestalten, als ich will; ich verwandle sie in eine moralische Vorstellung; in diese mischt sich eine meiner Leidenschaften; meine Leidenschaft und meine Vernunft gerathen darüber in Streit; jene bildet sie mir unter den angenehmsten Farben vor, nach dem Urtheile der Vernunft ist sie schrecklich; ich erkenne, daß die Vorstellung der Vernunft die edelste und sicherste ist, ich sehe alles niedrige von jener; ich wünsche auch der Vernunft zu folgen, und doch kostet es mir Gewalt, das, was ich wünsche, zu thun? ich verdamme die andere, und bleibe immer in der Gefahr, sie zu lieben. Wie soll ich mir diese Wahl, diesen Kampf erklären, wenn das, was ich Seele nenne, nichts anders als die nothwendige Wirkung eines feinen Mechanismus ist? Mechanismus!—

ein Zauberwort, womit man auf einmal alles glaubt gesagt zu haben. Wie die Wirksamkeit und die Lebenskräfte meines Körpers entstehen, dieß begreife ich; denn der Grund von allen diesen Kräften liegt in dessen einzelnen Theilen und deren ihrer weisen Verbindung: Aber wie soll ich jene Veränderungen der Seele hieraus erklären? Kann ich Denken, Schliessen, mit Freyheit Wählen und Verwerfen, auch als die Summe der einzelnen Kräfte meiner Fibern und Nerven ansehen? So müßten der Gedanke oder die Entschliessung einzeln in meinen Nerven vertheilt liegen, und ein jeder Atom, woraus diese Theile bestehen, müßte ein besonders Theilchen dieses Gedankens in sich enthalten. Und woher kommen denn die bloß möglichen Vorstellungen, die Vorstellungen von moralischem Verhältniß und von Ordnung? woher die schmerzlichen Empfindungen der Seele, die durch den Körper gar nicht veranlasset worden? Was ist das Ich, das über dieß Verhältniß urtheilet, die Empfindungen in Ordnung und Classen bringt, allgemeine Begriffe davon absondert, Vergnügen und Mißvergnügen darüber empfindet, und alle diese Empfindungen in einem einfachen untheilbaren Gedanken vereinigt? Die ganze Gegend, die ich jetzt

vor mir sehe, steht mit allen ihren entferntern grössern und kleinern Objecten in einer Fläche auf der Sehenerve meines Auges abgebildet. Woher kömmt es aber, daß ich mir ein jedes Object in seiner wahren Grösse und Entfernung denke? Dieß sind Schlüsse aus der Erfahrung: Aber wenn mein Denken nichts als die Empfindung der berührten Nerve ist, woher rühret diese Erfahrung? Was ist es, daß sich die verschiednen Distanzen, und den entfernten Baum, der in meinem Auge kleiner ist, dennoch grösser als die Feder denkt, die ich in der Hand habe? Soll dieß das Resultat der verschiednen Verbindung und Bewegung meiner Fibern seyn, wie etwann die Harmonie oder das Colorit sind, die nicht in den einzelnen Tönen oder Farbentheilchen liegen? So nehme ich wirklich schon eine empfindende Kraft an, die ausser meinem Mechanismus ist. Denn ohne diese empfindende Kraft würden Harmonie und Colorit in Ewigkeit nichts als einzelne Töne, und einzelne neben einandergesetzte Farbentheilchen seyn. Da also diese Kraft nicht in den Theilen selbst enthalten, sondern eine empfundene Wirkung ausser diesen Theilen ist, so ist dieß empfindende Ich von dem Mechanismus meines Körpers

pers auch nothwendig unterschieden. Daß ich diesen Mechanismus mir äusserst fein denke, dadurch gewinne ich nichts. Sollte ich eine körperliche Welt, wie diese ist, bewohnen, so mußte ich körperliche Sinne haben; und sollten die NervenWerkzeuge meiner Seele seyn, so mußten sie unendlich fein seyn; könnte aber die Kraft zu denken ein Werk eines feinen Mechanismus seyn, so müßte sie auch im Grössern möglich seyn. Da ich also nicht den Schein von Möglichkeit angeben kann, wie diese Kraft sich aus der Organisation meines Leibes erklären lasse; habe ich hier denn nicht Ursache genug, eine besondre denkende Natur in mir anzunehmen? Ich habe alles für mich, dieß ausgenommen, daß ich mir von dieser Natur keine deutliche Vorstellung machen kann. Der schon so oft genannte Verfasser des Dictionaire übertrifft hier, in dem Artikel Ame, sich selbst. Wenn wir deßwegen, weil wir denken, sagt er, von dem Leibe verschiedne Seelen annehmen müssen, so müßte die Pflanze auch eine wachsende Seele haben, und die Tullpe müßte sagen können, ich und meine Vegetation sind zwey verschiedne Wesen. Wie tiefsinnig! Hätte er nicht noch hinzusetzen können, daß auf die Art auch in

der

der Mühle eine besondre herumlaufende Substanz seyn müsse. Wie viel Vertrauen muß der Mann zu der Einsicht und dem Herzen seiner philosophischen Schüler haben? Hienge die Kraft zu denken von der Organisation ab, sagt der Herr von Büffon, so müßte der Ourangoutan so gut denken können, als der Mensch; denn seine Sinne, sein Gehirn, sind mit denen vom Menschen völlig eins. Ja, da die Organisation seiner Sinne und seines Gehirns der Organisation im Menschen auch im allerkleinsten ähnlich seyn muß, weil die sinnlichen Vorstellungen eben die Art von Eindrücken bey ihm machen, und er eben die mechanischen Handlungen gleich darauf vornimmt; so könnte er höchstens nur eine Abänderung in der menschlichen Art seyn, und dennoch ist er weniger vernünftig, als andre Thiere, deren Organisation der menschlichen nicht so nahe kömmt. Dieß ist der göttliche Hauch, le souffle divin, fügt er hierauf hinzu, der dem Menschen diesen Vorzug giebt; hätte diesen das geringste Thier, wie bald würde es der Rival des Menschen seyn.

Dieß ist aber auch alles, was ich mit Gewißheit von dieser meiner denkenden Natur zu behaupten mir getraue. Ihr inneres Wesen, die Art ihrer

rer Empfindung, die Art ihrer Vereinigung mit meinem Leibe, sind mir Geheimnisse, die ich nicht wage zu erklären, die ich aber auch, anstatt sie mir zu verbergen, beherzt aufsuche. Besteht das Wesen dieses Geistes allein im Denken, oder muß ich mir darneben noch ein besonders immaterielles Subject denken, worinn diese Kraft wohnet? — Wenn das erste ist; wie soll ich mir die Bestehung einer bloß denkenden Kraft vorstellen? Soll ich aber noch ein besonders immaterielles Subject haben annehmen; was denke ich bey einem immateriellen Subjecte, das für sich keine Kraft zu denken hat? Denkt ferner dieser Geist alles aus sich selbst, und bewegt sich der Leib jenen Vorstellungen gemäß, aber ohne Einfluß, auch für sich; oder ist die Seele nichts wie eine leere Tafel, die nur die Fähigkeit hat, Vorstellungen anzunehmen, und sind meine Nerven die wirklichen Werkzeuge dieses Geistes, die demselben die Veränderungen, die ausser mir vorgehen, unmittelbar mittheilen, und von ihm wiederum die Eindrücke zur Bewegung des Leibes annehmen? Neue Dunkelheit von beyden Seiten. Denkt meine Seele bloß aus sich; liegen alle Vorstellungen und Gedanken, die, nach der Veränderung meines Zustandes in der Welt, bis in alle Ewigkeit

je in ihr entstehen können, wirklich in ihr? Ist diese Vorstellung von einem endlichen Wesen nicht zu groß? Und warum muß sich denn das Object, welches ich in meiner Seele empfinden soll, in meinem Auge erst abbilden? Hier scheint mir dieß System ein sinnreiches Gedicht. Aber wie stelle ich mir auf der andern Seite einen Geist vor, der nur die Fähigkeit zu empfinden hat; und wenn ich sage, daß er durch Hülfe der Nerven empfindet, was heißt dieß? Was helfen einem Geiste, der nicht berühret werden kann, körperliche Werkzeuge, und was hat die Erschütterung einer Nerve für Verwandtschaft mit dem Begriffe, den die Seele sich daraus bildet? Hier wird jenes System mir wieder wahr. Weiter; ist dieser Geist ein solches Wesen, das auch für sich, wenn es vom Leibe getrennet ist, bestehen kann? Kann ich mir überhaupt einen endlichen Geist denken, der die körperliche Welt ohne Sinne empfinden könne? Da meine denkende Natur mit meiner Organisation so genau verbunden ist, muß ich mich in der Reihe der Wesen nicht vielmehr als ein Mittelgeschöpf ansehen, dessen Wesen in der Vereinigung dieser beyden Naturen besteht? Ein Geist, der jetzt mit einer organisirten Natur so genau verbunden ist; würde sich dessen ganzes Wesen nicht ändern, wenn er ohne alle

Sinne

Sinne empfände, und würde mit dieser Veränderung die Classe des menschlichen Geschlechts aus den Stufen der Natur sich nicht verlieren? In alle diese Dunkelheiten sehe ich mit ruhigem und beherztem Blicke. Ich gebe zwar den Beweis von der besondern geistigen Natur nicht auf; aber der eigentliche Grund meiner Hofnung ist er nicht. Denn meine Hofnung ist eigentlich nicht, daß ich einen unsterblichen Geist habe, sondern daß ich unsterblich bin; und der Grund dieser Hofnung ist eigentlich nicht, daß meine Seele ein denkendes Wesen ist, sondern daß ich ein vernünftiges moralisches Geschöpf bin. Gesetzt nun auch, daß meine denkende Natur mit meinem Leibe ein nie zu trennendes Eins ausmachte, so bliebe dieserwegen meine Aussicht in die Ewigkeit gleich heiter. Ich kann auch als Mensch von einer Vollkommenheit zur andern ewig fortgehen; und so wie die Güte meines Gottes mich zu einer verklärtern Sphäre hinaufrufen wird, (denn wie unendlich herrlich ist die Entwicklung meines jetzigen Leibes schon, wenn ich mich mit dem ersten Keime meiner Natur vergleiche!) so kann seine Allmacht meinen Leib auch allemal so verklären, wie er sich für diese höhere Sphäre schickt, daß ich, derselbe Mensch, der ich

jetzt bin, dennoch ein Mitglied jener herrlichen Stadt Gottes seyn, und, in der Gesellschaft meiner noch herrlichern Mitbürger, seine Majestät, Weisheit und Güte mit meiner immer wachsenden Seligkeit ewig verherrlichen kann. Und vielleicht liegt dieser verklärte Leib unter seiner jetzigen gröbern Hülle schon wirklich verborgen; vielleicht ist mein Tod nichts als die Auflösung dieses gröbern Leibes, und das Grab die Mutter, wo die Allmacht Gottes mich zur Geburt in dieses neue Leben bereitet. Man öffnet dort eines. — Vielleicht ist dieß schon für mich. — Tod, wo sind deine Schreken? Es sey für mich; — ich bin auch da in meines Schöpfers Hand, und überlasse seiner Weisheit die Zeit, wenn er mich mich hervorrufen will. Die Stimme, die dem Lichte rief, daß es werden sollte, und dem Chaos befahl, daß es eine Welt würde, die wird auch in dieß Grab dringen, und mich erwecken können. Seine Weisheit, die nichts zernichten kann; seine ewige Güte, die noch weniger ein vernünftiges Geschöpf, das ewig vollkommener zu werden fähig ist, zerstören kann; diese Güte, die mir die Fähigkeit und das Verlangen nach einer solchen Ewigkeit nicht zur Marter hat anerschaffen können; seine Gerechtigkeit, die nie zuge-

ben

hen kann, daß ich durch eine treue Befolgung seines heiligen Gesetzes ewig verlöre: alles ist mir für mein neues Leben Bürge. O was wäre ich für ein unglückliches Geschöpf, wenn sich dennoch diese Hofnung nicht bey mir erhalten könnte! Was müßte ich für ein Feind von mir selbst seyn, wenn ich ihre Gründe selber bey mir schwächen wollte! Was müßte ich in meinen eigenen Augen für ein erschreckliches Geschöpf seyn, wenn ich mir die Gewalt anthun müßte, diesen Gedanken, der so wesentlich zu meiner Natur gehört, den die ganze Natur unterstützt, den alle Eigenschaften der Gottheit bestätigen) zu läugnen; wenn ich mir diese entzückende Aussicht aus Furcht versperren müßte!

Zwar ist noch eins, ich gestehe es, das mich auf die blosse Stärke dieser Beweise, mit der vollen Freudigkeit in diese Ewigkeit noch nicht hineinsehen läßt. Mein Gewissen sagt mir, daß ich nicht so vollkommen bin, als ich seyn sollte, — als ich seyn könnte. O Gott! wie viel mehr könnte ich es seyn, ohne daß ich die Schwachheit meiner Natur, so weit diese dein Werk ist, zu meiner Entschuldigung anführen könnte. Dein göttlicher Wille hätte mir wenigstens allezeit so heilig, als der Wille sterblicher Menschen, seyn können; deine Gnade

hätte mir wenigstens eben so wichtig, als die Gunst unbeständiger Menschen, seyn müssen: Und wenn ich stark genug war, meine Ruhe, meine Kräfte, und meine angenehmsten Begierden da zu verläugnen, wo die thörichten Vorurtheile der Welt, wo ihr eitler Beyfall, wo meine Eitelkeit, mein Eigennutz es erforderten; gerechter Gott! wie könnte ich mich da mit meiner Schwachheit entschuldigen, wo deine Ehre, dein heiliges ewiges Gesetz, deine wohlthätigen Absichten, oft weit geringere Ueberwindungen von mir verlangen? Du aber bist heilig, o Gott! Wie kannst Du mich von der Verbindlichkeit deines ewigen Gesetzes, von dem Gehorsam, den ich Dir als meinem Schöpfer schuldig bin, losmachen? Deine Gerechtigkeit, daß du dein Misfallen an dem Bösen, so wenig als dein Wohlgefallen an dem Guten unbezeugt lassen kannst, ist mir einer der ersten Beweise, daß mir noch ein anderes Leben bevorsteht. Wie finster wird mir hier die Ewigkeit! Soll ich mir einen ewigen Tod wünschen? Gott! Du bist auch die Liebe; unter allen meinen Sünden sahest Du auch meine Reue, Du hörtest meine geheimen Wünsche, Dir meinen Gehorsam thätiger beweisen zu können. Und wenn denn auch dieß die erste wahre Rührung meiner

Liebe gegen Dich wäre, wenn ich mit diesem Gedanken erst anfienge zu empfinden, was es für eine Seligkeit ist, Dich, du allerhöchstes Gut, zu kennen, Dich zu lieben, Dich ewig vollkommener zu erkennen, Dich ewig vollkommener zu lieben; kannst du, o Gott! ein Geschöpf mit solchen Empfindungen verstossen? Diese Empfindungen sind dein Werk; kannst Du ein Werk, welches deine Gnade angefangen, nicht vollenden wollen? Ich weiß, ich bleibe unrein in deinen Augen; aber befreye den Geist von den Banden dieser groben Sinnlichkeit, die mich hindern, mich Dir zu nähern; gieb mir eine Ewigkeit, so kann ich Dich vollkommener erkennen, deinen Willen vollkommener vollbringen, Dir ewig ähnlicher werden. Deine Heiligkeit und Gerechtigkeit sind unendlich; aber wie Du mich zur Ewigkeit bereitetest, da sahest Du alle meine Schwachheiten voraus: Sollte es denn deiner ewigen Weisheit und Liebe an einem Mittel fehlen, mich zu meiner Bestimmung zu bringen, und die Ehre deines Gesetzes und deine Heiligkeit zugleich zu rechtfertigen? Gewiß, dieß Mittel ist da; Deine Liebe wird mich auch die nöthige Erleuchtung darüber finden lassen, und, wo ich es finde, will ich es als das schätzbarste Geschenk deiner Gnade, zu meiner

völligen Beruhigung, mit demüthiger Dankbarkeit annehmen.

Siebende Betrachtung.

Von der Moralität des Menschen.

Wir kennen jetzt die drey grossen Wahrheiten, die der Grund aller Religion sind. Es ist ein Gott, ein unendlich vollkommenes, weises, gütiges und freyes Wesen, von dem die Welt mit der Natur und Verbindung aller Geschöpfe ihren ersten Ursprung hat. Es ist eine Vorsehung, die alles erhält, die sich auch über alle einzelne Theile der Natur erstreckt, und ihre besondern Veränderungen und Zufälle mit eben der Allwissenheit, Weisheit und Güte leitet, womit die allgemeinen Gesetze der Natur geordnet sind. Unser gegenwärtiges Leben ist nur die erste Stufe unserer Existenz, die uns noch zu einem vollkommenern Leben führen wird, worinn die Kräfte unserer Natur mehr Raum haben werden, sich zu entwickeln, und wo zugleich die anscheinenden Unordnungen sich auflösen werden, die hier einer

weisen und gütigen Vorsehung zu widersprechen scheinen.

Ehe wir aber zur Abhandlung des grossen Verhältnisses, das hieraus für uns entsteht, fortgehen können, müssen wir vorher noch unsre eigne Natur kennen lernen. Hiebey kömmt es auf zwey Untersuchungen an. Die eine ist: sind wir auch wirklich frey? und wenn dieses ist, ist denn auch unter dem, was wir Gut und Böse nennen, ein wahrer Unterschied, so daß wir denselben als eine sichere und verbindliche Richtschnur unserer Handlungen annehmen können?

Beyde Untersuchungen gehören gleich wesentlich zur Bestimmung unserer moralischen Natur. Denn wären wir nach einem eben so nothwendigen, aber nur geheimern Gesetze, wie die übrige Körperwelt, aufgezogen; so wäre moralische Natur ein leeres Wort, und wir wären, wie auch unsre Handlungen ausfielen, von aller Verantwortung frey: Denn wir thäten allemal das, wozu wir von dem Schöpfer selbst durch den allgemeinen Mechanismus der Natur selbst gestimmt wären; wir brauchten nun unsre Vernunft, oder wir brauchten sie nicht, wir thäten allemal gewiß das, was geschehen sollte. Wären wir aber frey, und hätten für unsre Hand-

 lungen

lungen keinen sichern Unterscheidungsgrund, so könnten wir uns unsern willkürlichsten Trieben, ohne alle Furcht vor einiger Verantwortung, eben so ruhig wieder überlassen; denn wenn sich nirgend eine Anweisung fände, die wir als eine Erklärung des göttlichen Willens ansehen könnten, so würden wir daraus sicher schliessen können, daß das, was wir uns als Gut oder Böse einbilden, in den Augen Gottes völlig gleich sey. In beyden Fällen wäre also auch die Untersuchung wegen einer Religion völlig überflüßig: Verbindlichkeit und Pflichten wären für uns nicht, und wir hätten von Gott so wenig etwas zu fürchten, als zu hoffen.

Die erste Untersuchung, ob wir auch wirklich frey sind, würde eben so überflüßig als diese seyn, ob wir uns auch unser selbst bewußt sind, wenn wir uns unserm Herzen zu gefallen nicht oft so vorsetzlich verblendeten. Aber da wir lieber die unnatürlichsten Hypothesen erdenken, und von einem Sophisma zum andern flüchten, um der Verbindlichkeit zur Tugend, und dem drohenden Gedanken eines vergeltenden Gottes nur auf eine Zeitlang zu entgehen; so sind wir auch sinnreich genug, uns über die ersten und natürlichsten Empfindungen zu schikaniren. Man hat sich zwey ganz

verschie-

verschiedene Wege dazu gewählet. Der eine Theil schließt so: Wir sehen, daß die allgemeinen und absoluten Gesetze der Natur bey dem Menschen aufhören; dieß ist ein Beweis, daß Gott sich um die freyen einzelnen Handlungen der Menschen nicht mehr bekümmere; und so ist alles, was man uns von einem göttlichen Gesetze und von zukünftigen Vergeltungen sagt, ein schwermüthiger Traum. Dieser kennet also für seine Freyheit gar keine Schranken. Der andere will sich hergegen aus Angst der ganzen Würde seiner Natur lieber begeben, und nichts wie Maschine seyn; und er schließt so! In der ganzen sichtbaren Natur geht alles nach unveränderlichen Gesetzen; da nun dieß ein Beweis ist, wie ernstlich Gott seine Absichten will, so folgt auch, daß wir nach einem eben so absoluten, aber nur geheimern Gesetze aufgezogen sind; unsere geglaubte Freyheit ist daher nichts als eine stolze Einbildung, womit wir ohne Grund uns schmeicheln. Die Thorheit des ersten Sophisma ist in der vierten Abhandlung gewiesen; wir wollen jetzt die Falschheit des andern untersuchen.

Wir verstehen durch die Freyheit das Vermögen, daß wir einen Gedanken anfangen, fortsetzen, endigen, oder auch unsern Leib bewegen und nicht

bewegen können, ohne daß wir dazu etwas mehr als unsre Entschliessung nöthig haben. Dieß sind die beyden einzigen Arten, worinn sich dieses Vermögen äussern kann. Das Wesen davon besteht also in der eigenen Entschliessung, wodurch es so wohl von den unwillkürlichen, als nothwendigen Vorstellungen und Bewegungen unterschieden ist. Daß dieses Vermögen seine Schranken habe, versteht sich von selbst, und die Gränzen, die der Schöpfer uns hierinn gesetzt hat, sind mit eben der Weisheit abgemessen, womit alle übrige Kräfte unsrer Natur, und aller endlichen Geschöpfe überhaupt, nach ihrem besondern Verhältnisse mit der Welt abgemessen sind.

Lassen Sie uns jetzt untersuchen, ob wir eine solche Freyheit haben.

Wir haben erstlich ein Vermögen zu empfinden, über unsre Empfindungen zu urtheilen, sie mit einander zu vergleichen. Dieß ist der Grund unsrer vernünftigen Natur. Dieses Vermögen würde aber ohne allen Endzweck, und nichts besser wie das Bild in einem todten Spiegel seyn, wenn wir nicht zugleich das Vermögen hätten, eine Vorstellung vor der andern zu wählen, und eine der andern vorzuziehen. Diese Kraft liegt nicht in dem

Ver-

Vermögen zu urtheilen: beyde sind zwey ganz besondre Kräfte, aber so genau mit einander verbunden, daß sich ihre Gränzen kaum bemerken lassen. Ich denke, ich stelle mir zwey Dinge als verschieden vor, ich vergleiche sie gegen einander, ich finde in der Vorstellung des einen mehr Vergnügen, ich liebe es; hier ist der wirkliche Wille schon; wie nahe ist derselbe mit der erstern Kraft zu denken verbunden! Da uns aber Gott diese beyden Kräfte gegeben, wie sollte er uns das Vermögen, unsern Willen thätig zu machen, nicht gegeben haben? Sie sind eher keine vollständige nützliche Kraft, als wenn sie beysammen sind. Verstand ist ohne Wahl, Wahl ohne Freyheit umsonst; die drey zusammen machen erst eine vernünftige Natur aus. Eine denkende Maschine; was wäre unweiser? Ein Stein mit Vernunft und Willen; er würde nie geschwinder, nie langsamer, nie in einer andern Linie fallen können. Habe ich also das eine Vermögen, so muß ich das andre auch haben, und so wie ich mich von dem einen überzeuge, muß ich mich von dem andern nothwendig auch überzeugen. Daß ich aber die Kraft zu denken und zu wollen habe, dieß weiß ich aus der Empfindung; dieß ist die höchste Gewißheit, deren ich fähig bin; denn

sie ist mit der Gewißheit, daß ich bin, einerley; und wer mir mit seinen metaphysischen Beweisen das Gegentheil von jenen beweisen wollte, der würde mir auch die Empfindung meiner Existenz absprechen können. Von meiner Freyheit habe ich aber eben dieselbe Empfindung. Zur Probe derselben entschliesse ich mich jetzt meine Hand zu bewegen, und ich bewege sie; ich will sie ruhen lassen, und sie ruhet; ich will mir diese oder jene Vorstellung gegenwärtig erhalten, ich will meinen Gedanken verfolgen, ich will die Ausführung meiner Entschliessung verschieben; ich thue es, ohne daß ich etwas mehr als meine innere Entschliessung dazu nöthig habe. Sollte dieß weniger gewiß seyn, so ist dieß, daß ich empfinde, eben so ungewiß; die wirkliche Freyheit könnte ich wenigstens nicht anders empfinden; und alle Menschen empfinden sie nach einerley Kennzeichen. Sie unterscheiden die Willensfehler, und die Unglücksfälle alle auf einerley Art; von jenen geben sie sich die Schuld und bereuen sie, ohne daß sie sich durch die subtileste Demonstration, daß sie nicht anders gekonnt, würden beruhigen lassen; die andern beweinen sie, ohne sich je einen Vorwurf darüber zu machen. Der theoretische Fatalist wird in beyden Fällen

sich

sich allemal eben so verhalten, und er sucht sein Sophisma nur geltend zu machen, wenn er einen Schein zur Rechtfertigung seiner Unordnungen sucht, oder wenn er seine Spitzfindigkeit sehen lassen will. Wir wollen das Sophisma in seiner ganzen Stärke ansehen. Alle vernünftige Geschöpfe, heißt es, handeln nothwendig nach Bewegungsgründen; Da aber die Stärke und Schwäche der Bewegungsgründe nicht in unserer Gewalt ist, sondern ausser uns in der Natur der Sachen liegt, wie diese in der ewigen Kette der Dinge uns vorkömmt, und wogegen unsre Seele sich nicht anders als leidend verhalten kann; so sind auch alle unsre Handlungen, die wir uns als frey vorstellen, nichts als nothwendige Bestimmungen, denen wir nicht entgehen können. Im folgenden Schlusse sieht es noch philosophischer aus: Unser Wille ist so eingerichtet, daß wir nothwendig dasjenige wollen müssen, was der Verstand uns zuletzt als das Beste vorstellet: Da die Vorstellungen unsers Verstandes aber nothwendig sind, und es nicht in unserer Gewalt ist die Dinge anders zu empfinden, als wie sie uns vorkommen; so haben wir auch keine wahre Freyheit, sondern alle unsre Handlungen und Entschliessungen sind nothwendig.

dig. Man hat mehr als Einen Weg gewählet, um diesem Schlusse zu entgehen, und bald den einen, bald den andern Satz anders zu bestimmen gesucht; aber man kann sie sicher beyde zugeben, und es folgt daraus so wenig, daß wir keine Freyheit haben, als wenn ich schliessen wollte, ich hätte kein Vermögen zu urtheilen, weil dasselbe weder in meinem Gedächtnisse, noch in meiner Einbildungskraft liege. Besonders haben sich einige viele Mühe gegeben, zu behaupten, daß der Wille bey der Erkennung des Bessern dennoch seine Freyheit behalte, das Gegentheil zu wollen. Aber dieß ist gegen die Natur eines vernünftigen Wesens. So lange ich eine Sache gar nicht kenne, so ist mir das Wollen und Nichtwollen derselben völlig gleich; denn sonst müßte eine innere oder äussere Nothwendigkeit irgendwo seyn, die mich zwünge, das eine vor dem andern blindlings zu wählen. Wenn ich aber diese Gleichgültigkeit auch alsdann noch behalten, und das eine noch eben so frey als das andere wählen könnte, wenn ich das eine mir schon als gut, das andre als böse, jenes schlechter, dieses besser vorstelle; so wäre dieß die gröste Unvollkommenheit, eine Krankheit in meiner Natur, eben dieselbige, als wenn ich nach einer deut-

lichen

lichen matematischen Demonstration auch das Gegentheil noch für wahr halten könnte. Hier muß nothwendig die letzte Vorstellung unsern Willen bestimmen, und ein Mensch, der dennoch dagegen handeln könnte, wäre in der menschlichen Gesellschaft völlig unnütz, hätte keinen Character, fühlte keine Verbindlichkeit; Vernunft, Wahrheit, Gesetze wären für ihn nichts; alle seine Handlungen wären ein blinder Zufall, wobey alle wahre Freyheit wirklich aufhört; es wäre der Zustand eines Wahnsinnigen, der schlechter als der Zustand der Thiere wäre. Ich gehe auf einem Felde; alle Steine, die ich vor mir liegen sehe, sind mir gleichgültig; ich kann den einen eben so frey, als den andern, aufheben; und wenn ich dennoch den einen vor dem andern aufhebe, so kömmt es bloß von der Stellung meines Leibes, von der mechanischen Bewegung meiner Hand, oder daß er mir gerade in die Augen fällt. Ich bemerke aber einen Edelstein darunter, ich erkenne seinen Werth; nun ist das Gleichgewicht vorbey; ich wäre unsinnig, wenn ich jetzt noch den Kiesel dagegen wählen könnte. Diogenes, wenn er Zeugen bey sich hat, wird es vielleicht thun; aber die Gelegenheit, seine philosophische Großmuth zu zeigen, ist ihm schätzbarer,

als

als der Werth des Demants. Dieß also, daß wir nur dasjenige wählen können, was wir uns zuletzt als das beste vorstellen, ist eines der ersten Gesetze unserer vernünftigen Natur, der Grund ihrer ganzen Würde, das erste Band in der menschlichen Gesellschaft, der Grund aller Sittenlehre und aller Gesetze.

Aber wie ist es denn möglich, daß so viele Menschen gegen ihre bessere Erkenntniß handeln, daß so viele vernünftige Menschen sich mit so vielen kindischen Kleinigkeiten beschäfftigen, daß sie daß Glück, die Ehre und ruhe ihres ganzen Lebens einer Leidenschaft, die sie so oft schon selbst verdammt, aufopfern, und die niedrigsten vergänglichsten Vergnügen der sanften und sichern Freude der Tugend vorziehen können? Die Erfahrung ist nur mehr als zu wahr; aber jener Grundsatz, daß der Mensch in seinen Entschliessungen allezeit der letzten Vorstellung des besten Guts folge, bleibt deßwegen eben so gewiß. Die Zweydeutigkeit liegt nur darinn, daß wir dasjenige Gut, welches seinem innern Werthe nach das höchste ist, und das, welches nach unsern gegenwärtigen Empfindungen das höchste ist, mit einander vermischen. Nach der Einrichtung unserer Seele, ist uns das höchste Gut, was uns gegen-

gegenwärtig das gröste Vergnügen macht. Dieß kann seinem innern Werthe nach unendlich geringer seyn, aber es erhält dadurch sein Uebergewicht, daß es uns gegenwärtig ist. Denn dieß ist unsre Natur, daß das gegenwärtige allemal einen stärkern und lebhaftern Eindruck auf uns macht, als das entfernte. Ueberhaupt ist diese Einrichtung der vollkommensten Weisheit des Schöpfers unsrer Natur gemäß, eben so gemäß, als daß das nah gelegene Haus uns grösser, als der entfernte Berg, vorkommen muß, ohne daß unsere Moralität und die Richtigkeit unsrer Erkenntniß dabey im geringsten in Gefahr sind. Wie unzählig viele kleine Freuden, die einen grossen Theil der Süssigkeiten unsers Lebens ausmachen, würden wir vermissen, wenn uns nichts anders vergnügen könnte, als was wir nach einer reifern Prüfung nach seinem innern Werthe für das beste hielten! Unsre Empfindungen sind von allem, was wir ein Gut oder ein Uebel nennen, das eigentliche Maaß: Da wir nun das gegenwärtige weit lebhafter und stärker als das entfernte empfinden; so kann auch ein seinem Werthe nach weit geringeres, aber gegenwärtiges Gut einen weit grössern Einfluß, als das entfernte wirklich größre Gut, auf uns haben. Dabey wird uns das letztere allemal noch so viel

weni-

weniger rühren, je mehr es unsre gegenwärtigen angenehmen Empfindungen schwächt, oder dessen Erwerbung uns unangenehmere Empfindungen verursacht. Denn da wir keiner angenehmen Empfindungen eher fähig sind, als bis die unangenehmen entfernt sind; so ist auch die Entfernung des gegenwärtigen Ungemachs allemal das erste, womit unser Trieb zur Glückseligkeit anfängt. Dieß ist Lockens Bemerkung, die das scheinbare Räthsel, wie die Menschen das Beßre sehen und erkennen, und dennoch das Schädlichere wählen können, auf einmal auflöset. So verblendet ist der Lasterhafte nicht leicht, daß er die Schönheit der Tugend, und ihre vorzügliche sichre Glückseligkeit, vor dem Laster, wovon er sich beherrschen läßt, nicht erkennen sollte. Der Feige und Träge wird es nie läugnen, daß Vorzüge und Ansehen ein grösser Gut, als seine Dürftigkeit und Verachtung, sind. Aber mit thierischer Sinnlichkeit bleiben sie ohne Ueberlegung bey ihren gegenwärtigen Empfindungen stehen; das Beschwerliche, das Leere, das Niedrige ihrer Laster, das dem Tugendhaften, der an feinere und edlere Empfindungen gewöhnt ist, eine unausstehliche Marter seyn würde, ist ihnen durch die Gewohnheit unmerklich geworden. Sie kennen die ruhigern und sicherern

rern Vergnügen der Tugend nicht; sie sehen ihre bessern Folgen, sie sehen auch die drohenden Folgen ihrer Laster; aber sie halten vor beyden die Augen zu, und beharren in ihren Lastern; denn sie scheuen die fürchterlichen Ueberwindungen, welche die Erwerbung der Tugend ihnen fürs erste kosten würde. Da wir nun, nach der Einschränkung unsrer Fähigkeiten, zwey Güter nicht auf einmal mit gleicher Lebhaftigkeit empfinden können; so ist auch der geringste Reiz eines gegenwärtigen Vergnügens, so wie das geringste Ungemach, hinreichend, uns gegen unendlich vollkommenere Güter unempfindlich zu machen, und uns dagegen so lange unempfindlich zu erhalten, bis wir durch eine ernsthafte und lebhafte Betrachtung der Unvollkommenheit und Falschheit unsers gegenwärtigen Vergnügens und seiner gefährlichen Folgen uns in eine gewisse Unruhe sezen, und hergegen das entferntere grössere Gut durch die öftere und lebhaftere Vorstellung uns so nahe bringen, und es uns so wahr machen, daß wir uns ohne dasselbe nicht mehr glücklich schätzen, und die Empfindung des gegenwärtigen nach und nach dadurch schwächen, und die Ueberwindung desselben uns dadurch erleichtern. Es bleibt also ein von dem Schöpfer mit unendlicher Weisheit geordnetes

Grundgesetz unsrer Natur, daß unser Wille sich allemal nach der letzten Vorstellung des Besten richten muß.

Der andre Satz, daß es nicht in unsrer Macht stehe, die Dinge anders zu empfinden, als wie sie, ihrer Natur nach, uns vorkommen, sondern daß unser Verstand sich dagegen leidend verhalte, ist eben so wahr und eben so nothwendig. Denn sonst wäre in Ansehung unser gar keine Wahrheit; wir wären nie gewiß, ob unsre Empfindungen der Natur der Dinge gemäß wären; wir hätten unsern Verstand und unsre Sinne umsonst; es wären Hände ohne Gefühl. Beyde Sätze sind also gleich wahr. Ich wäre das widersprechendste Geschöpf, wenn ich etwas anders sollte wollen können, als was ich mir gegenwärtig als das Beste vorstelle; und ich wäre mit aller meiner Vernunft und meinen Sinnen ein eben so blindes und unnützes Geschöpf, wenn ich mir die Dinge anders, als wie ich sie empfinde, vorstellen könnte. Habe ich aber deßwegen keine Freyheit? Dieß wäre, wie ich schon vorher gesagt, eben so, als wenn ich schliessen wollte, daß ich kein Vermögen zu urtheilen hätte, weil es weder in meinem Gedächtnisse, noch in meiner Einbildungskraft liegt. Ich schliesse vielmehr mit Zuverläßigkeit

keit so: Weil ich das Vermögen, zu urtheilen, wirklich bey mir empfinde, dieses Vermögen aber weder eine Eigenschaft meines Gedächtnisses, noch meiner Einbildungskraft ist; so ist es eine besondere Kraft meiner Seele. Warum soll ich von meiner Freyheit, die ich eben so deutlich empfinde, nicht eben so schliessen können? Ich habe wenigstens ein Vermögen, nachzudenken; dieß kann mir auch der gröste Fatalist nicht absprechen, oder er muß mir zugleich alle Vernunft absprechen. Ich habe also unläugbar das Vermögen, (oder mein Bewußtseyn und Wollen wäre auch völlig überflüßig, und meine Vernunft wäre nichts als ein todter Spiegel,) daß ich eine Sache genau, daß ich sie flüchtig ansehen, daß ich bey der ersten Vorstellung stehen bleiben, daß ich sie aber auch von mehr als Einer Seite betrachten, daß ich ihre Folgen übersehen, und meine Entschliessungen hierauf zurückhalten kann. Meine Empfindungen sind jedesmal nothwendig, und in dem jedesmal gegenwärtigen Augenblicke irre ich nie, wenn ich etwas für gut oder böse halte; hierinn darf ich nicht irren können, weil die Empfindungen mir sonst zu nichts hülfen. Wiederum müßte mein Verlangen diesen Empfindungen eben so nothwendig gemäß seyn. Sollten also beyde Kräfte nicht

unnütz seyn, so konnte sie der Schöpfer, nach seiner Weisheit, nicht anders machen. Damit aber, bey unserer kurzen und eingeschränkten Einsicht, diese Einrichtung uns an der Wahl des wahren und bessern Guts nicht hinderlich werden möchte, so gab er uns mit eben dieser Weisheit dieß Vermögen, nachzudenken, das ist, die Vollziehung unsers Verlangens zurückzuhalten, und unsre Entschliessungen zu verschieben, bis wir das uns anscheinende Gut von allen Seiten geprüfet, und die angenehmen Empfindungen, die es uns von der gegenwärtigen Seite verspricht, gegen die Folgen bedächtlich abgewogen. Und dieß ist eigentlich das grosse Vorrecht aller vernünftigen endlichen Wesen, daß wir die Freyheit nennen, das uns von den Thieren, von Wahnsinnigen und Kindern unterscheidet, das mit der Reife unserer Jahre, unserer Einsicht, und unserer Erfahrung wächst, das überhaupt mit der Vollkommenheit der Geschöpfe, nach dem Maasse, in welchem die Blicke ihrer Vernunft schneller, gewisser und sicherer sind, bis an das höchste Wesen hinansteigt, wo Wollen, Sehen und Beschliessen, (denn bey Allwissenheit hat keine Ueberlegung mehr statt,) nur Ein ewiger unveränderlicher Act ist. Ich weiß nämlich aus der Erfahrung, daß das, was mir

bey

bey der ersten Empfindung als gut vorkömmt, deßwegen auch nicht allemal in seiner Dauer und Folge das Beste ist. Ich bleibe also bey meiner Empfindung nachdenkend stehen, ich prüfe es von allen Seiten, ich beurtheile seine Folgen, ich frage meine Erfahrung, ich untersuche, ob ich ein anderes wichtigeres Gut darüber verlieren könne, und mein Misvergnügen nachher darüber nur so viel grösser würde; und wenn ich zugleich ein entfenteres grösseres Gut gewahr werde, so suche ich mir auch dieß durch eine lebhaftere Vorstellung so nahe und gegenwärtig als möglich zu machen. Wenn ich nun, nach aller dieser Ueberlegung, das gegenwärtige noch immer als das Beste erkenne, so ist auch die Bestimmung meiner Entschliessung da, und so fasse ich die Entschliessung mit aller Ruhe; denn ich habe alles gethan, was mir, nach meiner vernünftigen Natur, möglich war. Wenn ich dann auch in der Folge sehe, daß ich mich dennoch geirret habe; so werde ich die Kürze meiner Einsicht wohl beklagen, aber ich habe mir nichts vorzuwerfen.

In gewissen Fällen bleibt, nach aller Anwendung meines Verstandes, das Object allemal dasselbe; und sobald ich dieß aus der Erfahrung einmal weiß, so hört mein Nachdenken dabey auch gleich auf,

mein Urtheil und meine Entschliessungen sind gleich zusammen da. Denn wo eine Sache nicht mehr als eine Seite hat, oder wo es in meinem Vermögen nicht ist, sie von mehr als einer Seite, oder in einer andern Stellung und Lage anzusehen, da bleibt, nach der aufmerksamsten Betrachtung, die letzte Empfindung der ersten immer gleich. Es ist unmöglich, daß ich mir eine Kugel anders als eine Kugel, das Feuer anders als warm, die Sonne anders als ein Licht vorstellen kann. Dergleichen sind auch die ersten Gründe der menschlichen Erkenntniß und unsers Gefühls, und es war der Weisheit Gottes gemäß, uns gewisse allgemeine Begriffe und Empfindungen zu geben, ohne welche aller vernünftiger Umgang unter uns unmöglich gewesen wäre. Dagegen kommen mir täglich tausend andere Dinge vor, die ich von mehr als einer Seite betrachten kann. Ich komme im Sommer erhitzt zu einer kühlen Quelle; die Vorstellung, daß es angenehm sey, mich darinn abzukühlen, ist nothwendig. Ist es aber ganz nothwendig, daß ich bey dieser ersten Vorstellung stehen bleibe, und kann ich meinen Verstand nicht zu Betrachtung anderer Folgen anwenden, daß dadurch ganz andere überwiegende Vorstellungen in mir entstehen? Es kömmt hiebey auf unsre

Einbil-

Einbildungskraft zwar mit an, wie viel andre Vorstellungen diese bey einer jeden Gelegenheit in uns erweckt; und diese ist wiederum nicht in unsrer Gewalt. Aber der Schöpfer unsrer Natur hat auch hierinn mit unendlicher Weisheit für uns gesorgt, daß alle unsre Seelenkräfte, so unabhängig und verschieden sie an sich auch von einander seyn mögen, dennoch so genau mit einander verbunden sind, daß sie mit ihrer Wirksamkeit uns immer zugleich gegenwärtig sind, und daß folglich auch unser Gedächtniß und unsere Einbildungskraft, bey der geringsten Aehnlichkeit, den Vorrath ihrer Erkenntniß und Erfahrungen uns jedesmal getreu darbieten müssen. Es folgt nur diese natürliche Regel der Sittenlehre daraus, daß wir vor allen gefährlichen Uebereilungen und Verblendungen so viel sicherer sind, je mehr wir überhaupt unser Gedächtniß mit nützlichen Wahrheiten zu bereichern suchen, je aufmerksamer wir auf unsre und andrer Menschen Handlungen und ihre Folgen sind, je mehr wir uns die vorzügliche Wohlthätigkeit der Tugend bekannt machen, je mehr wir sie uns wichtig machen, und sie uns so lebhaft erhalten, daß sie uns bey einer jeden Veranlassung mit allen ihren seligen Folgen gleich gegenwärtig ist. Auch bleibt dieß

wahr, daß die verschiedene Grade der Reizbarkeit unserer Sinne, ein trägerer oder flüchtigerer Geist, eine sorgfältige oder vernachläßigte Erziehung, herrschende Gewohnheiten, die besondere Fassung unsers Gemüths, und die verschiedenen Umstände, worinn wir uns zugleich jedesmal befinden, in die Bestimmung unserer Entschliessung ihren grossen Einfluß haben, und ihre Ausführung oder Zurückhaltung leichter und schwerer machen; aber in keinen von diesen ist eine absolute Nothwendigkeit. Es sind Veranlassungen; Veranlassungen, die sehr mächtig, die gefährlich werden können: Aber es werden uns wieder eben die Regeln der Sittenlehre dafür so viel wichtiger, daß wir allemal unsere Gegenwart des Geistes zu erhalten suchen, daß wir vornämlich unsre eigentliche Schwäche kennen lernen, daß wir auf diese besonders alle unsre Aufmerksamkeit gerichtet halten, daß wir alle Veranlassungen, die derselben einige Nahrung oder Reizung geben können, so viel sorgfältiger vermeiden, daß wir zuförderst alle sündliche und zuletzt fast unüberwindliche Gewohnheiten scheuen, und deßwegen die allein mächtigern Vorstellungen von Gott, von seiner Gnade, von der Ewigkeit, (hier zeigt sich die Sittenlehre unsers Erlösers, der allein das

Herz

Herz der Menschen recht kannte, in ihrer vorzüglichen Grösse,) in ihrer ganzen Lebhaftigkeit und Stärke, in unserer Seele allemal gegenwärtig zu erhalten suchen. So lange wir aber diese Regeln vernachläßigen, so lange haben wir wegen aller Veranlassungen kein Recht, über Nothwendigkeit und Schicksal uns zu beklagen. Wir können Mitleiden verdienen, aber sie sind keine Rechtfertigung. Diejenigen Fälle, die so blendend, überraschend, und dringend wären, daß, nach dem natürlichen Maasse menschlicher Kräfte, uns zur Ueberlegung gar kein Vermögen übrig bliebe, sind äusserst selten; wenn wir aber durch eine besondere göttliche Zulassung das Unglück hätten, in dergleichen zu gerathen, so würde unsre Menschlichkeit auch vor allen Richterstühlen der Vernunft Entschuldigung, und auch vor Gott Erbarmen finden.

Diese Zurückhaltung unsrer Entschliessung, bis wir die Sache von allen Seiten bedächtlich geprüft haben, ist nun eigentlich die Freyheit, der grosse Vorzug unserer vernünftigen Natur, der uns von den Thieren unterscheidet, worauf die ganze Moralität unserer Natur, und das vorzügliche Vermögen beruhet, daß wir unsre Glückseligkeit uns selber wählen können. Und dieß ist auch bey allen

Menschen der eigentliche Grund von der Empfindung ihrer Freyheit. Denn wir unterscheiden alle, wie ich schon gesagt, die Empfindungen uud Handlungen, die nicht in unserer Gewalt sind, und die Willensfehler auf einerley Art. Jene beweinen wir, über diese empfinden wir eine Reue. Und warum diese Reue? Nicht darum, daß wir dem Bösen gefolgt sind, weil es uns gut geschienen; dieß ist die Erfahrung unsrer Seele, daß es nicht anders seyn kann: Sondern darum, daß wir unsere Freyheit nicht recht gebraucht, nämlich, daß wir uns übereilet, daß wir das Gute, wovon wir uns blenden und einnehmen lassen, nicht genug geprüfet, daß wir es nur von Einer Seite angesehen, und, ohne die Venunft dabey zu Rathe zu ziehen, und die Folgen davon uns gegenwärtig und wichtig genug zu machen, den ersten Eindrücken zu schnell gefolget sind. Dieß ist unsre vernünftige Natur.

Lassen Sie uns, ehe wir weiter gehen, zur Verherrlichung unsers Schöpfers noch einen Blick auf ihre ganze Grösse thun. Wir können nichts Grössers sehen; denn sie ist das gröste und edelste Werk, was die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes haben hervorbringen können. Ein Wesen,

das

das sich seiner selbst deutlichst bewußt ist, das, vom unmittelbaren Gefühl an, durch die verschiedenen Stufen und Classen der Sinne die ganze Natur erschöpft, das alles, was es je empfunden, je gesehen, je gehöret, wenn die Wirklichkeit davon längst verschwunden ist, sich in seiner Ordnung gegenwärtig erhält, die erloschnen Empfindungen, so oft es will, sich wieder belebt, den bloß möglichen die reizendste Wirksamkeit giebt; ein Wesen, das sich in seiner Vorstellung selber neue Welten schafft, das Vergangene und Zukünftige sich unter Einen Gesichtspunkt bringt, von dem Gegenwärtigen sich in die Zukunft setzt, mit seiner Vorstellung in die Ewigkeit voraus geht, durch die Kunst die Gränzen seiner eigenen anerschaffnen Fähigkeiten ins unendliche erweitert, mit seinen geschärften Sinnen in die innersten Geheimnisse der Natur dringt, dieselbe in ihre ersten Urstoffe auflöset, den Lichtstrahl wie einen Faden entwickelt, die Luft und die Planeten wiegt, in einem schweren Leibe eingeschlossen, mit seinem Forschen sich über alle Himmel erhebt, aus einigen einzelnen Wahrnehmungen die allgemeine Gesetze der Natur sich erklärt, aus einigen Linien den Abstand der entferntesten Himmelskörper bestimmt, bis ans Ende der Welt ihre Stellungen

lungen gegen einander berechnet, die Trabanten des Jupiters zu Führern seiner Reisen hier auf der Erden macht; — der Geist eines Leibnitz, eines Newtons! — Eine unendliche Welt schaffen, ist Allmacht; aber eine eingeschränkte Natur mit unendlichen Fähigkeiten erschaffen, eine Natur, die sich selbst unendlich ist, was ist grösser? Hier ist mehr als eine Welt, hier ist Verwandtschaft mit der Gottheit. — Eine Natur, die zu allem sich zugleich selbst bestimmt, die alle diese Kräfte in ihrer Gewalt hat, sie hinruft, wo sie sie braucht, diejenigen ruhen läßt, die ihr hinderlich seyn möchten, die eine jede nach ihrer Absicht einschränkt und erweitert; eine Natur, die sich selbst ihre Glückseligkeit schafft, sich selbst in Bewegung setzt, sich selbst beruhigt, alles prüft, aus eigener Wahl zu dem, was sie als das Beste empfindet, sich selbst bestimmt, sich selber räth, sich selbst befiehlt, willig gehorcht, und nach einer jeden neuen Vorstellung ihre ganze Freyheit wieder hat. — Was sind Welten, was ist die ganze körperliche Natur gegen die Natur eines solchen Geistes? Sie kann ihre unzähligen Stufen haben, aber überhaupt läßt sich keine höhere gedenken. Was ist göttlicher im Himmel und auf Erden, sagt Cicero, als Vernunft! Sollte es aber dem grossen Schöpfer dieser

Natur

Natur gleichgültig seyn, was ich davon für einen Gebrauch mache? Er ist ein Gott der Ordnung; diese Ordnung ist das grosse Gesetz des Himmels, es ist das grosse Gesetz der Erde; die leblose Natur hat es, die Thiere haben es: Wäre ich hiebey ohne sichere Anweisung des Guten und Bösen, was ich zu wählen und zu vermeiden habe, geblieben, so wäre ich, bey der grossen Anlage meiner Natur, von meiner Vollkommenheit niemals sicher. Darneben stehe ich durch diese Kräfte mit der übrigen Welt in einer solchen Verbindung, daß ich auch zur Beförderung und Erhaltung der allgemeinen Ordnung und Vollkommenheit vieles beytragen kann. Ich kann ein Gott hier auf der Welt seyn, aber kein Geschöpf kann auch eine solche Verwirrung anrichten; die Wuth aller Raubthiere zusammen genommen, die Verwirrung aller Elemente kann die Welt so nicht zerstören, als der gesetzlose Mensch. In gewissen Fällen bin ich auch genug gesichert. In Ansehung meiner leiblichen Vollkommenheit sind Vergnügen und Schmerz mir eine sichere Anleitung. In den theoretischen Wahrheiten hat meine Vernunft ebenfalls gewisse allgemeine Grundsätze, worüber alle Menschen, so bald sie die Worte nur verstehen, gleich eins sind. Wie

unvoll-

unvollkommen hätte Gott sein Werk gelassen, wenn wir in der Erkenntniß, die der Grund unserer wesentlichsten Vollkommenheit ist, ohne ein solches sicheres Gesetz geblieben wären! Wenn dergleichen in unserer Natur liegt, so werden wir es finden müssen.

Dieß bemerkten wir bey dem ersten Blicke, daß ein inneres Gefühl in uns ist, das uns gegen alles, was wir unter dem Namen von Gerechtigkeit, Redlichkeit, Unschuld, Wohlthätigkeit und Großmuth begreifen, geneigt und freundschaftlich macht, aber gegen alles, was den Charakter von Betrug, Falschheit, Schadenfreude und Grausamkeit hat, den unwiderstehlichsten Abscheu und Widerwillen in uns erregt. Mit unsern sinnlichen Empfindungen hat dieß Gefühl wenigstens nichts gemein. Was sind alle Reizungen meiner Sinne, gegen die einzige sanfte unaussprechliche Freude, einem Unglücklichen geholfen zu haben? Jene Vergnügungen darf ich nie ganz geniessen, ich darf sie nur schmecken, wenn sie mir gefallen sollen; so bald ich mich damit sättigen will, haben sie ihren Geschmack verlohren; und mitten in ihrem Genusse finde ich noch nichts, was mich mit mir selbst zufrieden machte, womit ich mich edler, grösser fühlte; ich kann noch die grausamsten Unruhen dabey fühlen; ich kann mich noch

noch hassen, mich mit Verachtung, mit Abscheu wie ein Thier ansehen, ohne daß alles Geräusch sinnlicher Ergötzungen die Vorwürfe, daß ich treulos, ungerecht, unmenschlich gehandelt, in mir dämpfen könnte. Wie zufrieden bin ich dagegen mit mir, wenn ich mir das Zeugniß geben kann, daß ich gerecht, daß ich ein Menschenfreund bin! Eine einzige uneigennützige, edle Handlung verbreitet eine Süßigkeit über mein ganzes Leben, ich suche ihre Stelle darinn mit immer neuen Vergnügungen wieder auf, und im Alter, in der letzten Todesstunde, wenn mir vor aller Herrlichkeit der Welt eckeln wird, da, weiß ich, wird mir diese noch erquickend seyn. Sie fordert zwar auch ihre Ueberwindungen von mir; aber je mehr ich ihr aufopfere, je vollkommener fühle ich mich, und ich würde mich bey dem ganzen Verluste der Welt für den glücklichsten Menschen halten, wenn ich so oft, wie ich es wünsche, und allezeit so, wie ich es wünsche, mich wohlthätig machen könnte.

Von meinem Nutzen hängt diese Empfindung eben so wenig ab. Es ist unläugbar ein Principium in mir, das für eine allgemeine Güte spricht, und wodurch ich Gerechtigkeit, Wohlwollen und Großmuth von den eigennützen Leidenschaften ganz deutlich

lich unterscheide. Wo mein eigener Nutz hinzu kömmt, da wird meine Neigung für die Tugend so viel wärmer seyn; ich werde die Großmuth, die mir in demselben Grade erwiesen ist, mit mehrerer Lebhaftigkeit preisen, aber der Grund meiner Hochachtung ist von meinem Privatnutzen weit entfernt. Der unbekannteste Fremdling hat gleich meine ganze Hochachtung und Liebe, so bald ich von ihm höre, daß er ein Menschenfreund ist; ich widerrufe auch meine Hochachtung nicht, wenn ich höre, daß er mein Feind ist; es wird mich nur so viel mehr demüthigen. Das Laster hergegen, die Ungerechtigkeit, die Fühllosigkeit sind mir unter den blendendsten Gestalten unerträglich, und ohne daß ich je etwas davon zu fürchten hätte, würde ich mich, bey allen Gütern der Welt, unter den schmeichelndsten Lobsprüchen verabscheuen, wenn ich mir vorzuwerfen hätte, daß sie der Lohn einer Verrätherey, der Gewinn eines geheimen Betrugs oder eines Raubes wären.

Es liegt dieß Gefühl auch zu tief, als daß es von der Erziehung oder den Gesetzen zuerst eingepflanzt seyn könnte. Allerdings können durch die Erziehung die Empfindungen des Abscheues und Beyfalls vermehret und verringert werden, und oft

können

können ohne einen natürlichen Grund dergleichen Empfindungen, wie die dunklen Eindrücke der Furcht und des Aberglaubens sind, dadurch erregt werden. Aber dieß Gefühl kömmt unmittelbar aus der ursprünglichen Bildung der Seele; es sind die deutlichsten Blicke meiner Vernunft, so deutlich, als sie das verschiedene Verhältniß verschiedener Grössen wahrnimmt; und je genauer sie das Verhältniß einsieht, je deutlicher und stärker wird auch das Gefühl. So tief gehen die Eindrücke von Erziehung und Gesetzen nicht. Erziehung und Gesetze sind auch nicht so allgemein; und da sie es hierinn sind, so setzen sie unwidersprechlich einen allgemeinern Grund in der menschlichen Natur voraus. Denn auch die verwildertste Natur kann diesen Unterschied nicht miskennen; und so sehr alle übrige Sitten und Einrichtungen unter den Menschen von den verschiedenen Erdstrichen und Regierungsformen abgeändert sind, so wenig haben diese Grundsätze, ausser in den seltenen Fällen, wo sich zwey entgegengesetzte Pflichten begegnen, etwas gelitten. Unter einerley Umständen werden bey keinem Volke in der Welt einerley Handlungen bald gerecht, bald ungerecht, edel und verächtlich seyn. Die wenigen Exempel, womit Locke diese Allgemeinheit zu

widerlegen meynet, beweisen nichts. Bey den Lacedämoniern konnte der Diebstahl durch Gesetze befohlen werden, weil es gegen die Gesetze war, ein Eigenthum zu haben. Unter den wilden Völkern, wo das unvermögende Alter dem Hunger und andern grausamen Todesarten ausgesetzt seyn würde, da ist es die Wirkung einer rauhen Zärtlichkeit, wenn der Wilde seine Mutter selbst tödtet. Bey den Römern war es in den ersten Zeiten erlaubt, die Kinder, von denen sie glaubten, daß sie sich selbst nicht würden erhalten können, wegzulegen. Ihre kriegerische Lebensart, die allgemeine und durch die Religion noch nicht gemäßigte Grausamkeit der Kriege, und der Mangel solcher Anstalten, wo auch für die Erhaltung und Sicherheit hülfloser Personen gesorgt ist, machten es weniger grausam, solchen unglücklichen Geschöpfen, bey dem schwächsten Grade ihrer Empfindungen, gleich nach der Geburt, das Leben wieder zu nehmen, als sie einem beständigen unglücklichern Leben ausgesetzt zu lassen. Dieß war mehr ein Fehler der Zeit, als ein Widerspruch gegen diese Empfindung. Auch der Allerlasterhafteste kann dieß Gefühl nicht ganz bey sich ausrotten; er handelt dawider in der Heftigkeit seiner Leidenschaften,

schaften, aber mit kaltem Blute siehet er eben dieses von andern im Schauspiele mit Schauder an; er behält allemal zu der Tugend das meiste Vertrauen, und er würde seinen Endzweck allezeit lieber ohne Laster erreichen. Hätten diese Empfindungen keinen andern Grund, als die Bestimmungen der Gesetze, so müßten, wie Cicero sagt, Ehebruch und Raub auch gerecht werden können, so bald es dem Tyrannen gefiele, sie zum Gesetze zu machen. So wäre mir, wenn ich gegen diese geschützt wäre, als erlaubt; dem Tyrannen, der keine Gesetze über sich hat, alles gegen mich, mir heimlich alles gegen ihn, einem gegen den andern; so wäre Arglist die einzige Tugend, Dummheit das einzige Laster. Eine schreckliche Lehre, gegen welche, wenn sie wahr seyn könnte, das ganze menschliche Geschlecht sich vereinigen müßte, um sie unter sich auszurotten. Wir sind immerfort mit Menschen umgeben, die stärker wie wir sind, die uns auf tausend verschiedene Arten schaden, und es allezeit dreymal in vieren mit aller Sicherheit thun können; was für eine Beruhigung für uns, daß in dem Herzen aller dieser Menschen ein Gefühl ist, das zu unserm Vortheil streitet, das auch gegen den Tyrannen die Rechte der Menschlichkeit ver-

 ficht,

sicht, und ihn seine Ungerechtigkeit nicht ungerochen ausüben läßt! Ohne dieses würden wir einer vor dem andern, wie in einer afrikanischen Wüste der Tyger mit seinem Raube gegen den Löwen schielend, vorbey schleichen, und keiner seines Lebens, seines Eigenthums, und seiner Ehre wegen sicher seyn. Der Nutzen veranlasset allerdings die Gesetze, und dieser Nutzen giebt der Gerechtigkeit ihren Werth, wie er ihn der Wahrheit giebt. Auch hängt die eigentliche Verbindlichkeit erst vom Gesetze oder der erkannten Dependenz ab; und in so weit kann man sagen, daß die Furcht die Gesetze macht, indem die Strafen die moralischen Bewegungsgründen durch ein unmittelbares Interesse verstärken, und wenigstens zum Stillstehn und ernstlicherh Nachdenken bewegen. Sollte aber daraus folgen, daß die ganze Moralität von der Bestimmung der Gesetze abhänge, so müßte auch eine jede Wahrheit durch die Gesetze bestimmt werden können; so müßte aber auch überhaupt in der Natur der Dinge kein verschidenes Verhältniß seyn, und durch Gesetze befohlen werden können, daß das Endliche gegen den Unendlichen in einem umgekehrten Verhältnisse stehe, daß der Schöpfer nicht für grösser, als das Geschöpf,

zu achten sey, und daß der eine Mensch gegen den andern, der mit ihm einerley Empfindungen hat, sich nicht so zu verhalten brauche, wie er fodert, daß er sich gegen ihn verhalte.

Diese innerliche Moralität hängt daher auch selbst nicht von dem göttlichen Willen ab. Dieser Wille gab den verschiedenen Naturen, worauf sie sich bezieht, die Existenz; Gott hätte eine ganz andere Welt schaffen können, eine Welt, worinn kein solches Verhältniß, worinn keine solche Gesellschaften, keine gemeinschaftliche Bedürfnisse, kein Eigenthum Statt hätten, wo die Natur auch bey unsern gefräßigsten Begierden allemal ergiebig genug wäre, oder wo, wie in liebreichen Familien, eine gemeinschaftliche Gefälligkeit Eigenthum und Contracte überflüssig machten: Aber sie waren von Ewigkeit in dem Verstande Gottes nothwendig, was sie sind, und so bald sie durch die Schöpfung wirklich wurden, so war ihr Verhältniß, welches daraus entsteht, eben so unveränderlich. Sonst müßte folgen, daß Gott auch eine Welt hätte erschaffen können, wo das Theil grösser als das ganze wäre, wo der Sohn nicht vom Vater, das Geschöpf nicht von seinem Schöpfer abhängig wäre: So wäre aber in dem Verstande

Gottes von Ewigkeit nichts wahr, nichts gut; und so wäre in dieser höchsten Natur keine wesentliche Gerechtigkeit, keine Liebe zur Vollkommenheit und zum Guten; so können wir aber auch Gott nicht mehr denken.

Aus eben diesem Grunde geht das innerliche Verhältniß auch selbst vor den guten und bösen Folgen vorher. Dieß bleibt allemal unmöglich, daß das Verhältniß von solchen Naturen, die von einem höchst weisen und gütigen Wesen ihre Existenz bekommen, im Ganzen ohne gute Folgen seyn könne; es wäre eben so widersprechend, als daß das Verhältniß der Dinge zu Irrthümern führen könnte. Der allgemeine Nutzen der Gerechtigkeit, der Aufrichtigkeit, der Menschenliebe, ist in meiner Idee mit ihrer Vorstellung mir immer gegenwärtig. Tugend ohne Nutzen, würde nichts als eine gleichgültige Wahrheit seyn; sie würde ihre Verbindlichkeit gegen mich behalten, aber sie würde nicht mehr Empfindung in mir erregen als die Vorstellung bey mir erweckt, wenn ich drey für weniger als fünf halte. Die warme freundschaftliche Empfindung, die wir für sie haben, kömmt von ihrer Wohlthätigkeit; und je grösser und allgemeiner ihr Einfluß in die Glückseligkeit

unsers

unsers Geschlechts ist, je höher setzen wir in unserer Achtung ihren Werth, je mehr reißt sie unsere Neigung zu sich. Wollten wir aber diese guten und bösen Folgen, mit Ausschliessung alles natürlichen Verhältnisses oder aller innerlichen Moralität, zum einzigen Bestimmungsgrunde von Gerechtigkeit und Tugend machen, so würde die Menschlichkeit, für welche diese Hypothese so sehr zu streiten scheint, dabey immer in grosser Gefahr bleiben. Unsere Eigenliebe würde unsern einseitigen gegenwärtigen Nutzen, wofür sich alle unsre Leidenschaften interessiren, mit der allgemeinen Wohlfahrt sehr oft vermischen. Das Beste der Menschlichkeit würde zu willkürlich werden; es würde immer in Gefahr seyn, von dem Privatnutzen des Staats, und dieser wiederum von den noch engern Absichten des eigennützigen Bedienten verschlungen zu werden; unser einseitiger Vortheil, unser jedesmal gegenwärtiges Vergnügen würde die ganze Richtschnur unserer Moralität werden. Kürzer; wohl überrechneter Betrug würde die beste Tugend, Großmuth und Menschenliebe ohne sichere Procente würde moralische irrende Ritterschaft seyn.

In etlichen einzelnen Fällen, wo zwey entgegen

gesetzte Pflichten gleichsam in einander fliessen, läßt sich dieses verschiedene Verhältniß zwar nicht allemal so gleich entdecken; aber dadurch wird der wesentliche Unterscheid so wenig aufgehoben, so wenig durch die unmerkliche Mischung von Licht und Schatten die schwarze und weisse Farbe deßwegen aufhören verschieden zu seyn. Diese Fälle sind äusserst selten, und würden noch seltner seyn, wenn unsre Eigenliebe uns die Wahrheit allemal so deutlich sehen liesse, als wir sie mit einer heitern Vernunft gewiß erkennen würden. Auch dieß, daß so viele Menschen gegen diese Empfindungen handeln, oder daß auch Gesetzgeber solche Gesetze gegeben, die diesen Wahrheiten entgegen sind, beweiset ebenfalls nichts mehr, als daß die Leidenschaften vermögend sind, die deutlichsten Empfindungen der Vernunft auf eine Zeitlang zu unterdrücken. Wenn die Geometrie, sagt Leibniz, unsern Neigungen eben so sehr entgegen wäre, als die Sittenlehre, so würden wir über Demonstrationen im Euklides eben so schikaniren, als wir jetzt über die Grundsätze der Moral thun.

So viel ist also unwidersprechlich, daß Erziehung, Gesetze, Nutzen, alle noch einen tiefern

Grund

Grund der Moralität voraussetzen, einen Grund der unmittelbar in der Anlage unsrer vernünftigen Natur liegt. Aber wie sollen wir uns denselben erklären? Ist es eigentlich das Verhältniß der Dinge, was unsrer Vernunft diesen Beyfall abzwingt; oder ist es inneres Gefühl der Schönheit der Tugend, ein angeborner Trieb des Wohlwollens, der unmittelbar dieses lebhafte freundschaftliche Gefühl in uns erwecket? Die Philosophen sind hierüber noch nicht eins; und wenn alle Menschen mit einer so starken Vernunft, wie Clarke, geboren würden, oder von einem so zarten Gefühl, wie ein Hutcheson, oder von einem so warmen edlen Triebe des Wohlwollens, wie Hume, sich belebt fühlten, so wäre diese Untersuchung ganz überflüssig, die Tugend bliebe allemal gleich gesichert. Aber die Grösse der Seele dieser Männer macht es vielleicht, daß sie sich von der gemeinen Natur mehr entfernt, als diese es leidet. Eine Clarksche Seele braucht bey der Tugend nichts als das natürliche Verhältniß zu erkennen, um die reinste und lebhafteste Neigung dafür bey sich zu empfinden. Einer solchen Seele ist Wahrheit die vollkommenste Schönheit, und sie würde sich erniedrigt halten, wenn sie glauben sollte, daß sie noch durch

einen unwiderstreblichern blinden Trieb zur Liebe der Tugend erweckt werden müßte. Und wiederum eine Seele, die, wie Hutcheson und Hume, durch den blossen Anblick der Menschheit sich gleich von den edelsten Empfindungen des Wohlwollens gereizt fühlt, würde sich für fühllos halten, wenn sie durch dieß entferntere Verhältniß der Natur der Dinge sich erst zur Verbindlichkeit der Tugend bewogen glauben sollte. Ein mittelmässiger Geist kann die allgemeine menschliche Natur allemal sicherer beurtheilen. Unsre Natur ist nicht bloß Vernunft, sie ist nicht bloß Gefühl oder Trieb; sie ist beides zugleich. Und so ist es auch weder die Wahrheit, noch die Schönheit und Wohlthätigkeit der Tugend allein, die ihr den unwiderstehlichen Reiz giebt; sondern sie ist, wie das Licht der Sonne, hell, schön und erwärmend zugleich. Sie ist hell und wahr, weil sie der Natur gemäß ist; schön, wie alle Ordnung; reizendste Schönheit, weil sie den vollkommensten Endzweck, die sicherste und gröste Wohlfahrt der Menschen zum Endzwecke hat. Wollten wir das blosse Verhältniß der Dinge, mit Ausschliessung alles mächtigern Triebes, zum einzigen Grunde dieser Empfindungen annehmen, so würden wir die Wärme nicht erklären können,

wodurch

wodurch sich diese Empfindung von der Empfindung andrer Wahrheiten unterscheidet. Wollten wir aber hingegen bey einem bloß angebornen Triebe stehen bleiben, so würde in einem engern kalten Herzen die Tugend zu willkürlich und zu dürftig bleiben. Jener Unempfindliche, der sein kaltes Herz nie weder aus Mitleid noch aus Freude für einen Menschen klopfen gefühlt; jener Fühllose, der durch seine Ueppigkeit, seinen Geiz, seinen Hochmuth, alles menschliche Gefühl, wenn er auch mit einem geboren worden, längst getödtet, der in der ganzen Natur nichts wie sich fühlt, und einen Menschenfreund, als einen Enthusiasten ansieht; wie würde der zu menschlichern Empfindungen, oder nur zum Gefühle seiner Unmenschlichkeit zu bringen seyn, wenn er nicht, durch die deutliche Vorhaltung des natürlichen Verhältnisses seiner Empfindungen mit den Empfindungen seines Nächsten, noch erweckt werden könnte?

Und warum sollten wir die Vernunft und das natürliche Verhältniß, von der Schönheit und Wohlthätigkeit der Tugend ganz ausschliessen? Die Vernunft ist die höchste und edelste Kraft unserer vernünftigen Natur, wodurch wir eigentlich Menschen sind. Warum sollte diese also nur für theore-

theoretische Wahrheiten seyn, und die wichtigern, worauf unmittelbar die Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechts beruhet, einem niedrigen blinden Triebe überlassen seyn? Denn wir mögen das angeborne Gefühl mit noch so edlen Namen belegen, so wird es in dem Maasse doch allemal veredelt, als es durch die Vernunft erhöhet wird. Das Wesen der Tugend bestehet in der freyen Wahl; diese Wahl ist aber offenbar das Geschäft der Vernunft; und diejenige Tugend hat unstreitig das gröste Verdienst, an welcher die meiste Ueberlegung Theil hat. Die Grösse des Triebes schwächt das Verdienst der Tugend, die Grösse der Ueberlegung veredelt es. Und warum sollte die Vernunft das schickliche oder unschickliche Verhältniß zwischen verschiedenen Handlungen und Personen nicht eben so deutlich, als das Verhältniß zwischen verschiedenen Zahlen oder geometrischen Figureen, einsehen? Und wie dieß Verhältniß der Vernunft den Beyfall abzwingt, warum sollten die moralischen Wahrheiten für sie nicht eben die Verbindlichkeit haben? Treue und Verrätherey, Großmuth und Eigennutz, sind eben so deutlich von einander, als ein Dreyeck von einem Viereck, unterschieden; und daß ich gegen meinen Schöpfer Ehrfurcht und Gehorsam

horsam beweise, daß ich mich gegen ein empfindliches Geschöpf anders, als gegen einen Stein, gegen einen Unschuldigen anders, als gegen einen Verbrecher, verhalte, dieß ist mir eben so deutlich, als daß zwey Grössen, die einerley Maaß haben, sich auch selber gleich seyn müssen. Wenn ich nun diesem Verhältnisse aus freyer Wahl, und weil ich es für rechtmäßig erkenne, gemäß handle, so handle ich gut, und bin ruhig, und ohne Absicht auf die Folgen. Denn gesetzt, daß es möglich wäre, daß die Folgen der Tugend mir ewig gleichgültig blieben; so würde sie zwar für mich ihren Werth verlieren, aller Trieb würde bey mir aufhören, und ich würde in meiner Natur vielleicht nicht Stärke genug finden, die geringste Verläugnung deßwegen zu übernehmen: Aber es würde meiner Vernunft doch allemal eben so unmöglich bleiben, die Schicklichkeit und Billigkeit davon zu läugnen, als es ihr unmöglich seyn würde zu läugnen, daß drey weniger als fünf sind. Der Grund ist bey beyden derselbe; und dieß ist die äusserste Gränze der Vernunft, selbst der göttlichen. Es ist wahr, daß ich mir dieß Verhältniß nicht immer deutlich vorstelle. Das Herz wird mir bey dem Anblicke eines Unglücklichen allemal eher bluten, und ich werde ihm

zu Hülfe eilen, so wie meine Hand allemal zu meiner Beschützung bereit seyn wird, ohne erst auf den deutlichen Unterricht meiner Vernunft zu warten. Aber diese Vorstellung ist mit der Pflicht, die für mich unmittelbar daraus fließt, so unzertrennlich nahe verbunden, und beyde sind mir so oft gleich gegenwärtig gewesen, daß ich mich zu der Pflicht angetrieben fühle, ohne noch die Gegenwart von dem Bewegungsgrunde gewahr zu werden. Gesetzt aber, ich hätte mir vorzuwerfen, daß ich in dieser Pflicht gegen meinen Nächsten zu nachläßig gewesen wäre; so würde meine Vernunft mir diesen Grund, daß der Unglückliche, gegen welchen ich so fühllos gewesen, so wohl ein Mensch als ich sey, und daß er einerley Empfindungen mit mir habe, mit dem strengsten Nachdrucke vorhalten. Dieß würde nicht seyn, wenn die Erkenntniß des natürlichen Verhältnisses nicht der eigentliche Grund dieses ganzen Gefühls wäre. Diese Erkenntniß ist auch das einzige Mittel, den Trieb des Wohlwollens in seiner rechten Richtung zu erhalten. Denn er mag an sich noch so edel seyn, so ist er ohne diese Leitung allemal in Gefahr, etwas ungerechtes von den sinnlichen Neigungen anzunehmen, oder die verschiednen Grade, welche die Verschiedenheit der

Objecte

Objecte und des Verhältnisses fodert, zu mißkennen. Er wird dazu feurig werden können, wo er gemäßigt seyn sollte, und da laulicht seyn, wo er glühen sollte. Aber wo das Verhältniß die beständige Richtschnur ist, da ist er nie in dieser Gefahr, ungerecht zu werden; Vielmehr wird er da erst Tugend, wahre Tugend; denn dadurch wird er erleuchtetes Wohlwollen, Wohlwollen, von Weisheit geleitet.

Herr Hume ist für den angebohrnen Trieb des Wohlwollens so freundschaftlich eingenommen, daß er jenes Verhältniß mit einer Art von Unwillen davon zurück weiset. Er wundert sich, wie ein Mann von so grossem Genie, wie Montesquieu, eine so abstracte Theorie, die sich mit keiner wahren Philosophie vertrage, habe annehmen können. Der Pater Malebranche sey der erste, der sie aufgebracht, und nachher hätten sie D. Clarke und andere angenommen. Aber sprechen Plato und Cicero nicht eben so, wie Malebranche und Clarke? Und würde der scharfsinnige Mann, wenn er dieses natürliche Verhältniß der Dinge nicht so weit entfernt hätte, seinen Lesern, unter seiner beredten und feurigen Beschreibung des wohlwollenden Triebes, das Mitleiden nicht ersparet haben, womit

sie

sie sich jetzt durch seine eigene Beredsamkeit gedrungen fühlen, sich gegen ihn selbst, der schwächern Art von Menschen anzunehmen, von denen er sagt, daß, wenn sie zwar vernünftig, aber am Leibe und an der Seele so schwach wären, daß sie keinen Widerstand thun, noch bey der äussersten Beleidigung uns ihre Rache fühlen lassen könnten, daß wir zwar durch die Gesetze der Menschlichkeit verpflichtet seyn würden, diesen Geschöpfen gelinde zu begegnen, daß wir aber eine Gerechtigkeit im eigentlichen Verstande ihnen nicht schuldig wären; auch daß sie, wider den Willen solcher willkührlichen Herren, kein Recht zu einem Eigenthume haben würden; unsere Erlaubniß würde das einzige Recht seyn, mit welchem sie ihre Güter besitzen, und unser Mitleiden das einzige Zwangsmittel seyn, wodurch sie unsern gesetzlosen Willen bändigen könnten; und da aus der Ausübung einer in der Natur sofest gegründeten Macht niemals einige Unbequemlichkeiten folgen könnten, so würden auch die Einschränkungen der Gerechtigkeit und des Eigenthums, als völlig unnütz, in unsrer Gesellschaft mit ihnen niemals statt finden. Dieß sey offenbar, setzte er hinzu, das Verhältniß der Menschen gegen die Thiere. Ganz recht, dieß ist unser Verhältniß gegen

gen die Thiere. Aber deswegen gab der gütige Schöpfer auch den Thieren den Grad von unserer Empfindung und Vernunft nicht, damit wir, ohne ihre Kränkung, unsere Herrschaft so viel unumschränkter über sie ausüben könnten; und zugleich machte er ihre Natur weniger dürftig, als die unsrige, damit sie auch kein Eigenthum, noch die Vorstellung von einem Eigenthume nöthig hätten. Aber würde dieß Verhältniß auch dasselbe bleiben, wenn die Thiere, wie jene Art von Geschöpfen, die Herr Hume sich denkt, mit uns einerley Vernunft hätten, und nur allein durch das Unvermögen von uns unterschieden wären? Was würden diesemnach alle Unterthanen in den Augen eines Tyrannen anders, als solche dürftige hülflose Heloten, armselige vernünftige Thiere seyn, die zu keinem Eigenthume, zu keiner Gerechtigkeit ein Recht hätten, sondern alles von dessen Menschenliebe, (Menschenliebe, wo kein Gefühl von Gerechtigkeit ist!) erwarten müßten. Indessen würden wir dieß Gefühl doch auch zu sehr schwächen, wenn wir es bloß als eine Wirkung der überlegenden Vernunft ansehen wollten. Es ist stärker, wärmer, dringender, als kühler Beyfall. Ich fühle ganz andere Bewegungen, Freude, die bis zur Entzückung, Reue und Schaam,

die bis zur Verzweiflung gehen können. Das ganze Licht kömmt unwidersprechlich von der Vernunft, aber die Wirksamkeit kömmt von einem mächtigern Triebe: einem Instinkt, wenn wir ihn so nennen wollen, der aber von dem Instinkt der Thiere dadurch unterschieden ist, daß er nicht lehrend ist. Bey den Thieren mußte er lehrend seyn; aber für freye Geschöpfe, wie wir, die zu einer höhern Vollkommenheit bestimmt sind, die ihre Glückseligkeit selber wählen, selber die Mittel dazu aussuchen, und zur Vergeltung sich selbst als die Werkzeuge ihrer Glückseligkeit ansehen sollten, würde er zu eingeschränkt, und nicht edel genug gewesen seyn. Dieser Trieb ist deswegen an sich blind, und treibt uns überhaupt nur an, das zu lieben, was uns vollkommener machen, und das zu verabscheuen, was uns schaden kann. Die Wahl des Guten selbst bleibt das Geschäft unsers unterscheidenden Vorzugs der Vernunft. Nur ließ ihn der Schöpfer, wie er in der ganzen übrigen Natur ist, unüberwindlich, und wirklich ist er auch so tief in unsre Natur gewebt, daß er in gewissen dunklen Augenblicken stärker, als die Liebe zum Leben selbst, werden kann. Und hieraus entsteht das erste Gesetz unserer Natur, das verbindlichste, das unüberwind-

lichste,

lichste, daß wir alles das lieben müssen, was uns die Vernunft als gut, und alles das hassen müssen, was sie uns als schädlich vorstellt; und nachdem wir uns die Grösse unsers Glücks oder unsers Verlustes vorstellen, in dem Grade sind unsere Freude, unser Widerwille, unsere Reue. Dieß ist überhaupt der Grund unserer freundschaftlichen Neigungen für alle Tugend, und des Abscheuens vor allem Laster: Und zugleich ist es auch der Grund von dem besondern Unterschiede der Empfindungen, daß wir bey der Gerechtigkeit und Treue kälter, als bey Menschenliebe und Großmuth, sind; daß die Menschenliebe und Großmuth etwas reizenders und edlers für uns haben, aber daß die Ungerechtigkeit, die Untreue, uns schwärzer, scheußlicher, als blosse Fühllosigkeit und Eigennutz, sind; daß gegen den Räuber, den Mörder, den Verräther, sich unsre ganze Natur gleich empöret; daß wir den Eigennützigen mit Verachtung ansehen, den bloß Gerechten mit Gleichgültigkeit, den zärtlichen Menschenfreund mit Entzückung. Der Grund ist derselbe, womit der Schöpfer unsre sinnliche Natur eingerichtet hat, daß wir den Schmerz allemal lebhafter, als die Freude, empfinden, weil der Trieb, unsre Beschädigung zu vermeiden, nothwendig der

stärkste bleiben mußte. Die Freude hat unendlich mehr Reizungen für uns, als der ruhige Zustand, wo wir keinen Schmerz empfinden; aber bey dem Schmerz leidet unmittelbar unsre ganze Natur, da wir uns hergegen bey dem Mangel von Freude nur weniger vollkommen fühlen. Das Urtheil der Vernunft ist, wenn wir es auch nicht immer deutlich empfinden, allemal unzertrennlich dabey gegenwärtig; sie prüft, sie beurtheilt, sie vergleicht, und hält uns allemal den Maaßstab des Verhältnisses vor, aber die Stärke kömmt von diesem ersten Grundtriebe unsrer Natur, von der Selbstliebe.

Dieser Trieb ist aber nicht ungesellig einsiedlerisch. Denn da wir zu einer grössern Vollkommenheit bestimmt sind, als wir für uns allein durch die vollkommenste Natur werden könnten, so würde ein so ungeselliger Trieb diesen Endzweck nie erfüllet haben, wenn der Schöpfer nicht einen eben so mächtigen, aber freundschaftlichern Trieb damit verbunden hätte. Dieß ist der Trieb zu unsers Gleichen, oder zur Geselligkeit. Einige Philosophen, die sich die Mühe geben, durch eine metaphysische Chymie unsre Empfindungen in ihre ersten Urstoffe aufzulösen, und in der Moral, wie in der Natur, nur einen Grundstoff herauszubringen, suchen auch

diesen

diesen freundschaftlichen Trieb aus jenem erstern herzuleiten, und ihn als eine Wirkung der überlegten Selbstliebe, oder des geheimen Gefühls von unsrer natürlichen Hülflosigkeit zu erklären. Aber er ist wirklich unabhängiger. Die Selbstliebe behält immer ihr Theil daran, und es scheint, daß der Schöpfer durch die Hülflosigkeit unsrer Natur uns auf diesen Trieb, zu mehrerer Versicherung unsrer allgemeinen Wohlfahrt, nur so viel aufmerksamer machen wollen. Denn da die Selbstliebe an sich keine Gränzen litt, so würde ein so ungeselliger unumschränkter Trieb, ohne dieß Gefühl der Dürftigkeit, die ganze Absicht unsrer Natur nur zerstöret, und alle gesellschaftliche Hülfe unmöglich gemacht haben. An sich aber scheinet diese Liebe zu unsers Gleichen, eben so unabhängig, als die Selbstliebe, zu seyn. Denn sie geht, wie diese, durch die ganze Natur, und ist auch in den Thieren. Denn ohne Gefühl von einiger Dürftigkeit, gehen alle Thiere von einerley Art ohne Mistrauen zu einander, wohnen bey einander, vertheidigen sich mit einander. In einem jeden von ihres Gleichen sehen sie sich. Dieß ist derselbige Grund in uns. Der Mensch ist für uns die gröste Schönheit, und ein glücklicher Mensch der rührendste Anblick

blick in der Natur. Ohne Menschen wird die schönste Aussicht in kurzer Zeit für uns ermüdend. Im Paradiese, wo alle meine Wünsche durch Geister erfüllet werden, und wo ich keine Empfindungen von Hülflosigkeit hätte, würde der Anblick eines Menschen mich entzücken, und mich gleich zu seinem Freunde machen. Denn er ist Fleisch von meinem Fleische. Dieß war der erste freundschaftliche Gedanke, womit der erste Mensch sein Ebenbild ansahe, ob er gleich die Hülfen, die ihm der Schöpfer darinn bereitet hatte, noch nicht kannte. Eine geheime Sympathie sagte ihm, es sey ein Wesen, womit er alle Empfindungen und Bewegungen seines Herzens würde theilen können. Denn er sahe sich darinn. Und so sehen wir uns in einem jeden Menschen; wir empfinden uns in ihm, wir lieben uns in ihm, wir borgen von seinem Gesichte Lachen und Thränen. Wo wir das Bild menschlicher Empfindungen auch nur im Gemälde sehen, da können wir die ähnlichen Regungen nicht mehr zurückhalten; und in unserm Herzen wechseln alle die Empfindungen von Freude, Leid, Wuth und Verzweiflung ab, wie sie in dem Gesichte des Schauspielers abwechseln. Alles, was wir sehen, verwandelt sich in unserer Seele in eine freudige

oder

oder finstre Aussicht von menschlichem Glück und Unglück. Ich erblicke einen Pallast; die Schönheiten der Architectur ziehen gleich meine Augen mit Entzücken an sich; man sage mir, es sey ein Behältniß unglücklicher Leute, so zieht mich ein mitleidiger Schauder davon weg; man sage mir, daß durchgehends so viel Reichthum und Pracht darinn angebracht sey, um den unglücklichen Bewohnern, durch die reichlichste Verpflegung, ihr Leiden so viel erträglicher zu machen; nun bekömmt er durch die geheime Sympathie, womit ich ihre Empfindungen theile, seine Schönheit wieder. Wie deutlich ist dieß Gefühl von den engherzigen Empfindungen der Selbstliebe unterschieden! Es fließt immer mit derselben zusammen; denn es befördert, durch die unergründlich wohlthätige Einrichtung unsrer Natur, unser Wohl allemal mit, und deßwegen wirken beyde Triebe allemal freundschaftlich zusammen, aber durch die Empfindungen unterscheiden sie sich deutlich. Der erstere hat mehr eigennützige Vergeltung, der andre in meinen Augen mehr Verdienste. Seine Erleuchtung und Leitung bekömmt er indessen, wie jener, unwidersprechlich von der Vernunft, und die Richtschnur ist das Verhältniß. Zur Einsicht in dieses Verhältniß wird aber keine

tiefe Metaphysik erfordert. Der erste Blick meiner Vernunft sagt es mir. In einem jeden Menschen fühle ich mich, denn ich weiß, daß er mit mir einerley Empfindungen hat, und daß seine Empfindungen und die meinigen einerley Maaß haben; ich setze mich also nur in seine Lage, so sagt mir dieß Verhältniß alle Pflichten, ihre Gränzen und ihre Stufen. Ich fühle, daß die Erhaltung meines Eigenthums, daß eine getreue Erfüllung meiner errichteten Verträge und Verbindungen mir zu meiner Erhaltung unmittelbar unentberlich sey, daß ich bey Raub, Betrug und Verrätherey wegen meiner Ruhe und Wohlfarth keinen Augenblick sicher seyn würde, und daß mein Schmerz allemal so viel heftiger kränke, je weniger der Schade, denn ich darunter leide, zu ersetzen ist. Hier wehret sich also der Trieb meiner Selbstliebe mit aller seiner Stärke; meine Natur fühlt, daß sie das Recht dazu hat; ich fodre die Erfüllung meiner Verträge als eine Schuldigkeit; ich suche mein Eigenthum, so gut ich kann, zu beschützen; ich eigne es mir wieder zu, wo ich es finde; ich rufe den Beystand der Gesetze zu Hülfe; und wo ich diesen nicht erreiche, da halte ich mich berechtigt, alle Gewalt zu gebrauchen, deren ich mich fähig fühle.

Mein

Mein Nächster hat dieselben Empfindungen, denselben Trieb, sich zu erhaleen, den ich habe; er fühlet die wirklichen Kränkungen seiner Wohlfahrt und Ruhe in eben dem Maasse, wie ich; ich muß ihm also eben das Recht zugestehen, und wenn ich unnatürlich genug wäre, seine Empfindungen nicht erkennen zu wollen, so gäbe ich ihm dadurch selbst das Recht, mich mit Gewalt dazu zu zwingen. Hier dictirt mir meine Natur also das erste Gesetz aller menschlichen Gesellschaft: Was ich nicht will, daß andre mir thun, das soll ich ihnen auch nicht thun. Ein wahres Gesetz; denn natürlicher, heiliger, verbindlicher kann ich mir nichts gedenken.

Indessen fühle ich, daß ich für mich bey dieser blossen Gerechtigkeit, ohne die freundschaftlichern Pflichten der Gefälligkeit und Menschenliebe, noch sehr elend bleiben könnte. Bey der Gerechtigkeit bleibe ich zwar ungekränkt, aber ich werde dadurch noch nichts besser. Hergegen fühle ich, wenn ich betrübt bin, wie erquickend mir auch eine mitleidige Thräne werde; wenn ich niedrig bin, was ein freundliches Gesicht, ein freundschaftliches Wort mir für Muth geben könne; wenn ich glücklich bin, wie eine freundschaftliche Theilnehmung mir die Empfindung meines Glücks gleich so viel lebhafter

 mache,

mache, und wie meine Wohlfahrt, meine Ruhe, meine Zufriedenheit durch Gefälligkeit, Großmuth, und Menschenliebe noch unendlich erhöhet werden könnten. Meine Foderungen bleiben dabey immer in ihren Grenzen. Es fällt mir nie ein, daß mein Nächster alle seine Vorzüge mit mir theilen, daß er seine nähern Verbindungen meinetwegen vernachläßigen, daß er um meiner Freude willen seine ganze Ruhe aufopfern solle. Ich will nur, daß er erkennen soll, daß ich ein Mensch, wie er, bin; er soll die Erleichterung meines Kummers, die Vergrösserung meiner Zufriedenheit, meiner Freude, mit der geringen Mühe, mit dem geringen Verluste seines Vergnügens vergleichen, die ihm diese Liebe kosten würde; er soll sich nur so gegen mich erweisen, wie er es von mir in allen ähnlichen Fällen erwarten würde. Ich sehe, daß ich es mit dem Rechte von ihm nicht fordern kann, womit ich die Gerechtigkeit von ihm forderte; ich könnte ihn nicht vor Gerichte laden, aber ich würde ihn so viel mehr verachten, ich würde ihn mit einem geheimen Abscheu für einen Unmenschen halten. Hergegen würde die geringste Gefälligkeit mich aufs freundschaftlichste für ihn einnehmen; und je zärtlicher er meine Freude, meinen Kummer mit mir theilte,

je mehr er seiner eigenen Ruhe deswegen entzöge, je mehr würden meine Hochachtung, meine Bewunderung gegen ihn steigen; ich würde ihn als einen Engel, als einen Gott ansehen, mich selbst und das Glück, das ich durch ihn erhalten, würde ich vergessen, und mit Entzückung nur an den glücklichen Menschen denken, der so edle Empfindungen hätte. Mein Nächster, ein jeder andrer Mensch ist hier wieder mit mir in einerley Verhältniß. Er hat eben die Empfindungen, er wünscht die Vermehrung seiner Zufriedenheit eben so lebhaft, als ich. Hier fühle ich ein neues Gesetz. Wie ich wünsche, daß ein andrer sich gegen mich verhalte, in dem Maaße ist es billig, daß ich mich auch gegen ihn erweise. Ich fühle hier nicht die strenge Verbindlichkeit, wie bey dem ersten Gesetze, ich bin ihm nichts schuldig; aber ich wäre doch ein unwürdiges Geschöpf, wenn ich mich damit davon lossagen könnte. Je genauer ich es hergegen erfülle, je zufriedner bin ich mit mir selbst, und je grösser ich das Glück des andern, je dauerhafter ich es machen kann, desto grösser wird meine eigene Zufriedenheit. Auch sehe ich hier nicht so sehr auf Dankbarkeit, Freundschaft und nähere natürliche Verhältnisse. Gegen diese fühle ich wirkliche Verbindlichkeit; ich wür-

würde mich für einen so viel unwürdigern Menschen halten, wenn ich auch dagegen so fühllos seyn könnte: Aber hier fühle ich nichts, als die Menschlichkeit, ich sehe nur auf das gröste Verdienst, auf die gröste Dürftigkeit, auf die Grösse des Guten, das ich dabey stiften kan; und je weniger Verbindlichkeit ich dabey wahrnehme, je edler und grösser fühle ich mich, so wie ich gegen einen Fremdling, der sich meiner auf eine großmüthige Art annimmt, von Hochachtung und Bewunderung mehr eingenommen werde, als wenn die Hülfe von meinem Bruder kömmt. Und dieß Gefühl hat gar keine Grenze, und es kann so reizend, so mächtig werden, daß wir alle unsre Vernunft gegen diesen süssen Enthusiasmus aufbieten müssen, daß wir uns nicht zum Nachtheile näherer und grösserer Verhältnisse zu früh davon einnehmen lassen; und je allgemeiner, je ausgebreiteter wir diese Wohlthätigkeit machen können, je mächtiger wird diese Empfindung. Dieß ist der Grund des mächtigen heldenmüthigen Enthusiasmus, der den Hector den Umarmungen seiner Andromache und den zarten Liebkosungen seines Astyanax entriß, der einen Codrus und Leonidas antrieb, aus Liebe für ihr Vaterland in den ge-

wissen

wissen Tod zu gehen, und der uns Ihrentwegen, Gn. Herr, so viele Unruhen gemacht hat.

Bey der Gerechtigkeit habe ich alle diese Empfindungen nicht; ich fühle keine Wärme, um es zu seyn, keine Freude, wenn ich es bin, nur mehr Autorität, unmittelbare Schuldigkeit, und diese Schuldigkeit fühle ich in umgekehrtem Verhältniß, wie das Wohlwollen. Denn in der Gerechtigkeit ist keine Stuffe, ich kann sie durch keine Vorstellung mehr erhöhen, ich kann auch nicht weniger als gerecht seyn; es ist nur Ein unveränderlicher Grad Daher ist sie auch allezeit absolut verbindlich, mit allen Eigenschaften eines wahren Gesetzes, mit Drohungen, die bis zur Verzweiflung treiben können, nachdem meine Ungerechtigkeit, (denn diese hat wieder ihre Stuffen,) grösser oder geringer ist, nachdem ich viel oder wenig jemanden damit geschadet habe. Denn so lange ich die Kränkung nicht für empfindlich halte, oder sie noch wieder ersetzen kann, behalte ich dabey noch eine Art von Ruhe; aber je unersetzlicher ich den Schaden halte, je mehr Menschen ich gekränkt, unglücklich gemacht, je grösser wird die Unruhe, die mich verfolgt. Daher würde ich mich am sträflichsten fühlen, wenn ich mich durch meine Ungerechtigkeit, durch meine

Untreue

Untreue an einer ganzen Societät, an meinem Vaterlande versündigen würde. Denn ich erken-wie unentbehrlich Gerechtigkeit und Treue aller Gesellschaft sind, und daß alle ihre Glieder ohne Unterschied das Recht haben, sie als unbedingte Pflichten von mir zu fordern. Die Großmuth fordert sie mit dieser Strenge nicht; denn sie erkennet, daß diese mehr von den angebohrnen feinern Empfindungen und von edlern Trieben abhängt, als daß sie durch Gesetze sich erwecken oder bestimmen liessen; für diese hat sie daher auch keine Tribunale, auch keine eigentliche Vergeltungen. Dagegen nimmt sie mit Recht an, daß auch das unedelste Gemüth ein Gefühl von Gerechtigkeit habe, und deren Verbindlichkeit mit aller Strenge empfinde. Daher fordere sie diese auch von allen, und von allen mit gleicher Strenge, hat dafür ihre Richterstühle, ist auch zu ihrer grössern Sicherheit mit der blossen Erstattung nicht zufrieden, sondern hat wirkliche Strafen, Gefängnisse, Verbannungen, und selbst den Tod damit verbunden.

Und dieß ist zugleich der Grund des Gewissens und aller seiner Stufen, der Freude, der Ruhe, der Angst, der Verzweiflung. Der Freude, daß ich mich mit einer edelmüthigen That für grösser,

glück-

glücklicher, als mit Königreichen, halten, daß ich mich für so viel grösser halten würde, je mehr ich dabey aufgeopfert, wie der Held seine verstümmelten Glieder, die er für sein Vaterland eingebüßset, durch ihren Schmerz erwekt, mit immer neuer Hochachtung ansieht. Und wenn ich auch nicht so glücklich wäre, daß ich zur Verbesserung meines Zeitalters, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, zur Wohlfahrt meines Vaterlandes, zur Wohlfahrt eines ganzen Geschlechts, das gesegnete Werkzeug werden könnte, so würden doch, (und wo läßt ein menschliches Gefühl so arm?) die einzelnen vergnügten Augenblicke, die kleinen freundschaftlichen Hülfen, die ich einem noch hülflosern, als ich, erwiesen, eine sanfte geheime Freude, die ich gegen das blendendste Glück noch nicht vertausche, über mein Leben verbreiten. Und wenn ich auch hierzu noch zu dürftig wäre, so würde ich doch wenigstens ruhig in mein Leben zurück denken können; ich würde wenigstens vor keinen Thränen, die über mich vergossen würden, zurück schaudern, und mit der Ruhe aus der Welt gehen, daß ich keinen zurück liesse, der mich bey meinem Schöpfer anklagte, und meine Existenz in meiner Asche noch verfluchte. Wenn mir hergegen dieß Gewissen vorwürfe, daß

ich

ich die Freude und das Glück meines Nächsten, die mir oft nur eine geringe Mühe, oft nur ein Wort, nur einen freundschaftlichen Blick gekostet hätten, stolz und fühllos vernachläßigt, daß ich durch angenommene unmenschliche Maximen mich noch härter zu machen gesucht, daß der Anblick der Elenden mir beleidigend gewesen, oder daß ich gar Menschen wirklich unglücklich gemacht, sie meinen Lastern aufgeopfert, daß ich durch meine Verräthe- rey, durch meine verführerischen Grundsätze, gan- ze Geschlechter, ganze Generationen unglücklich ge- macht, wofür mir alle Erstattung unmöglich wäre; wo sollte ich da vor den Drohungen dieses schreck- lichen Richters hinfliehen? Gesetzt, ich hätte keine Zeugen gegen mich; gesetzt, meine Grösse machte mich vor aller Rache sicher; gesetzt, ich glaubte kei- nen Gott: So lange ich mich zerstreuen, mich be- täuben könnte, würde ich seine Drohungen vielleicht nicht fühlen, ich würde vielleicht darüber spotten; aber wo dieses Mittel nicht mehr hülfe, da würde es auch mit so viel gestärktern Schrecken in mir erwachen. Nun würde ich vergeblich meine Zer- streuungen herbeyrufen; seine Drohungen würden durch die harmonischsten Concerte dringen; es wür- de mich in die Schauspiele, es würde mich mit

schreck-

schrecklichen Träumen auf meinem Lager verfolgen; es würde meine ganze Phantasie entzünden; ich würde vergeblich zu meinem System fliehen; es würde den Gott, den ich nicht kennen wollen, wieder herbey rufen; ich würde die rächende Hand dieses Allmächtigen überall über mich aufgehaben sehen; in einer jeden Wolke würde ich seine Donner fürchten; alle Geschöpfe würde ich als meine Henker, die zufälligsten Unglücksfälle als über mich verhängte Gerickte ansehen; ich würde weder vor mich, noch hinter mich sehen können; dort würden die Schreckenbilder meiner Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit mich, wie Furien, zurückscheuchen. vor mir würde ich neue auf mich warten sehen; es würde mir unausstehlich seyn zu leben, schrecklich zu sterben; alle meine Reue (denn ich sähe nirgend die Möglichkeit von einer Erstattung) würde mich hier nicht beruhigen; sollte noch eine Beruhigung für mich seyn, (meine Vernunft sieht keine) was für eine Wohlthat, wenn die Liebe Gottes mich meiner Verzweiflung nicht überlassen hätte!

Dieß ist das Gewissen; es ist nicht bloß Vernunft, nicht bloß Trieb, es ist beydes, es ist die Wirkung unserer ganzen vernünftigen Natur; die

Vernunft ist die gesetzgebende Macht, der Trieb die vollziehende. Und hiemit ist zugleich die Frage, ob wir zu unserer Moralität einen zuverläßigen Grund haben, entschieden. Wie könnten wir uns eine deutlichere, wie könnten wir uns eine verbindlichere Anweisung gedenken? Unsere Vernunft, unsere natürlichsten Empfindungen, unsere ganze vernünftige Natur, die Einrichtung der ganzen Natur überhaupt, geben sie uns; und wiederum die ganze Einrichtung unserer Natur, unsere natürlichsten Triebe, unsere eigene Wohlfahrt, die Einrichtung der ganzen menschlichen Gesellschaft, verbinden uns dazu. Hier ist gewiß Verbindlichkeit, denn hier ist göttlicher Wille; hier ist noch mehr, hier ist ewiger unveränderlicher Wille, das unveränderliche Gesetz des Himmels, wovon die Freyheit Gottes selbst nie abweicht, wodurch dieses höchste Wesen selbst das weiseste und beste Wesen ist; was könnte für uns verbindlicher seyn? Die Stimme unsers Gewissens ist also die Stimme des Schöpfers unserer Natur; welche Offenbarung könnte deutlicher, stärker, nachdrücklicher mit uns sprechen?

Achte

Achte Betrachtung.

Von der Natur der Religion.

Nun kennen wir Gott, wir kennen uns. Lassen Sie uns jetzt das Verhältniß untersuchen, worinn wir mit diesem höchsten Wesen stehen. Herr, Schöpfer und Regierer der Welt, auch unser Schöpfer, unser Herr, unser Vater; der Urheber unserer Natur, die Quelle alles Guten, das wir besitzen und geniessen, der Regierer unsrer Schicksale, der Zeuge und Richter unsrer Handlungen, der Herr unsrer Ewigkeit; das allerhöchste und vollkommenste Wesen, unendlich in seiner ganzen Natur, allgegenwärtig mit allen seinen Vollkommenheiten, unendlich in der Erkenntniß alles möglichen Guten, unveränderlich und unumschränkt in der Liebe zum Guten, ewig und unerschöpflich, das höchste Gut. Dieß ist unser Gott. Etwas grösseres, wichtigers kann unsre Seele nicht denken; gegen diesen Gedanken verschwindet alles, Welten werden Staub.

Und wer sind wir? Gegen ihn unendlich klein, aber in seinen Augen, in Ansehung unserer Be-

stimmung, groß; über alle andere Geschöpfe, die wir um uns sehen, durch unsere Triebe und Fähigkeiten unendlich erhaben; sein Bild, mit Vernunft und Freyheit begabt; mit einer Vernunft, womit wir ihn, seine Absichten, unsre Bestimmung, die Mittel, die zu unserer herrlichen Bestimmung gehören, erkennen; mit einem Vermögen, womit wir dieselben mit Ueberlegung wählen und brauchen, womit wir unsre und unsrer Mitgeschöpfen Vollkommenheit zugleich befördern können, denen eine ganze Welt hierzu eingegeben, und zum Fortgange in ihrer Vollkommenheit eine Ewigkeit bestimmt ist. Näher brauchen wir Gott, näher uns noch nicht zu kennen.

Lassen Sie uns jetzt alle Kräfte unserer Seele aufbieten, um das Verhältniß zu untersuchen, das hieraus für uns entsteht. Es verdienet unsere gröste Aufmerksamkeit. Denn die Erfüllung derselben ist nothwendig der ganze Endzweck unserer vernünftigen Natur, der Grund aller unserer Pflichten und unserer Ruhe, unsre Religion. Wir stehen aber nach dieser Natur eigentlich in einem dreyfachen Verhältnisse; mit dem höchsten Wesen, als unserm Schöpfer, mit unsern vernünftigen Mitgeschöpfen,

und mit unserer eigenen vernünftigen Natur. In der Ausübung bleiben sie unzertrennlich eins; und je heiliger uns ihre Verbindung ist, je vollkommner erfüllen wir den Endzweck unserer Natur, oder welches einerley ist, je vollkommner ist unsre Religion. Um der Deutlichkeit willen, wollen wir aber ein jedes Verhältniß jetzo besonders betrachten.

Dieß fällt uns gleich in die Augen, daß wir uns gegen das höchste Wesen so zu verhalten schuldig sind, wie dessen Vollkommenheiten, und die Verbindung, worinnen wir durch die Schöpfung und Vorsehung mit demselben stehen, es erfordern. Wir nennen es Anbethung, Verehrung, Glauben, Dienst, Liebe; es sind aber alles nur verschiedene Arten, wodurch wir die Empfindungen dieses grossen und glücklichen Verhältnisses thätig beweisen.

Zuerst wäre dieß unmöglich, wenn wir die unendliche Grösse und Majestät dieses Wesens lebendig empfinden, (und wie kann ein vernünftiger Augenblick in unserm Leben vergehen, wo diese Empfindung in uns nicht erweckt würde?) daß wir nicht zugleich, von der innigsten Ehrfurcht durchdrungen, seine herrliche Majestät in Demuth anbethen, daß wir aus der Betrachtung seiner unendlichen Vollkommenheiten nicht unser angenehm-

stes und wichtigstes Geschäfft machen, sie mit Ehrfurcht und Freude nicht laut erheben, und alle unsere Mitgeschöpfe zu ihrer gemeinschaftlichen Verehrung mit uns aufrufen sollten. Dieses höchste Wesen gewinnt in seiner Seligkeit dadurch zwar nichts, aber das Verhältniß, worinn wir mit demselben stehen, bleibt deßwegen unveränderlich. Denn ein Geschöpf, das von ihm selbst die Vernunft bekommen, diese Vollkommenheiten zu erkennen, und dem diese Vollkommenheiten alle Augenblicke neue unmittelbare Wohlthaten sind, und das diese Pflicht aus träger Fühllosigkeit versäumen könnte, wäre ein Thier; und ein vernünftiges Geschöpf, das aus den niedrigsten Trieben vor seinen sterblichen Mitgeschöpfen kriecht, und Tyrannen vergöttert, und das sich dieser Empfindungen schämen, das sie bey sich unterdrücken, das aus niederträchtiger Gefälligkeit ein Zeuge der Verachtung dieses allerhöchsten Wesens seyn könnte, wäre ein Ungeheuer, es wäre ein Verräther seines eigenen Schöpfers.

Aber dieß ist noch nicht unser ganzes Verhältniß mit unserm Gotte. Eine Ehre, die bloß in einer unthätigen Bewunderung seiner Grösse bestünde, wäre noch eine Entehrung für Ihn. Für

eitle

eitle Menschen sind leere Lobsprüche und demüthige Stellungen Ehre genug; ihre Eitelkeit nimmt damit fürlieb, ihre Grösse ist damit bezahlt; es wäre höchstens eine Ehre für eine epikurische Gottheit, die, stolz in ihre eigene Grösse vertieft, sie nicht würdigt zu wissen, daß sie da sind, sondern die es den allgemeinen Gesetzen oder dem blinden Zufalle überlassen, ob sie je zur Existenz kommen, und ob sie ein Insekt oder ein Mensch werden sollten. Aber die Erkenntniß eines Wesens, das alle seine Vollkommenheiten zur Glückseligkeit seiner Geschöpfe wirksam macht, muß zugleich noch ganz andre Empfindungen in uns erwecken. Einen Gott, der Sie in jener Ewigkeit schon wählte, wie er den Rathschluß der Schöpfung faßte; der Sie zu einem der ersten Menschen erwählte; der Ihnen die glücklichsten Fähigkeiten, den durchdringenden Geist, den edlen Muth gab; der, wie er Ihre Existenz beschloß, auch schon die glücklichste Verbindung für Sie wählte; der Sie auf den Schauplatz der Welt rief, wie alles für Sie gleichsam besonders zubereitet schien; der Ihnen einen jeden Tag Ihres Lebens durch neue Beweise seiner Fürsorge merkwürdig gemacht; der bey der Unvorsichtigkeit

Ihrer Jugend Sie so väterlich geleitet; der Sie unter allen Gefahren, denen Ihr männlicher Muth Sie so oft ausgesetzt, so gnädig geschützt, der bey aller Lebhaftigkeit Ihrer Jugend, bey allen den gewaltigen Reizungen, denen Sie ausgesetzt war, Ihr Herz bewahret, daß Sie die Hochachtung für die Wahrheit und die Tugend nie verloren, daß die Empfindungen von seinen Vollkommenheiten, von seiner Vorsehung, von der Würde Ihrer Natur, von Ihrer künftigen grossen Bestimmung, nie in Ihnen erloschen, daß es Ihnen noch allemal wichtige, heilige, göttliche Wahrheiten geblieben sind; Einen solchen Gott können Sie nicht ehren, ohne seine Liebe durch die lautesten Empfindungen der Dankbarkeit bey allen Gelegenheiten zu erheben; einen solchen Gott können Sie nicht ehren, ohne ihn um seinen Segen bey allen Ihren Unternehmungen in Demuth anzurufen, und ihren Ausgang seiner weisen und wohlthätigen Vorsehung mit Vertrauen zu überlassen; einen solchen Gott können Sie nicht ehren, ohne ihn zu lieben, ohne sich ihm ganz zu ergeben, und in der Versicherung seines Wohlgefallens in Ihrer Vereinigung mit ihm Ihre höchste Glückseligkeit zu setzen.

Wie könnten aber diese Empfindungen bey uns

wahr

wahr und lebhaft seyn, wenn wir uns von dem Verlangen, seine weisen Absichten, seinen heiligen Willen zu erfüllen, nicht zugleich belebt fühlten? Die Aehnlichkeit der Gesinnungen macht allein das Wesen einer vernünftigen Liebe aus, und ohne diese ist alle vorgegebene Freude in Gott, alle gesuchte Vereinigung mit ihm, nichts wie Schwärmerey, blinde gefährliche Schwärmerey. In dem freudigen Triebe, seinen Willen zu erfüllen, fliessen alle Empfindungen von seinen Vollkommenheiten zusammen.

Diese Erfüllung seines Willens würde auch schon unsre erste und heiligste Pflicht seyn, wenn wir auch kein anderes Verhältniß mit diesem höchsten Wesen hätten, als dieses, daß er durch die Schöpfung unser oberster Herr ist. Auch bleibt dieses Verhältniß ewig, und alle Betrachtung seiner Güte darf diese Empfindung unserer Dependenz keinen Augenblick in uns schwächen. Aber nach der glücklichen Verbindung, worinn wir zugleich mit diesem unserm Schöpfer durch seine unendliche Weisheit und Güte stehen, würde ein blinder Gehorsam, wozu die blosse Erkenntniß seiner unumschränkten Herrschaft uns antriebe, zu niedrig und zu unanständig seyn. Zu unanständig für diesen

Gott; denn so dienten wir ihm und einem Tyrannen, aus einerley Bewegungsgründen: Und auch zu niedrig für uns, denn so dienten wir ihm bloß als Knechte, denen der Herr die weisen Absichten seiner Befehle zu offenbaren nicht würdigt. Ein solcher Gehorsam würde nie rein, nie vollkommen seyn; es könnte noch ein heimlicher Haß des Guten dabey seyn; wir würden für eine jede Pflicht einen besondern Befehl erwarten; unsre Tugenden würden nie die wohlthätige harmonische Allgemeinheit haben; wir würden dabey nie die heitere freudige Beruhigung empfinden; ein jeder Verführer würde unsrer vernünftigen Natur spotten, und unter dem Namen göttlicher Befehle, uns ein unnützes beschwerliches Gesetz nach dem andern aufbürden können. Wie erniedrigend für Menschen, die Gott gewürdigt seinem Bilde ähnlich zu machen! Sehen Sie dieß für kein leeres Wortspiel an. Es ist die erste Urkund aller Vorzüge Ihrer Natur, der Grund Ihrer ganzen Bestimmung. Denn Ihre Vernunft ist die Seine, Ihre Empfindungen sind Sein unveränderlicher Wille; Ihr Gutes und Sein Gutes sind eins: Sein Gesetz und Ihre Natur sind eins; das Gesetz, das Sie in sich fühlen, ist der Abdruck Seiner eigenen allerhöchsten Vollkommenheiten.

Das Verlangen, Ihrem Gotte in seinen Vollkommenheiten, in seiner Liebe zum Guten, ähnlich zu werden, kann also Ihrem Gehorsam allein die rechte Würde geben. Und zugleich ist diese Aehnlichkeit Ihre vollkommenste und sicherste Richtschnur. Bey allen andern Vorschriften, die Ihnen, unter dem Namen von Heiligkeit oder Gesetz Gottes, gegeben würden, und wovon diese Aehnlichkeit nicht der deutliche Grund wäre, wären Sie allemal in Gefahr, verführet zu werden. Der Aberglaube würde Ihnen zu enge, und der Leichtsinn und Unglaube zu weite Gränzen setzen; jener würde Ihnen knechtische Lasten aufbürden, worunter Ihre vernünftige Natur seufzte; dieser würde Ihnen unter dem Vorwande, die Rechte Ihrer Natur zu schützen, alles Gefühl für die Tugend nehmen, und Sie bis zur Aehnlichkeit mit den Thieren heruntersetzen. Alle übrige Anweisungen sind auch zu unbestimmt. Erziehung, Gewohnheit, herrschende Grundsätze der eingeführten Religion, des Wohlstandes, der Staatsklugheit, können den heiligsten Gesetzen nach und nach ihre Verbindlichkeit nehmen, dem schwärzesten Laster eine blendende Gestalt geben, und gegen die grausamsten Ungerechtigkeiten

ten so unempfindlich machen, daß endlich auch ein sonst noch nicht verhärtetes Herz sie ohne Empfindung ausübt, und der unglückliche Sclave selbst, ihrer gewohnt, darüber nicht mehr schreyet. Aber bey dieser Aehnlichkeit mit Gott höret alles Verjährungsrecht der Laster auf, und Sie sind dabey vor allen Verführungen des knechtischen Fanaticismus und der tyrannischen Staatsklugheit zugleich gesichert. Und denken Sie nicht, daß diese Aehnlichkeit auch noch zu unbestimmt sey; nichts ist deutlicher. Alle Vollkommenheit in Gott vereinigen sich in einer unveränderlichen allgemeinen Liebe zum Guten. Die übrige Natur ist so vollkommen, wie sie werden kann; an unsern vernünftigen Mitgeschöpfen können wir diese Liebe allein beweisen; seyn Sie also wohlthätig wie Gott, mit der Weisheit wohlthätig wie Er, so sind Sie vollkommen, wie Gott vollkommen ist. Diese weise Wohlthätigkeit ist das grosse Gesetz des Himmels, und das einzige Gesetz hier auf der Erde. Ein einziger Blick in die Schöpfung, eine jede vernünftige Empfindung der Mannichfaltigkeit, der Schönheit und Harmonie der Natur, muß uns davon überzeugen. Ein jeder einzelner Lichtstrahl fasset

alle mögliche Schönheit der Farben in sich; die Lilie verdunkelt mit ihrem blendenden Schmuck allen Pracht der Könige; ein jedes Insect ist in seiner Art so vollkommen, als es nach den Fähigkeiten seiner Natur nur seyn kann. Aber der Mittelpunct aller dieser Vollkommenheit ist der Mensch. Denn der Mensch hat allein die ausgebreitete glückliche Fähigkeit, daß er sie erkennen, daß er sie ganz empfinden, und zur Vermehrung seiner Glückseligkeit ganz brauchen kann. Aber der blosse einseitige sinnliche Genuß kann unmöglich noch der ganze Endzweck dieser grossen Bestimmung seyn. So hätte der Mensch diese Vorzüge nur, um ein so viel unersättlicher reissender Thier zu seyn. In seiner Vernunft trägt er das erhabne Bild seines Schöpfers selbst. Er soll ein Gott hier auf der Erde seyn; er soll alles zu seiner Glückseligkeit beherrschen, aber er soll auch alles zur allgemeinen Glückseligkeit seiner vernünftigen Mitgeschöpfe anwenden; er hat die Fähigkeit, er hat in jedem Zustande das Vermögen hiezu; dieß ist also sein grosser Beruf, und wenn er diesen erfüllt, so trägt er das Bild seines Schöpfers würdig. Denn durch diese allgemeine Wohlthätigkeit ist Gott selbst nur der Gegenstand

unserer Anbethung, unsers Vertrauens, unserer Liebe. Trennen Sie diese in ihren Gedanken von seiner Grösse; so sind alle Ihre Empfindungen gegen ihn todt; denken Sie sich ihn aber als einen unendlich weisen und wohlthätigen Geist, so ist ihre Religion in ihrer vollen Gestalt, in Ihnen wieder lebendig. Ein unendlicher Verstand, eine unumschränkte Freyheit, eine gränzenlose Macht; was wäre fürchterlicher? Ich würde mit meinen Gedanken einer solchen Grösse zu entfliehen suchen. In dieser Unendlichkeit bethe ich nichts, als die Wohlthätigkeit, an. Ich kann nichts anders darinn anbethen. Sie bestimmet allein von allen Dingen den Werth. Finden wir sie in einem vernünftigen Wesen, so zieht dasselbe dadurch unmittelbar alle unsere Hochachtung und Liebe auf sich; finden wir sie in einem leblosen Werke, so lieben wir darinn den Urheber. Wir sind auch selbst keiner andern Vollkommenheit fähig. Unsre Vernunft, unsre Fähigkeiten, unsre Erkenntniß, an und für sich sind sie alle gleichgültig, sie können eben so sehr den Abscheu der Welt, als ihre Hochachtung, verdienen. Durch eine überlegte Wohlthätigkeit werden sie allein veredelt. Ohne sie ist der Heilige ein Schwär-

mer.

mer, der Weise ein Marktschreyer, der schöne Geist ein Comödiant, ohne sie ist der Held nichts mehr wie ein starker Mann. Aber dadurch, daß der Held die Grösse seines Geistes und seines Muths zur Schonung der Menschlichkeit, zur Erhaltung der Freyheit, zur Beschützung des Eigenthums, zur Befestigung der allgemeinen Ruhe anwendet; dadurch, daß der Weise seine Scharfsinnigkeit und seine Nächte zur Bestätigung der Wahrheit und Tugend, zur Erfindung nützlicher Wissenschaften und Künste, zur Bereicherung der Erde, zur mehrern Verbreitung der allgemeinen Bequemlichkeit, der Sittlichkeit, des Wohlstandes, der Gefälligkeit anzuwenden sucht; dadurch verdienen sie allein die Vorzüge einer allgemeinen Hochachtung und Liebe. Auch das allerheiligste, die Religion und die Tugend, sind uns durch diese Wohlthätigkeit allein nur heilig. Denn eine Religion, die uns nicht in unserm Berufe redlich, in unsern Verbindungen getreu, gegen die Obrigkeit gehorsam, gegen Niedrige liebreich, gegen Elende mitleidig, gegen unsere Beleidiger sanftmüthig, gegen Schwache gelinde, gegen alle wohlthätig macht; eine Religion, die uns nicht lehret, wie wir einen jeden Menschen

in uns selbst empfinden sollen, und die Liebe unsers Nächsten nicht zur einzigen Probe unserer Liebe Gottes macht; eine solche Religion ist nichts als Enthusiasmus, der leereste, der gefährlichste, der fürchterlichste Enthusiasmus, der die weisesten Absichten Gottes in der Natur zerstöret, die Würde der Menschen erniedriget, die heiligsten Bande des gesellschaftlichen Lebens trennt, Menschen gegen Menschen zu Tygern, und die Altäre entweder zu Schaubühnen der Eitelkeit, oder zu den schrecklichsten Mordgerüsten macht. Und so auch alles, was wir uns unter dem Namen der Tugend gedenken. Tugend, die das Elend der Menschen nicht mindert, die die Zufriedenheit, die Sicherheit, die Gefälligkeit nicht allgemeiner macht, ist ein leeres Wort. Die Wohlthätigkeit macht auch ihren ganzen Carakter aus. Ohne sie ist Klugheit Arglist, Freygebigkeit Verschwendung, Grosmuth Wucher, Leutseligkeit Grimasse. Ohne sie ist auch die Gerechtigkeit keine Tugend. Nach ihrer wahren Bedeutung, und wenn unsere Leidenschaften uns billig genug seyn liessen, die Empfindungen unsers Nächsten allemal mit einem wahren menschlichen Gefühle nach den unsrigen zu schätzen, so daß wir ihm allemal

mal dasjenige erwiesen, was wir nach unsern Empfindungen ihm als einem Menschen schuldig wären; in dieser Bedeutung wäre sie der vollkommenste Inbegriff derselben. Aber in dem dürftigen eingeschränkten Verstande, worinn wir das Wort zu nehmen gewohnt sind, daß wir nur die Pflichten darunter verstehen, die der andere als eine Schuldigkeit von uns fordern kann, und die wir, ohne von den Gesetzen bestraft zu werden, nicht unterlassen können, ist sie es nicht. In der Societät müssen wir uns damit behelfen, aber zur Vermehrung der allgemeinen Zufriedenheit und Glückseligkeit trägt sie noch nichts bey. Ihre Gesetze sind nur für die Erhaltung der äusserlichen Ruhe, nur wider den muthwilligen Frevel, wider den niedrigsten betrüglichsten Eigennutz, nur wider Bösewichter, die unmittelbar die Ruhe der Gesellschaft stören. Was bin ich also, wenn ich nur nicht gegen diese Gesetze sündige? Ich bin kein Räuber, kein Mörder, kein Betrüger; aber dabey kann ich noch der nichtswürdigste Mensch seyn. Dieß ist die allerniedrigste Stufe der Menschlichkeit; unmittelbar darunter bin ich weniger als ein Mensch, ich bin ein Scheusal, ein Thier, welches die menschliche

Gesellschaft um ihrer Sicherheit willen einsperren, in Bande legen, zu vertilgen suchen muß. Ich schade nur nicht; — was für ein schändliches Lob für einen Menschen! — So rühme ich einen Hund, einen zahm gemachten Wolf; und hiemit sollte ich den ganzen Umfang des Verhältnisses, worinn ich mit meinen vernünftigen Mitgeschöpfen stehe, die Absicht der unzähligen Fähigkeiten, die mir Gott zur Beförderung ihrer Wohlfahrt und Freude mitgetheilet hat, erfüllet haben? Diese Fähigkeiten, dieß Verhältniß, diese Aehnlichkeit der Empfindungen, die ich mit allen gemein habe, fordern unwidersprechlich mehr, sie fordern, daß ich gut seyn soll; und so lange ich dieß nicht bin, so lange ich in die Empfindungen meines Nächsten nicht hineingehe, und dieselben wie die meinen schätze, so lange bin ich kein Mensch. Denn ich empfinde nicht wie ein Mensch, ich bin nicht werth, es zu seyn; ohne die Absicht meiner Natur zu erkennen, lebe ich wie ein Thier, nur für mich selbst, und gehe aus der Welt ohne mich in meinem Leben nur Einer Danksagung würdig gemacht zu haben; denn dafür, daß ich einem jeden das Seine gelassen, darf ich, ohne zu erröthen, keine erwarten. So lange darf

ich

ich auch noch mit keiner Freudigkeit an meinen Schöpfer gedenken. Denn daß ich in dieser eingeschränkten dürftigen Bedeutung gerecht bin, das bin ich nicht aus Liebe zu ihm, das bin ich aus Eigennuß, aus Furcht vor Schande, vor dem Scharfrichter. Ich kann Gott nicht lieben, ohne seine Geschöpfe zu lieben, ohne an ihrer allgemeinen Wohlfahrt und Freude Theil zu nehmen; diese hängt aber allein von der allgemeinen Wohlthätigkeit ab; nehme ich diese weg, so bleibt nichts wie Eigennuß übrig, wobey das Elend der Menschen immer grösser, immer allgemeiner wird, wo der Mächtigere, der am wenigsten die Gesetze zu fürchten hat, auf den Raub des Schwächern ausgeht, und dem Schwächern nichts, als Betrug und List, zu seiner Erhaltung übrig bleibt.

Die wahre Gerechtigkeit bleibt allemal wesentliche Güte, und sie bekömmt nur den Namen von Gerechtigkeit, wann sie von der Weisheit ihre wahre Richtung erhält. Die Gerechtigkeit soll also die Wohlthätigkeit nicht einschränken; sie soll sie nur auf den besten Endzweck, auf die würdigsten Objecte lenken. Sie soll der natürlichen Gutherzigkeit nur den blinden Eigensinn, die ungerechte

kränkende Verschwendung nehmen; (denn wir könnten auch mit Grausamkeit wohlthätig seyn;) damit die grössere Dürftigkeit oder das grössere Verdienst, die das nächste Recht dazu haben, auch allemal den grösten Vorzug daran behalten, damit dem nützlichern Verdienste allemal seine unterscheidende Würde, und der Tugend ihre nöthige Ermunterung bleibe. Und zugleich soll sie diese natürliche Gutherzigkeit mäßigen, damit wir mit dieser Weisheit allezeit wohlthätig seyn können; nach dem Bilde Gottes, der die Wohlthaten in der Natur mit eben dieser Gerechtigkeit austheilet, wie sie nach der Jahrszeit, nach dem Clima, nach dem Maasse der Empfindungen und Fähigkeiten der Geschöpfe am nützlichsten werden können; der das Insect und den jungen Raben nicht hungern läßt, aber die besten Gaben der Natur für den Menschen wachsen läßt, weil der Mensch die Fähigkeit hat, für sich am glücklichsten dadurch zu werden, und für die Welt sich wiederum am wohlthätigsten dadurch zu machen.

Diese Güte darf sich von der strafenden Gerechtigkeit selbst nicht entfernen. Eine gerechte Obrigkeit verordnet mit eben dem menschlichen Herzen

des

des Missethäters Strafe, womit sie die Wohlfahrt der übrigen Unterthanen zu erhalten bemühet ist. Die Strafen braucht sie als das traurige Mittel nur alsdann, wenn die allgemeine Ordnung und Ruhe mit der Verschonung des Missethäters nicht bestehen kann, und sie mißt die Grösse derselben nach diesem Endzwecke mit der ängstlichsten Vorsicht ab.

Diese durch Weisheit geleitete Güte bestimmet auch die Selbstvertheidigung. Auch der Menschenfreund darf sich vertheidigen, aber er thut es nie in der ersten lebhaften Empfindung des Schmerzens, den die Selbstliebe allemal vergrössert. Er läßt seine gereizte Leidenschaft sich allezeit erst wieder abkühlen, setzet sich zuforderst in des vermeynten Feindes ganze Situation, hört die ruhigen Vorstellungen, welche die Vernunft zu dessen Vertheidigung vorbringt, unpartheyisch an, wiegt die erlittene Kränkung gegen die, welche der Feind durch die Vertheidigung leiden würde, mit sorgfältiger Gerechtigkeit ab, und freuet sich, wenn er den vermeynten Feind verschonen oder ganz lossprechen kann; wenigstens wird er allemal mit Vergnügen das geringere Unrecht leiden, und, wo

 die

die Klugheit und die Erhaltung seiner eigenen grössern Wohlfahrt es erfordern, sein Recht allezeit mit dem zärtlichsten Gewissen verfolgen.

Mit dieser von Weisheit und Güte geleiteten Gerechtigkeit zieht auch der Held sein Schwerdt. Nur aus Liebe für die grössere und die Folgen des Kriegs überwiegende Wohlfahrt, für die Freyheit, für die allgemeine Sicherheit und Ruhe, zieht er es. Seine Thränen mischen sich auf dem Schlachtfelde mit dem Blute seiner Feinde, und so bald der Endzweck erreicht ist, so legt er seine Waffen ab, und er ist wieder der leutselige, der liebenswürdige Menschenfreund, der er vorher war.

Dieß ist unser Beruf, der edelste, wozu unsre Natur erhoben werden kann; das einzige Gesetz, das alle andre Tugenden in sich begreift, das uns allein mit Sicherheit tugendhaft seyn läßt, und zu der wahren Aehnlichkeit mit unserm Schöpfer führet; zugleich das allerheiligste und verbindlichste Gesetz, worinn das ganze Verhältniß sich vereinigt, in welchem wir nach unserer Fähigkeit, mit Gott und unsern vernünftigen Mitgeschöpfen stehen; das erste Grundgesetz der ganzen Natur, worauf die Ehre des Schöpfers, die Ordnung und Vollkom-

menheit

menheit der ganzen Schöpfung, beruhet. Denn der Zustand der Menschen giebt der ganzen Natur ihre Gestalt. Wo diese glücklich sind, da leuchten die Weisheit und Güte des Schöpfers überall hervor, da ist die ganze Natur vollkommen, in allen ihren Theilen noch paradiesisch schön, da werden alle einzelne Geschöpfe die Werkzeuge einer allgemeinen Vollkommenheit. Aber wo die Menschlichkeit unter der Tyranney, unter dem harten Stolze, unter dem Drucke verschwenderischer Ueppigkeiten seufzt, da trauret auch die ganze Natur, da ist die Erde ein Kerker, da blühet ihre Schönheit umsonst, da ist ihr Reichthum ein Fluch, da kann man sie nicht arm genug wünschen; (denn je mehr Geschöpfe, je mehr Werkzeuge des Elendes;) da ist Gott gleichsam verbannet, da sind alle freudige Empfindungen von ihm erstickt, die Menschlichkeit fühlt sich selbst nicht mehr.

Auf diese allgemeine Wohlthätigkeit ist auch unsere eigene Natur und die ganze Oeconomie der menschlichen Gesellschaft eingerichtet. Das Thier braucht zu seiner Erhaltung von seinen Mitgeschöpfen keine Hülfe. Sie ist so einfach, daß es alle seine Bedürfnisse für sich allein finden kann. Eine

Höhle, ein Kraut, ein Wurm, dieß ist alles, was es von dem ganzen Reichthum der Natur genießt; seine Begierden reichen auch nicht weiter, und hiezu findet es in seinen Gliedern und in seinem Instincte alle Hülfe, die es braucht. Aber der Mensch, der Herr der Erde, kömmt bloß und hülflos in die Welt, und auf dem Throne, an der Spitze seines Heers, bleibt ihm die Hülfe seiner Mitgeschöpfe eben so unentbehrlich, als sie ihm in der Wiege war. Dieß ist der Beweis von unserer grösseren Bestimmung. Zu unserer Glückseligkeit ist die ganze Natur bestimmt; hiezu muß die ganze menschliche Gesellschaft gemeinschaftlich arbeiten, und die allgemeine Dürftigkeit ist dazu der sicherste und wirksamste Trieb. Wären wir in einem Grade weniger dürftig, so würden wir auch so viel weniger wohlthätig, so viel weniger glücklich seyn. Wir würden einander, wie die Thiere, entbehren können; aber arm, wie die Thiere, würden wir auch alle Vortheile der Natur entbehren müssen.

Die ungleiche Austheilung der Fähigkeiten und Güter hat sichtbarlich eben diese wohlthätige Absicht zum Grunde. Einerley Maaß würde alle Verbindung unter uns trennen, alle wohlthätige

Triebe

Triebe in uns tödten; die freundschaftlichsten, die zärtlichsten Empfindungen würden wir gar nicht kennen. Aber durch diese weise Ungleichheit machen wir zu unserer gemeinschaftlichen Vollkommenheit nur Ein Ganzes aus; das ganze menschliche Geschlecht Eine Maschine von Millionen Rädern ungleicher Grösse, Einen Leib aus unzähligen Muskeln von verschiedenen Kräften zusammengesetzt, die alle, nach dem Maaße ihrer Kräfte und ihrer Verbindung, zur Erhaltung des Leibes nöthig sind. Hören einige davon auf sich zu bewegen, so stirbt der Leib an Entkräftung; überschreiten andre in ihrer Kraft das Gleichgewicht, so stirbt er in Convulsionen. Die kleinste und gröste Kraft sind gleich unentbehrlich; und so blindlings sie ausgetheilet scheinen, mit so vieler Weisheit sind sowohl das verschiedene Maaß ihrer Kräfte und Reizbarkeit, als ihre Verbindung unter einander gewählet. Die Austheilung behält der Schöpfer sich vor; aber die Anwendung überläßt er uns; sonst hätte er unsre Würde zu sehr eingeschränkt. Denn wohthätige edle Gesinnungen können durch keine Gesetze bestimmt werden, Die edelsten würden dadurch in uns gedämpft, und die angenehmsten uns geraubt

werden. Seine Weisheit setzte uns nur die niedrigste Gränze, und konnte uns nur diese setzen; sie muß uns aber so viel heiliger seyn, da dieß sein ausdrücklicher Wille ist; denn es ist die Grenze der Menschlichkeit selbst. Er fordert von uns nicht, daß wir alle gleiche Fähigkeiten, gleich feine Empfindungen haben, und zur allgemeinen Wohlfahrt äusserlich gleich viel beytragen sollen; er fordert nur redliche Anwendung von dem Maaße, das wir empfangen haben; denn dieß ist dem Ganzen gewidmet. Vernachläßigen, entziehen, selbstisch verschlingen sollen wir von diesem nichts; das wäre Raub. Alle Glieder können nicht Auge, sie können nicht alle Herz seyn: Aber das Auge soll den ganzen Leib erleuchten; deßwegen hat es die feinere Empfindlichkeit und die erhabene Stelle; das Herz soll den Lebenssaft durch den ganzen Leib auch in die kleinsten Gefässe vertheilen; dafür ist es der edelste Muskel, hat die Stärke und den Zufluß. Auch hängt die Grösse der Sphäre unsrer Wirksamkeit nicht von uns ab. Glücklich ist der, der die gesegneten Wirkungen seiner Existenz an der Wohlfahrt ganzer Familien sehen, noch glücklicher, wenn er sie an der Wohlfahrt eines ganzen Landes sehen, gött-

lich

lich glücklich, wenn er zur Erleuchtung, zur Verbesserung eines ganzen Zeitalters, zum unmittelbaren Besten des ganzen menschlichen Geschlechts behülflich werden kann. Aber der in der engern niedrigern Sphäre ist, verliere deßwegen den Muth nicht, er suche sich darinn so wohlthätig zu machen, als seine Kräfte reichen; lange nach ihm hat seine Treue, für das Ganze, vielleicht wohlthätigere Folgen, als eine Reihe von unthätigen Königen.

Auch fordert diese allgemeine Liebe nicht, daß wir die näheren Verhältnisse, welche die Natur, der eigentliche Beruf, und die besondern Verbindungen der Societät, worinn wir leben, uns anweisen, darüber versäumen sollen. Diese Verhältnisse sollen unsre Menschenliebe nicht einschränken und parteyisch machen, sondern sie sind nur die Anweisung der Vorsehung, in welcher Ordnung wir sie zum Besten der Welt am thätigsten machen können. Unser Wohlwollen muß, wenn es wirksam seyn soll, seine besondern Objecte haben; ohne diese würden, bey unsern Fähigkeiten, unsre Triebe sich zu sehr zerstreuen, und, wie das Licht des Mondes, alle Wirksamkeit verlieren. Die allernächsten bleiben uns die, welche die Natur uns

selbst

selbst gab. Denn da wir mit diesen durch die stärksten und zärtlichsten Bande verbunden sind, so können wir uns auch um die Menschheit nicht sicherer verdient machen, als wenn wir diese zuförderst, durch eine anständige Versorgung und vernünftige Erziehung, zu nützlichen und wohlthätigen Gliedern der Gesellschaft zubereiten, und durch sie unsere Gesinnungen und Wünsche, die unsere Schwachheit und kurze Dauer uns nicht erreichen lassen, nach unserm Tode noch fortzusetzen und zu erfüllen suchen. Denn was würde die Welt dabey gewinnen, wenn wir diese vernachläßigen, und fremde dafür aufsuchen wollten? Ein Vater, der die Pflichten eines vernünftigen Vaters zu erfüllen sucht, erfüllet daher allezeit die erste Pflicht, die die Menschenliebe fordert, und er kann diese letztere nicht erfüllen, so lange er jene vernachläßiget. Dieß ist die natürlichste und allererste Verbindung; dieser folgen zunächst unsere Freunde, und diesen wiederum diejenigen, die wegen ihres vorzüglichen Verdienstes, oder wegen ihrer vorzüglichen Bedürfnisse, nach den verschiedenen Distanzen, worinn die Vorsehung uns mit ihnen bekannt macht, auf unsre Achtung oder auf unsre Liebe den meisten

Anspruch machen. Indessen würde unsre eingeschränkte Fähigkeit uns doch bald wieder zu unwirksam lassen. Denn so bald wir aus der engern Sphäre unserer Familie und Freunde heraus wären, würde unser Wohlwollen, unter der Menge von so vielen andern Menschen, die alle gleich entfernt von uns wären, sich wiederum zerstreuen; die Menge selbst würde unser Zutrauen zu uns schwächen, und über die Unschlüßigkeit, wo wir es am thätigsten machen sollten, würden wir unzählige Fähigkeiten und Gelegenheiten, die wir alle zum Besten der Welt brauchbar machen könnten, unthätig verlieren. Aber hier tritt die Weisheit der Vorsehung wiederum ins Mittel, indem sie unter den Namen von Beruf, von Mitbürgern, von Vaterland, von Glaubensgenossen, von Unterthanen, die unbestimmte Menge so vieler einzelnen Glieder in Ein grosses Object für unsere Einbildung zusammen fasset, durch die Vergrösserung uns dasselbe so viel näher bringt, und uns zugleich dadurch den Muth wieder giebt, und macht, daß alle diese Glieder, die einzeln unsre Kräfte verschlungen hätten, auch bey dem geringsten Maasse unserer Fähigkeiten, an unsrer Wohlthätigkeit nunmehr

mehr wirklich Theil nehmen. Diese besondern Verbindungen sollen also das Wohlwollen, wodurch wir mit dem ganzen menschlichen Geschlechte verbunden sind, nicht einschränken; sie sollen es so viel thätiger machen, und daher müssen sie demselben allezeit untergeordnet bleiben. Auch erschöpfen diese nähern Verpflichtungen niemals unsere Fähigkeiten dergestalt, daß wir nicht allezeit noch einen Theil davon dem entferntern Verdienste oder dem entferntern Bedürfnisse sollten widmen können. Wenn wir uns dazu zu erschöpft und zu dürftig halten, so ist es eigennützige dürftige Fühllosigkeit; der wahre Menschenfreund behält immer noch Fähigkeit und Gelegenheit übrig, auch ausser der Sphäre dieser nähern Verbindungen, seine wohlthätigen Gesinnungen zu beweisen. Die Liebe zu den Unsrigen darf der Wohlfahrt der ganzen Societät, worinn wir leben, und dem grössern Gute nie nachtheilig werden; die Liebe des Vaterlandes darf die Gerechtigkeit, die wir allen Menschen schuldig sind, nicht kränken. Allgemeine Großmuth und Menschenliebe, mit Vernachläßigung der nähern Verpflichtungen, wäre irrende Ritterschaft; aber Kränkung der allgemeinen Gerechtigkeit und

Men-

Menschenliebe, unter dem Vorwande von Freundschaft und Liebe des Vaterlandes, wäre Eigennutz, Betrug und Raub. Denn die Gerechtigkeit und allgemeine Menschenliebe bleiben die heiligste Gränze; und hierüber sind sich die Empfindungen aller Menschen gleich. Denn so wie wir zu unserer gemeinschaftlichen Erhaltung einerley Sinne, und einerley Maaß von Sinnen haben, nach welchem wir das Gesicht und das Gehör eines jeden andern Menschen mit Sicherheit nach den unsrigen beurtheilen, obgleich die feinern Grade in einem jeden verschieden sind; so haben wir auch alle in unserer moralischen Natur, ungeachtet der verschiedenen zärtern und mattern oder trägern Empfindungen, einerley allgemeines Maaß von Gerechtigkeit und Menschlichkeit, nach welchen wir die Kränkungen und das Vergnügen unserer Nebenmenschen mit eben der Sicherheit nach den unsrigen allemal abmessen können. Ein göttliches Maas, mit unendlicher Weisheit und Liebe gemessen, wobey wir selber nie verlieren können; denn wir bleiben immer selber der Richter, unsre eigene Empfindungen, unsre Richtschnur; ein Maaß, das uns gegen unsern Nächsten nie ungerecht

recht werden läßt, sondern in allen möglichen Fällen unser Verhalten mit der zuverläßigsten Bestimmung uns anweiset. Denn wo der Fall für die sichere Entscheidung der Vernunft zu verwickelt seyn, wo die Eigenliebe uns verblenden, oder der grosse Unterschied des Standes, oder eine herrschende Gewohnheit, herrschende falsche Grundsätze, uns die Gränzen dieser Wohlthätigkeit und unsrer Selbstliebe nicht genau genug erkennen lassen möchten, da sind wir auf einmal gesichert, so bald wir uns mit unsern Empfindungen in die Stelle unsers Nächsten setzen, und da wird es uns nie mehr möglich seyn, seine Niedrigkeit oder Schwachheit zu misbrauchen, und seine Ruhe, seine Zufriedenheit und Freude zum Opfer unsrer Ueppigkeit, unsers Stolzes, oder unsrer Wollust zu machen. Dieß ist unser grosses Gesetz, welches wir aber noch nicht als die höchste Stufe unserer Vollkommenheit ansehen können. Es bewahret uns nur, daß wir nicht ungerecht, nicht unmenschlich werden. Aber wir können darüber gehen; denn wir können unsere Empfindungen erhöhen, wir können sie zu verfeinern, zu veredlen suchen; und je mehr der Mensch mit Weisheit darüber geht, je mehr

veredelt er seine eigene Natur, je ähnlicher wird er seinem Schöpfer, ein Gott in Vollkommenheit, ein Gott in seiner eigenen Seligkeit. Denn so viel er, aus diesem edlen Triebe, seiner Ruhe, seinen Vortheilen, und seinem sinnlichen Vergnügen entzieht, so viel gewinnt er auch an diesem edlern Vergnügen, weil seine Empfindungen alsdann, um es zu schmecken, auch schon so viel mehr erhöhet sind. Nur können wir, ohne die Menschlichkeit zu verläugnen, nicht darunter bleiben. Denn was wäre unnatürlicher, da wir in unserm Nächsten eben die Rechte, eben die Empfindungen erkennen, wenn wir uns gegen ihn nicht auch eben so verhalten wollten, als wir von ihm forderten, daß er sich gegen uns bewiese?

Hier sehen wir uns auf einmal in der Schule des größten Menschenfreundes, unsers Erlösers. Denn eigentlich ist dieß sein Gebott. Die Natur hat es allein nicht gewagt, dasselbe zu einem ausdrücklichen Gesetze zu machen. Sie räth es, sie preiset es, sie bewundert es, aber mit ihrem Gesetze wagt sie es nicht, über die Gränze der Gerechtigkeit, zu diesen höhern Pflichten zu gehen; es fehlt ihr an zureichenden Ermunterungen und

Vergeltungen. Es geht deswegen auch kein Gesetzgeber weiter; auch Moses nicht. Er bleibt bey dem Verbotte der wirklichen Kränkungen stehen, und hierzu waren unmittelbare Strafen hinreichend; daher heißt es auch, daß sein Gesetz tödte, daß es nur Zorn anrichte. Dieß höhere Gesetz der Liebe war dem erleuchtetern Zeitpunkte aufbehalten, da zugleich die höhere Bestimmung der Menschen, und die Unsterblichkeit ihre volle Erleuchtung bekommen sollte; und so bald wie diese durch diesen göttlichen Lehrer ans Licht gebracht wurde, da konnte, da mußte sich auch die Sittenlehre veredeln, und die Liebe, deren Natur eigentlich keines Gebotts fähig ist, als ein Gebott befohlen werden. Die Grade und Stuffen bestimmet er nicht; sonst hätte er die Würde und die Wohlthätigkeit dieses Gesetzes zu sehr eingeschränkt. Empfindungen und Triebe, die aus Liebe kommen, können durch keine Gesetze bestimmt werden. Aber die unterste Stufe dieser Liebe, daß wir uns allemal unsern Empfindungen gemäß gegen andere verhalten, dieß ist nunmehr Gesetz, auch für unsere Vernunft jetzt ein wahres Gesetz. Denn da auch die Vernunft in diesem vollkommneren Lichte zu der deutlichern Gewißheit

wißheit

wißheit der Unsterblichkeit gekommen ist, die der blossen Vernunft, auch wenn Cicero den Plato in Handen hatte, nur Wunsch war.; so ist es auch jetzt für unsere Vernunft ein wahres Gesetz, wovon kein Stand, kein besonderer Beruf, keine Staatsklugheit, eine Ausnahme machen können; und der Regent, der sich das Recht nähme, eine Ausnahme dagegen zu machen, wäre ein Tyrann, der Held ein Mörder, der Rathgeber ein Machiavell, ein Verräther des menschlichen Geschlechts, und seines Helden zuerst. Dem Regenten, dem Helden, ist nichts erlaubt, was dem Menschen nicht erlaubt ist; denn sie hören beyde nie auf, unter Gott zu seyn. In die traurige Nothwendigkeit können sie kommen, daß sie Böses zulassen müssen, aber nur wie Gott; nur da, wo die Erhaltung der grössern Wohlfahrt es unvermeidlich macht: Aber diese grössere Wohlfahrt darf nie der Vorwand des Ehrgeizes, der Herrschsucht, oder anderer eigennütziger Absichten werden. Ein Cyrus, ein Marc Aurel, ein Heinrich IV, ein Gustav Adolph beweisen, daß sich auch Länder nach diesen Grundsätzen mit Sicherheit regieren lassen, und Sülly machte seinen König grösser, als der Italiäner seinen Borgia je gemacht hat.

Dieß ist unsre Religion; die Liebe Gottes, die sich in einer allgemeinen Wohlthätigkeit und Menschenliebe thätig macht. Sehen Sie diese Religion nicht als zu eingeschränkt und zu dürftig an, die unsern übrigen unordentlichen Begierden noch zu viel Raum lasse, und die Pflichten, die wir als vernünftige Geschöpfe gegen uns selbst zu beobachten haben, zu sehr hindansetze. Wir haben allerdings auch Pflichten, die sich unmittelbar auf uns selbst, und auf unsre eigene vernünftige Natur beziehen, und die zu unsrer Religion eben so wesentlich, wie jene, gehören. Und es ist nichts als ein verführerisches Wortspiel, wenn der Verfasser des schon so oft genannten Buchs, in dem Art. Vertù, nur allein den unmittelbaren gesellschaftlichen Pflichten den Namen der Tugend zuerkennet, alle übrigen aber, mit den phantastischen Tugenden des Fanaticismus vermischt, davon ausschließt, oder ihnen höchstens den bequemern Namen der Klugheit beylegt. Zwar wenn ich erst alle Vorsehung geflissentlich verdächtig gemacht, und in der Natur keine Absichten des Schöpfers erkennen will, da hören freylich alle Pflichten gegen mich selbst und ihre Verbindlichkeit auf; da kömmt es nur auf Vorsicht und

Klugheit

Klugheit an: Aber warum da nicht auch lieber offenhenzig die Verbindlichkeit aller Tugenden überhaupt geläugnet? Denn so sind Verbindlichkeit und Tugend beydes ein Paar leere Wörter; wer die Sprache versteht, weiß doch, daß sie nichts als Eigennutz bedeuten. Wenn ich aber ein weises Wesen als den Schöpfer der Welt erkenne, so ist es nothwendig für mich eben so verbindlich, daß ich meiner vernünftigen Natur gemäß lebe, als daß ich mich denen Verhältnissen gemäß verhalte, worinn ich mit meinen vernünftigen Mitgeschöpfen stehe. Denn wie könnte dieß allerhöchste Wesen, nach seiner unveränderlichen Liebe zum Guten, meine Vollkommenheit, so weit er mir die Fähigkeit dazu gegeben, weniger, als jener ihre, wollen? Eine Religion demnach, die diesen Pflichten eine mindere Würde und Verbindlichkeit beylegte, wäre allerdings sehr dürftig und unvollkommen. Aber sehen Sie die Wohlthätigkeit aus ihrem wahren Gesichtspunkte an, so ist sie es, die alle unsere Fähigkeiten nach der Bestimmung unsrer Natur am glücklichsten ausbildet. Alle andre Grundsätze, die wir dagegen annehmen könnten, oder die sich der Aberglaube als heiliger ausgedacht hat, führen von der wah-

ren Grösse der Seele ab, lassen ihre edelsten Fähigkeiten unausgearbeitet, machen niedrig, eingeschränkt, phantastisch, und machen Gott selbst zu einem eigensinnigen phantastischen Wesen. Nur diese allein lässet Sie den Schöpfer, als den Vater der Natur in seiner anbethenswürdigsten Grösse, in seiner unendlichen Liebe zum Guten sehen; und indem sie Sie zu dem liebenswürdigsten Menschenfreunde macht, so bildet sie zugleich in Ihnen alle die reinen und edlen Gesinnungen aus, welche die Religion nach der Würde Ihrer Natur von Ihnen fordert. Ja, wenn diese Tugend, nach der überaus bequemen Sittenlehre dieses Buchs, nur in einzelnen Handlungen bestünde, nach welchen auch ein Nero und Alexander VI tag- und stunden-weise tugendhaft seyn können; wenn sie nur in eigensinnigen Launen, nur in den kahlen dürftigen Gutthaten bestünde, die das natürliche menschliche Gefühl uns abzwingt, wenn unser Stolz, unser Eigennutz, und unsere Ueppigkeit völlig satt sind. So wäre nichts dürftiger, als eine solche Religion; denn so könnte sie auch in dem schwärzesten, unreinesten und niedrigsten Herzen seyn. Aber so wäre auch Vernunft im Tollhause. Bey der wahren Religion und Tugend

hat

hat so wenig, wie bey der Vernunft, eine Berechnung statt, da die Summe einzelner nicht zusammenhängender Handlungen endlich Tugend ausmachte. Religion oder Tugend ist ihrer Natur nach Eins, wie die Vollkommenheiten in Gott Eins sind; ihre Anwendung ist verschieden, aber ihre Natur besteht in der einfachen unveränderlichen Liebe zum Guten. Diese Wohlthätigkeit würde daher auch noch zu eingeschränkt seyn, wenn sie auch in den wirklich großmüthigen, und aus einer wahren Menschenliebe entspringenden reichen Freygebigkeit allein bestünde, womit wir unmittelbar das Elend unsrer Nebenmenschen hindern, und die Zufriedenheit und Freude unter ihnen allgemeiner zu machen suchen. Dieß göttliche Bild prägt sich in keinem Golde aus. Es bleibt unsre heiligste Pflicht, daß wir unsre wohlthätigen Gesinnungen auch auf diese Art, so viel wir können, thätig zu machen suchen; und glücklich ist der, der alle seine Wünsche hierinn erfüllen kann. Aber zur wahren Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt würde diese Wohlthätigkeit allein, auch bey königlichen Freygebigkeiten, noch zu eingeschränkt seyn. Weichherzigkeit, Eitelkeit und Eigensinn könnten sie noch ungerecht machen; es könnten noch sol-

che Gesinnungen und Leidenschaften dabey herrschend bleiben, wodurch die Ordnung und Ruhe der menschlichen Gesellschaft immer noch mehr gekränkt würde, als sie durch jene gewönne. Das wahre Wohlwollen ist von ausgebreiteter Natur, es besteht in einer allgemeinen Liebe zum Guten. Dieser Gesinnung sind alle Einrichtungen, die Gott zur Beförderung und Erhaltung der allgemeinen Vollkommenheit in der Natur gemacht hat, gleich heilig; auch die Einrichtung unsrer Natur, alle unsre Fähigkeiten und Kräfte heilig; denn der Grund ist die Liebe Gottes. Wo aber Gott in einer Seele wohnet, wo Gott der erste und herrschende Gedanke ist, da ist der Trieb, durch die Erfüllung seiner weisen und gütigen Absichten ihm ähnlich zu werden, auch allgemein. Halten Sie dieß für keinen enthusiastischen Ausdruck. Ein jeder Mensch muß Einen herrschenden Gedanken haben, welcher der Trieb und die Richtschnur aller seiner übrigen Gedanken ist; und je grösser, je edler dieser ist, je grösser ist der Mensch. Aber was könnten wir an die Stelle des Gedankens von Gott für einen andern setzen, der die Seele mit grössern Gesinnungen, mit edlern und mächtigern Trieben erfüllte? Ein jeder andrer herrschender Gedanke

danke ist der wahren Grösse der Seele gefährlich, benimmt der Vernunft ihre Heiterkeit, verrückt alle Dinge aus ihrem rechten Gesichtspunkte, setzet sie in ein falsches Licht, verstellet ihren Werth, störet die Ruhe der Seele, nähret die Unordnung der Leidenschaften. Nur dieser ist allein die wahre Quelle der Vernunft und des Muths, leitet die Vernunft im Cabinette, stärkt den Muth an der Spitze des Heers, läßt ihn in keinen Widerwärtigkeiten sinken, bemächtigt sich der Leidenschaften, daß sie nicht aus ihrem Gleichgewichte kommen, und erhält den Menschen in seiner Würde. Ein jeder andrer herrschender Gedanke zerstreuet auch die Seele, und indem er ihre Aufmerksamkeit und Kräfte auf die eine Seite hinzieht, wird sie an der andern so viel schwächer, niedriger, kleiner. Nur dieser ist, wie die Allgegenwart Gottes selbst, die durch ihren mächtigen Einfluß in der Natur alles erhält, stärkt, ohne ihre Bewegung im geringsten aufzuhalten oder zu schwächen. Dieser Gedanke allein giebt der Seele die heitre Ruhe, daß sie ihre Kräfte auf alle Vorfälle mit gleicher Aufmerksamkeit wenden kann, hält sie in ihrer rechten Richtung, und bildet den immer gleich grossen Mann. Auch dürfen wir nicht fürch-

ten, daß dieser Gedanke finster oder schwermüthig mache; so kennten wir Gott noch nicht recht. Seine Gegenwart dämpft keine vernünftige Freude; er macht allein erst fähig, die Wohlthaten der Natur und die übrigen Vorzüge des Lebens recht zu geniessen. Diesen Gedanken können wir in allen Ergötzungen mitnehmen; wir müssen ihn mitnehmen, der allein macht alle unsere Freuden sicher, und läßt keine Gesinnungen aufkommen, welche die Würde unsrer Natur erniedrigen, und unsrer wahren Vollkommenheit gefährlich werden könnten. Und je bekannter wir mit diesem Gedanken werden, je mehr er uns gegenwärtig ist, je näher kommen wir der glücklichen Fertigkeit, daß ein jeder Blick in die Natur, in den Lauf der Welt, in die Geschichte unsers eigenen Lebens, uns die Weisheit und Güte Gottes immer sichtbarer macht, und diese Empfindungen endlich zu dem seligen Affecte der Liebe erhöhet, dem nichts heiliger, als der Wille und die Absichten Gottes ist, und der alle Gesetze in Trieb verwandelt, an der Erfüllung so wohlthätiger Absichten mit zu arbeiten, und sie an uns und unsern vernünftigen Mitgeschöpfen, so viel wir Kräfte haben, zu verherrlichen. Und dieß ist die Wohlthätigkeit; der sich beständig

gleiche wirksame Trieb, alle unsre Fähigkeiten und Kräfte, nach der Absicht Gottes, dem gemeinen Besten der Welt zu widmen, und zur Beförderung der Wahrheit, der Tugend und Zufriedenheit unter den Menschen, so viel wir können, behülflich zu werden. Sollte sie aber nun auch noch zu eingeschränkt seyn, als daß sie Religion seyn könnte? Wir mögen sie entweder als die grosse Hauptpflicht ansehen, welche die Liebe Gottes von uns fodert, oder wir mögen sie als den glücklichen Trieb ansehen, den sie schon in uns gewirkt hat; so muß unsere Seele nothwendig allemal zugleich die Ausbildung bekommen, welche die reinste Sittenlehre uns vorschreibt; so werden uns alle Einrichtungen in der Natur, welche die Weisheit Gottes zur Erhaltung der allgemeinen Ordnung gemacht hat, heilig seyn; so werden wir alle unsre Fähigkeiten, unsre Gesundheit, unser Leben, als ein heiliges Pfand, wie Plato sagt, als ein Eigenthum Gottes ansehen, das wir zur Erfüllung seiner wohlthätigen Absichten, so lange seine Weisheit es dazu gebrauchen will, schuldig sind zu erhalten; und so wird die Mäßigkeit, und das Vertrauen, das die Welt zu unsern Gesinnungen hat, uns ein eben so heiliges

ges Gesetz, als die Wohlthätigkeit selbst, seyn, die jetzt nicht mehr Pflicht, sondern herrschende Leidenschaft ist, unter welche alle übrige Kräfte und Neigungen sich willig ordnen, und die unsre eigene Vollkommenheit und Glückseligkeit uns unendlich mehr versichert, als wenn wir diese selbst zum ersten Grundtriebe unserer Handlungen machen wollten, mit der wir allemal in Gefahr wären die Erfüllung unsrer sinnlichen Begierden zu vermengen, und wovon unsre Gesundheit, unser Vertrauen bey der Welt, und unsre Ruhe das erste Opfer würden. Denn eine jede andre Leidenschaft ist unersättlich, und reißt alle Seelenkräfte zu sich, verführet, blendet, erhitzt, ehe die Vernunft Zeit gehabt, sich zu besinnen, überrascht das beste Herz, daß es sich nie, als in einer zu späten Reue, zeigen kann, macht das edelste selbstisch, klein, das weichste hart, das großmüthigste grausam, und läßt von der ganzen Philosophie nichts, als ungefühlte Declamationen und prächtige Theatersprüche, und von der Tugend nichts, als einzelne Handlungen, übrig, die nie weiter gehen, als der Eigennutz es zuläßt, oder das Temperament sie treibt, und allemal so viel gutes hindern und stören, als anrichten. Nur dieser Trieb

ist

ist allein sicher, und giebt der Seele das Harmonische, das allein den grossen und tugendhaften Mann bildet; er erwärmt das Herz, und erhält die Vernunft kühl, und unter ihm kommen alle übrige Neigungen, die Liebe zum sinnlichen Vergnügen, zur Ueppigkeit, zur Ehre, von selbst in ihre Ordnung. Denn er ist jetzt nichts, als veredelte Selbstliebe, der alle übrige Leidenschaften sich willig unterwerfen; die für sich die Wirksamkeit des lebhaftesten Affects behält, auch allen übrigen das Reizende und Angenehme, so lange es wahr und sicher ist, läßt, und sich mit ruhiger Vernunft leitet, daß sie die Grenzen der Ordnung, wodurch Gott die allgemeine Wohlfahrt der Welt hat sichern wollen, nicht überschreiten können. Die einzige glückliche Leidenschaft, die wir ohne Einschränkung, und allezeit mit völliger Sicherheit, geniessen können; die immer neue Reizungen bekömmt, und zu ihrer Befriedigung immer reich genug ist; die nie an sich denkt, nur für andre bekümmert ist, und sich allezeit zuerst belohnet; die sich nie genug thut, nie satt wird, und die Seele immer in der heitersten Ruhe erhält; sich oft betrübt, und in der Betrübniß die sanftesten Freuden fühlet; das Elend der ganzen Welt fühlet,

und nie finster, nie mürrisch wird; die ganz menschlich ist, und der Gottheit immer ähnlicher macht, unermüdet für die Welt arbeitet, und die Seele immer in dem Gefühl ihrer höhern Bestimmung erhält. Wenn ein Gott ist, so ist dieß die Religion, die vollkommenste, die die Vernunft sich denken kan, die Gott fodern kann; die einzige, die uns Gott ähnlich, gegen andre wohlthätig, uns selbst vollkommen, zufrieden, glücklich machen kann; die einzige, die sich für alle Zeiten, alle Himmelsgegenden, alle Menschen, alle Stände und Fähigkeiten passet; die alle menschliche Einrichtungen in ihrer Ordnung erhält, ihre Verbindungen befestigt, ihre Unvollkommenheiten mindert; die in ihren einzelnen unvollkommenen Ausübungen noch die einzige Quelle des des Guten hier auf der Erde ist; die einzige Religion, die auch im Himmel, in der Ewigkeit unsre Religion seyn, die ewig unsre Seligkeit vermehren wird, und die, wenn unsre Schwachheit sie uns hier schon vollkommen ausüben liesse, auch schon den Himmel auf die Erde bringen würde.

Dieß ist also gewiß unsre Bestimmung. Aber wie weit geht sie; ist sie allein auf diese Erde eingeschränkt, oder geht sie in die Ewigkeit hinaus? Diese

Alter-

Alternative wird uns hier wieder von neuem äusserst wichtig; denn wenn wir hierüber keine beruhigende Entscheidung hätten, so wäre diese ganze Bestimmung nichts, als eine schöne Chimäre. Und gesetzt, daß ihre Entscheidung in unser Verhalten gar keinen Einfluß hätte, so würde sie uns wegen der ganzen Fassung unsrer Seele dennoch unmöglich gleichgültig seyn können. Wo ist der Mensch, dem sie es seyn könnte? Einem Bolingbroke ist sie es nicht; St. Evremond wird dabey ernsthaft. Gesetzt, sie hätte nur den geringsten Schein von Wahrscheinlichkeit, nur den Schein von Möglichkeit: — Unmöglich kann sie die Vernunft mit allen Sophismen wenigstens nicht machen. Wie könnten wir uns eine Sache als unmöglich denken, ohne die wir uns keinen Gott, keine Vorsehung, in der ganzen Natur keinen vernünftigen Endzweck denken können? Und wenn wir uns alles wegdächten, so blieben wir uns selbst übrig, unsre Wünsche, unsre Fähigkeiten, unsre Begierden, unsre Furcht: —

Aber ich will hiervon nichts wiederholen. Ich will diese Versicherung von der Ewigkeit hier nur in der Verbindung mit der Rechtschaffenheit, als das zweyte wesentliche Stück der Religion, betrachten.

Nach

Nach jener Bestimmung sollte Gott unser wichtigster Gedanke, die freudige Erfüllung seines Willens unser grosser Beruf, unsere größte Vollkommenheit seyn, dem wir alle unsere Fähigkeiten und Neigungen widmen sollen. Ja wenn eine Ewigkeit für mich ist, so ist nichts grösser, nichts wahrer, als diese Bestimmung; so koste ihre Erfüllung meine angenehmsten Begierden, sie fodre die größten Verläugnungen, sie fodre mein Leben. Aber ist diese Hoffnung nichts; Philosophen, die ihr sie für nichts, als einen süssen Traum haltet! so bekenne ich beherzt, daß ich gleich euer ganzes System annehme. Dann sehe ich meine Bestimmung aus einem ganz andern Gesichtspunkte an; ich werde ein ganz anderes Geschöpf in meinen Augen, ich bekomme ganz andre Verhältnisse, andre Neigungen, andre Bewegungsgründe; und die Religion, die mir noch eben itzt so wahr war, wird mit meiner Natur offenbarer Widerspruch.

Mein Verhältniß gegen Gott höret erstlich ganz auf. Ich kann den Gedanken von ihm nicht mehr erhalten, ich muß aufhören ihn zu denken, oder ich denke Lästerung. Ein Gott, der seine Geschöpfe nicht liebt; — der sie die Vollkommenheit nicht er-

reichen

reichen läßt, wozu er ihnen die Fähigkeit gegeben; — der ihnen einen Trieb zur Ewigkeit gegeben, und sie dahin nicht kommen läßt; — ein Gott, der von seinen vernünftigen Geschöpfen nicht gekannt seyn will; — ein contradictorischer Gott, der die menschliche Gesellschaft so eingerichtet, daß sie nur durch eine allgemeine Wohlthätigkeit bestehen kann, und einzeln alle Glieder zum größten Eigennutze gezwungen; — der mich mit Vernunft und Freyheit und mit einem Gefühle von Moralität erschaffen, und um meine Handlungen sich gar nicht bekümmert: — Was bleiben mir hier für Verhältnisse übrig? Was soll ich für ein Wesen thun, das von mir nicht gekannt seyn will, und was könnte ich für einen Trieb bey mir fühlen, einem Wesen ähnlich zu werden, dem ich alle moralische Vollkommenheit absprechen müßte? Dankbarkeit, Vertrauen, Gehorsam, Liebe, alles höret auf; eine todte Bewunderung seiner Unendlichkeit bleibt, aber einer Unendlichkeit, wobey ich nichts mehr denken kann.

Und hiermit ändert sich zugleich meine ganze übrige Bestimmung. Mein Nächster! — Dieß bin ich jetzt, ich mir alles, ich mein einziger Bewegungsgrund. Gerecht werde ich bleiben, aber nur im

strengsten Verstande; Wohlthätigkeit, Menschenliebe, Mäßigung; — Verbindlichkeit erkenne ich dagegen nicht; ich sehe mich als den Mittelpunkt von allem an, was um mich ist. Ich will wohlthätig seyn, aber nur so lange meine Selbstliebe nichs darunter leidet; diese bleibt das erste Gesetz meiner Natur, und was diese am wenigsten kränkt, was sie am meisten befriedigt, was mir die wenigste Unruhe, das meiste Vergnügen macht, das ist mein höchstes Gut, und hierinn hat keines vor dem andern einen Vorzug. Varro zählte zweytausend verschiedene Meynungen davon, er hätte noch weit mehr sammlen können. Ohne Ewigkeit hat ein jeder Mensch sein eignes. Denn wo kein völlig überwiegendes Gut ist, (und dieß ist die Ewigkeit allein,) da ist einem jeden die Erfüllung seiner herrschenden Neigung sein höchstes. So sind wir alle so viel verschiedene Insecten, wovon ein jedes seine besondre Aaßung hat, und hier ist die Made im faulen Fleische so glücklich, als die Biene auf der Rose. Sinnliches Vergnügen ist dem, der es zu schmecken weiß, immer Vergnügen, und so lange es gegenwärtig ist, wahres Vergnügen, und wo ich kein bessers weiß, ist es mir das beste, auch da noch das beste, wo das grössre mir zu viel Mühe kostet.

Ich läugne deßwegen den Werth der Tugend nicht; noch weniger werde ich einen Epictet für einen Enthusiasten halten, nicht mehr als den, der in eine reich besetzte Tafel sein höchstes Gut setzt. Epictet wird vielleicht mit keinem Apicius tauschen; aber Apicius wird sich auch keine Auster entziehen, um ein Epictet zu werden. Es kömmt hier auf die verschiednen Neigungen an. Dem einen ist seine stille Ruhe, dem andern das Geräusch der Welt, jenem eine Stelle an einer wollüstigen Tafel, diesem eine Stelle in der Zeitung, sein höchstes Gut, und der eine hat so wenig ein Recht, des andern Geschmack zu tadeln, als dem einen die Pfirsche, und dem andern die Traube angenehmer ist. Epikur fand in seinen Gärten in einer sanften wollüstigen Stille sein höchstes Gut; bey seinem kränklichen Leibe hatte er keine lebhaftere Leidenschaften: aber würde er es allen seinen Schülern auch beredt haben, daß es das ihrige sey? Spinoza war eben so wenig ein lasterhafter Mann, er suchte in der stillen Ruhe des Studirens sein Vergnügen; aber er hätte es nach seinen Grundsätzen sicher seyn dürfen, wenn er heftigere Neigungen gehabt hätte. Eben so wenig würde ich auch die Tugend ganz aufgeben, und mit Verläug-

nung der Ewigkeit anfangen, ein Bösewicht zu werden. Warum sollte ich die Tugend hassen? sie wird mir immer gefallen. Die Natur der Dinge bleibt, was sie ist; aber die bloße Natur der Dinge hat für mich keine Verbindlichkeit, wenigstens die nicht, daß ich meiner höhern Glückseligkeit deßwegen etwas entzöge. Ich bleibe mir, auch nach der Natur der Dinge, allemal der Nächste; welches Gesetz könnte mich zwingen, diesen ersten Trieb meiner Natur zu verläugnen? Ich würde Gott nicht hören, wenn er es von mir fodern könnte. Wenn keine Ewigkeit ist, oder wenn kein Gott ist, (denn dieß läuft auf eins hinaus,) so kömmt alles darauf an, daß ich mich hier wohl befinde. Kann ich diesen Endzweck durch die Tugend erreichen, so werden Großmuth, Menschenliebe, Mäßigung allemal ihren Werth für mich behalten; aber nur so weit, als meine herrschende Neigungen viel oder wenig darunter leiden, nur in dem Maaße, als ich durch eine glückliche Disposition zu jenen edlern Empfindungen mich geneigt fühle. Aber wo meine sinnlichen Neigungen so heftig wären, daß ich ohne deren empfindliche Kränkung nicht tugendhaft seyn könnte, da würde ich mich diesen ruhig überlassen. Denn,

wenn

wenn ich nur für dieses sterbliche sinnliche Leben gemacht wäre, wie könnte ich es mir da zu einer Pflicht machen, gegen die Natur meiner sinnlichen Empfindungen zu handeln, und wo sollte ich die Stärke hernehmen, mein höchstes Gut zu verläugnen, ohne daß ich etwas dagegen zu hoffen hätte?

Man sagt mir, das sinnliche Vergnügen sey unvollkommen, vergänglich, und unsicher. Dieß weiß ich; aber in einem unbeständigen Leben, wie dieß irdische ist, in einer Welt, die ihrer ganzen Natur nach vergänglich ist, da erwarte ich kein vollkommenes beständiges Gut, da ist dasjenige das beste, welches mir die wenigste Unruhe und diese Unvollkommenheit am erträglichsten macht; und destomehr einen jeden gegenwärtigen angenehmen Augenblick genossen! Wenn mit diesem Leben alles aus ist, so ist mir die Tugend kein zuverläßiger Mittel der Glückseligkeit. Selbst die innere Zufriedenheit ist nach Proportion der tugendhaften Gesinnungen nicht ausgetheilet. Bey der strengsten Tugend hat ein geringer Fehler oft kränkendere Folgen, als das größte Laster; wenigstens würde er bey einem feinern Gefühle kränkender, als dem Lasterhaften alle seine Sünden seyn, so wie bey einer starken Gesund-

 heit

heit eine kleine Unordnung oft schmerzhafter ist, als eine langwierige gefährliche Krankheit. Und was hilft mir endlich alle Beständigkeit eines Guts, wenn ich nicht weiß, ob ich es morgen noch geniessen werde? Gefahr ist nur für den Pöbel, nur für unüberlegte ausschweifende Laster, nur für offenbare Ungerechtigkeiten. Wie sicher kann ich allem meinem Eigennutze meinem Stolze meiner Rache und Unmäßigkeit, wenn ich dabey nur einige Klugheit gebrauche, ein Genüge thun, ehe ich die Gesetze oder andre übele Folgen zu fürchten habe! Ich sehe eben so viele mit Sicherheit glückliche Sünder, als ich belohnte Tugend sehe. Wenn keine Ewigkeit ist, so ist auch keine Vorsehung, so ist alles blinde Nothwendigkeit oder Zufall; vor Unglücksfällen schützt mich aber auch keine Tugend.

Auch das Zeugniß unsers Gewissens, das uns für unsre Rechtschaffenheit, und für die Opfer, die sie von uns fordert, jetzt eine so sanfte überwiegende Vergeltung ist, und die angenehmste Sünde so schwarz und schrecklich macht, würde, ohne Rücksicht auf die Ewigkeit, diese lebhafte Wirksamkeit nicht auf uns haben. Aber der Gedanke von Gott ist uns so nahe, daß er uns, wenn wir uns dessen auch nicht deutlich bewußt sind, bey einem jeden

Urtheile

Urtheile über unsre Handlungen unmittelbar gegenwärtig ist, und wir können uns denselben nie gedenken, ohne uns dabey zugleich unaussprechlich viel beruhigendes und schreckendes zu denken. Daher fühlet auch der gemeine Gottesverläugner noch eben diese geheimen Unruhen. Der Gedanke ist so stark, daß er durch alle seine falschen Systeme dringet, wie das Licht der Sonne, das sich auch verschlossenen Augen noch fühlen läßt. Wäre es aber möglich, sich ein System zu erdenken, das diese Vorstellung von Gott und einer Vorsehung, als unmöglich, aus der Seele ganz entfernte, da würden diese Empfindungen von Ruhe und Unruhe sich auch zugleich verlieren.

Aber die Tugend hat doch ihre innere Vollkommenheit und Schönheit. Wer wollte dieß läugnen? Aber Schönheit macht noch keine Verbindlichkeit. Sie ist reizend, aber nur für den, der sie zu empfinden weiß. Was mich entzückt, ist dem andern vielleicht vollkommen gleichgültig. Es kömt bey unsern Empfindungen nicht so wohl auf die innere Natur der Sache, als auf den innern Sinn an, womit wir dieselbe empfinden. Das Licht bleibt Licht, aber die Fläche, worauf es fällt, giebt

demselben die verschiednen Farben. Soll ich die Schönheit der Tugend empfinden, so muß ich schon tugendhaft seyn; wenigstens muß die ganze Anlage meiner Seele schon darauf gestimmt seyn. Aber wenn heftigere Neigungen zum Stolze, zur Unmässigkeit, oder zum Geitze mich diese sanftere Schönheit der Demuth, der Mäßigung, oder der Uneigennützigkeit nicht empfinden lassen, wenn ich nicht weiß, ob ich sie je empfinden werde, wenn ich voraussehe, daß mir, so lange ich lebe, nichts als die bittersten Verläugnungen, die gewaltsamsten Kämpfe bevorstehen; wo soll ich da den Muth hernehmen, meine sichre gegenwärtige Zufriedenheit zu bekämpfen, mit Marter zu bekämpfen? und warum? um ein idealisches Gut, das ich nicht kenne, um eines süssen Enthusiasmus willen, den ich nie empfunden habe. Wird sich der Blinde auch je bereden lassen, daß die Schönheit der Farben mehr Reizungen habe, als die Harmonie?

Aber die ganze stoische Secte — Die Wahl der stoischen Secte war willkührlich; der sich geneigt dazu fühlte, wählte sie, der andre gieng eben so freymüthig in die Schule des Epikur. Wie es aber Mode war, von der stoischen Secte zu seyn,

soll-

sollten da nicht auch schöne stoische Schwätzer gewesen seyn? Ja wenn ich mich in eine vollkommene Gleichgültigkeit setzen könnte, oder wenn ich, ehe ich Mensch wurde, die Wahl gehabt hätte, ob ich Cäsar oder Antonin werden wollte, so würde ich das letztere gewählet haben. Aber um es wirklich zu werden, hätte ich eben das sanfte Temperament, die gemäßigte Sinnlichkeit, eben solche Aeltern, eine so sorgfältige Erziehung, solche Lehrmeister haben müssen; und würde ich dann auch schon ganz Antonien seyn, wenn ich nicht Kaiser wäre? Aber, die ihr mehr mit Cäsars Neigungen gebohren seyd, wird es euch nicht eben so edel dünken, gesetzt, daß es auch noch einmal das Leben von zwey Millionen Menschen kostete, die Herrschaft über die ganze Welt zu erlangen, als ein Sittenbuch über euch selbst an euch selbst zu schreiben? Und doch sah Antonin, wie alle Stoiker, noch eine dunkle Ewigkeit vor sich, und glaubte in einer Verbindung mit den Göttern zu stehen. Aber wo ich gar keine Verbindung mit Gott erkenne, und mir nach dem System alle Hofnung zur Ewigkeit abspreche, da wäre es gegen die Natur, wenn ich, um einer ungekannten Vollkommenheit willen, mir von meiner gegen-

wärtigen Glückseligkeit, sie heisse Ehre, Wollust, Geld, das geringste entzöge. Der blosse Verdacht einer Zernichtung wird mir schon allen Muth dazu benehmen. Und noch mehr, wenn sie meinem Leben gefährlich würde. Ja, wenn ich das Andenken meiner Tugend über mein Leben hinausnehmen kan, so werde ich immer mit mir selbst zufrieden seyn. Aber wo ich auch dieß verliere, da ist die Erhaltung meines Lebens das erste Gesetz meiner Natur, und hiergegen verlieret alles seine Verbindlichkeit. Tugend, Liebe des Vaterlandes, Wohlfahrt der Welt, es werden alle für mich leere Worte. Eigensinn, Furcht der Schande, Furcht der Knechtschaft, Enthusiasmus, können mich auch dahin bringen, daß ich mein Leben nicht achte, aber mein Ich ist hiebey immer der Bewegungsgrund. Aber wo dieser aufhöret, da ist Gott nicht mächtig genug, es mich verläugnen zu machen. Seine äusserste Rache kan nichts mehr thun, als mir dasselbe nehmen. Wenn also kein anderes Wesen in mir ist, das von der Tugend über dieß gegenwärtige Leben etwas zu hoffen hat, so erkenne ich sie nicht weiter, als sie meinen gegenwärtigen vergnügten Empfindungen nicht gefährlich wird. Denn was müßte ich für ein Thor seyn, wenn ich das

Leben in Gefahr setzen wollte, worinn das ganze Bewußtseyn meiner Glückseligkeit begränzt ist? Ich lache über alle Philosophie, die mich bereden will, mir eine Minute davon abzukürzen. Was gewinne ich von der Wohlfahrt der Welt, die ich mit meiner Zernichtung erwerben soll? Bekümmert sich der Schöpfer nicht darum, wie thöricht, wenn ich mich dafür zum Opfer machen wollte! Der harte Cato muß, bey aller seiner enthusiastischen Vaterlandsliebe, sich durch Plato's Phädon erst selbst den Muth machen, für sein Vaterland zu sterben.

Aber ich habe dafür eine edlere Unsterblichkeit, die Unsterblichkeit meines Namens, zur Vergeltung: Dieß ist für einen Alexander, der das Leben von Millionen Menschen braucht, um die Welt zu erobern. Er ist unsterblich; er lebt in allen Münzkabinetten, und vielleicht wird auch aus den Ruinen von Athen noch einmal ein Rumpf ausgegraben, den ein Kenner für den Seinigen erkläret, und durch Ansetzung eines neuen Kopfes seine Unsterblichkeit erneuert. Aber meine Tugend wird mir nie weder Bewunderer noch Denksäulen erwerben. Und ihr Helden vom Granikus, die ihr euch von den persischen Pferden zertreten liesset, um eurem Alexander

diese Unsterblichkeit zu erwerben, wo ist die eurige?

Aber was sollen wir uns länger mit Sophismen schikaniren, die sich die Natur doch nie überreden läßt? Rechtschaffenheit und Versicherung eines ewigen Lebens sind die beyden wesentlichen Grundsätze der Religion, oder es ist gar keine. Die Rechtschaffenheit oder das ernstliche Bestreben, Gott in seiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu werden, ist das Erste. Ohne diese läßt sich gar keine Religion denken. Und eine Religion, die hierauf nicht unmittelbar führet, ist Comödie; und alle Heiligung, die nicht zur allgemeinen Menschenliebe führet, ist Fanaticismus; und alle Religion, die ohne diese Rechtschaffenheit und Menschenliebe uns die Versicherung der Gnade Gottes und der ewigen Seligkeit giebt, ist Lüge. Aber auch alle Religion, die von Rechtschaffenheit, von Menschenliebe, von Ueberwindung spricht, und uns keine Versicherung der Ewigkeit giebt, lehret nichts wie Eigennutz; und der Philosoph, der uns ohne dieselbe dazu bereden will, spottet unsrer Natur, und der uns die Hoffnung dazu nehmen will, ist unser grausamster Feind. Andere wesentliche Stücke, oder wesentlichere, lassen sich von einer wahren Religion nicht

geden-

gedenken. Wir haben das erste Rechtschaffenheit genannt, wir wollen dieß zweyte, um bey einerley Worten zu bleiben die Beruhigung nennen. Sie können beyde ihre Stufen haben. Denn die Erkenntniß Gottes, seiner Vollkommenheiten, und seines Willens kann in Ansehung des Lichts, der Gewißheit, des Nachdrucks ihre vielen Stufen haben; so auch die Beruhigung, oder die Versicherung von der Gnade Gottes und der Ewigkeit. Auch diese kann dunkel, stark, hell seyn. Ueberhaupt aber ist diejenige Religion die beste, die uns zu dieser Rechtschaffenheit die deutlichste, die nachdrücklichste, und die verbindlichste Anweisung ertheilt, die uns zu dieser Beruhigung die deutlichste, die gegründetste, und zuverläßigste Gewißheit giebt und die beydes auf die deutlichste Erkenntniß Gottes und seiner Vollkommenheiten gründet. Dieß sind die beyden wesentlichen Glaubens-Artikel; die andern sind es in dem Maaße, wie sie dazu führen, und wie sie eingesehen werden.

Da diese beyden Stücke aber eigentlich nur das Wesen des innerlichen Gottesdienstes ausmachen, so bitte ich um die Erlaubniß, auch über den äusserlichen noch einige kurze Anmerkungen hinzuzusetzen.

Wenn

Wenn ein Mensch von den Vollkommenheiten Gottes, und dem glücklichen Verhältnisse, worinn er mit diesem höchsten Wesen steht, lebhaft gerührt ist, so ist dieß überhaupt unmöglich, daß er diese Empfindungen nicht auch äusserlich an den Tag legen sollte, daß ihm nicht alle Gelegenheiten, wo er dieselben bey sich unterhalten, erwecken, und stärken kann, wichtig und heilig seyn sollten, und daß er sie nicht auch in seinen Mitgeschöpfen, die mit ihm in eben dem Verhältnisse stehen, zu erwecken suchen sollte. Dieß sind ungefähr die drey wesentliche Stücke des äusserlichen Gottesdienstes. An sich ist derselbe daher nothwendig eben so alt, als die Religion und das menschliche Geschlecht selbst. Denn es ist natürlich, daß ein jeder Hausvater, von der Grösse und den Wohlthaten des Schöpfers gerühret, nicht allein für sich seine Empfindungen an den Tag gelegt, sondern sich es auch zu einer heiligen Pflicht gemacht haben werde, seine Familie zur Erkenntniß und Verehrung dieses herrlichen Wesens zu führen, und sie in der Furcht und dem Vertrauen zu demselben zu unterhalten. Bey der ersten Einfalt des Lebens und der Sitten, lassen sich aber hier noch keine prächtige Gebräuche denken.

Ein

Ein rührender Unterricht von der Weisheit und Güte Gottes in der Einrichtung und Regierung der Welt, ein heiliges erweckliches Lied, und einige zum Beweise der Dankbarkeit auf einem erhöheten Rasen der Gottheit gewidmete Früchte machten, nach vollendeter Arbeit, unter einem schattigtem Baume vermuthlich den ganzen Dienst aus. Bey dieser grossen Simplicität konnte der Hausvater, bey seinen übrigen Geschäften, dieß alles noch selbst verrichten und selbst Priester seyn, und die unstäte Lebensart erlaubte vielleicht auch noch weder eine festgesetzte Zeit, noch bestimmte Orte. Aber wie nach und nach die Ruhe und der Reichthum der Spekulation und der Sinnlichkeit mehr Raum und Nahrung gaben, so gaben sie auch dem Gottesdienste nach und nach eine andre Gestalt. Man machte sich von dem göttlichen Wesen allerhand künstliche Theorien; man suchte es sich durch bildliche Vorstellungen sinnlicher zu machen; man ersann sich eine Menge von Untergottheiten; die Dankbarkeit und die Schmeicheley vermehrten dieser ihre Zahl mit verstorbnen Menschen; daraus entstunden Mythologien und Göttergeschichten. Man glaubte, die Gottheiten wären bey ihren Bildern selber gegenwärtig;

wärtig; so wie die Kunst wuchs, suchte man sie auch bey diesen Bildern anzubringen; man bauete ihnen prächtige Wohnungen, man widmete ihnen feyerliche Tage, man vermehrte die Zahl ihrer Opfer und den Pracht der Gebräuche; die Menge der Opfer und der Gebräuche vermehrten die Zahl ihrer Diener; diese gewannen wieder in ihrem Ansehen durch den Pomp ihres Dienstes, und, um so viel vertrauter mit ihren Gottheiten zu scheinen, erdichteten sie Orakel, und ersannen allerhand Arten von Reinigungen, und die unnatürlichsten Enthaltungen; und je bunter, prächtiger, und sinnlicher der Gottesdienst wurde, je mehr mußte die wahre Religion nothwendig darüber verlieren. Die Erkenntniß des unsichtbaren Gottes und dessen Anbethung im Geist und in der Wahrheit gieng über die vielen chimärischen Gottheiten nach und nach ganz verlohren; mit dieser Erkenntniß verlohren sich alle wahre Anweisungen und Bewegungsgründe zur Heiligung; was sich durch die Vernunft von diesen Empfindungen noch erhalten hatte, das erstickten die schändlichsten Göttergeschichten; die Tempel waren nichts als Schauplätze der Ueppigkeit; und so wurde der äusserliche Gottesdienst, der seiner Natur nach das Mit-

tel

kel seyn sollte, die Empfindungen der Religion unter den Menschen zu erhalten, durch die unbehutsame Einführung so vieler sinnlichen Gebräuche das Mittel, diese Empfindungen dergestalt aus der Welt zu verbannen, daß die natürliche Religion in ihrer wahren Gestalt, seit ihrer ersten Einfalt, sich nirgend hat erhalten können.

Der Mißbrauch darf und kann indessen den rechten Gebrauch nie verwerflich machen. Ohne allen äusserlichen Gottesdienst können die Menschen nicht seyn. Man kennt sie nicht, wenn man sich dieselben als lauter geborne Philosophen vorstellet, oder lauter Philosophen daraus zu machen denkt. Die Erkenntniß ist unwidersprechlich der wahre und wesentliche Grund einer vernünftigen Religion; denn davon muß sie ihre ganze Anweisung und alle ihre Bewegungsgründe und Triebe nehmen; und je reiner, erleuchteter, und lebendiger jene ist, je fruchtbarer ist nothwendig auch diese. Das Wesen des öffentlichen Gottesdienstes kann daher in nichts anders, als in einem der Fähigkeit der Zuhörer gemäßen, deutlichen und erweckenden Unterrichte bestehen, wozu die gemeinschaftlichen Gebethe und Lieder vorzüglich mitzurechnen sind. Und wenn diese Erkenntniß ihr

Leben und ihre Fruchtbarkeit nicht verlieren soll, so können auch die Menschen durch den Unterricht nicht genug darinn unterhalten werden; und nach der Verbindung, worinn wir mit andern Menschen unter den Zerstreuungen so vieler rauschenden Geschäffte leben, ist die gemeinschaftliche Versammlung zu einer gewissen Zeit und an einem bestimmten Orte hiebey unentbehrlich. Wenn demnach von diesen Versammlungen nur alles entfernt wird, was die Stille der Seele stören, die Gedanken zerstreuen, und die Hochachtung gegen die göttlichen Wahrheiten schwächen kann, so hat der äusserliche Gottesdienst fast alles, was zur Erreichung seines Endzwecks nöthig ist. Die übrigen Gebräuche können nicht sparsam, nicht simpel, nicht bedeutend genug seyn, und gegen die Eitelkeit der Menschen, die sie immer zu vervielfältigen und mit eitelm Putze zu verstellen sucht, nicht genug geschützt werden. Ihre Menge und der Pomp sind der wahren Religion allemal gefährlich, denn sie sind eben das wirksamste Mittel, den eigentlichen heilsamen Endzweck des öffentlichen Gottesdienstes zu zernichten, und die Menschen, die dadurch zu einer vernünftigen Erkenntniß Gottes und ihrer daraus fliessenden grossen Bestimmung

ge-

geleitet werden sollten, in der dümmsten Sinnlichkeit zu unterhalten. Man hat zwar die gute Absicht dabey, durch diesen sinnlichen Pracht die Ehrerbietung gegen das höchste Wesen auszudrücken, und diese Empfindungen in den Gemüthern des Volks dadurch zu erwecken. Aber dieser Gedanke, daß der Pracht des Gottesdienstes nach der Grösse des Wesens, das man ehret, eingerichtet seyn müsse, und daß das höchste Wesen überhaupt durch sinnlichen Pracht geehret werden könne, ist der wahren Religion höchst gefährlich. Man entferne vielmehr diese Vorstellung, wozu das sinnliche Herz der Menschen ohnedem nur gar zu geneigt ist, so viel als möglich. Man mache es dagegen dem Volke so viel ernstlicher, so viel dringender, daß der Gottesdienst, den wir, als vernünftige Menschen, dem weisesten und gütigsten Wesen erweisen wollen, ein vernünftiger Gottesdienst seyn müsse, und daß wir Gott nicht anders ehren können, als wenn wir durch unser Vertrauen, durch unsre Zufriedenheit, und freudige Erfüllung seines Willens darthun, daß wir ihn für unsern Herrn, für den weisesten und gütigsten Vater aller seiner Geschöpfe halten. Man führe das Volk, das hierzu nie zu einfältig ist, auf die Beweise die-

ser herrlichen Weisheit und Güte in der Natur, die es täglich vor Augen hat, die es in seiner eignen Lebensgeschichte findet; so wird es die herrliche Grösse seines Gottes mit einer unendlich tiefern Ehrerbietung empfinden, als aller Pracht eitler Gebräuche in ihm erwecken kann. So wird der Einfältige, auf diesen Stufen zu Gott geführet, auch die höhern Wahrheiten der Religion mit dankbarer Empfindung annehmen, ihre Wohlthätigkeit, Vortreflichkeit und Göttlichkeit unmittelbar empfinden; und so wird die Religion das selige Band zwischen Himmel und Erde werden, das die Ehre Gottes von einer allgemeinen Menschenliebe, die Heiligkeit von der Wohlthätigkeit, und diese von der Reinigkeit und Unschuld des Herzens nie trennen läßt; und so wird sie zugleich das selige Mittel werden, das überhaupt die Sitten der Menschen sanfter und reiner, ihr Leben zufriedner, die Mühseligkeiten erträglicher, den Umgang gefälliger und redlicher, die Verbindungen heiliger, und mit der Tugend zugleich auch die Vernunft allgemeiner und erleuchteter macht. Was können Pomp und Gebräuche hierzu thun? Die Einbildung des Volks wird dadurch erhitzt; es glüht von einer dummen Andacht, wobey es nichts

nichts denkt; betäubt sitz es da, blind geht es wieder weg; und sobald die Einbildung sich wieder abgekühlt hat, so ist auch die ganze Religion aus der Seele wieder verschwunden. Man giebt gern zu, daß alle diese Gebräuche ihre gute Bedeutung haben; aber die Religion bleibt allemal in Gefahr, unter ihrer Menge erstickt zu werden; und wo soll der Einfältige die Scharfsinnigkeit hernehmen, sich so viele blendende räthselhafte, hieroglyphische Bedeutungen zu erklären? Gesetzt auch, daß der Unterricht dabey nicht versäumt werde, so wird der Endzweck desselben dennoch, wo nicht ganz vereitelt, doch wenigstens immer wieder geschwächt werden. Man stelle sich Menschen vor, die in den erhabnen Wahrheiten von Gott, von ihrer Bestimmung, von der Ewigkeit, sich wollen unterrichten lassen, die das ganze Gewicht dieser Wahrheiten fühlen sollen, die es fühlen müssen, wenn sie dadurch zu einer thätigen Verehrung Gottes, zur Empfindung der Würde ihrer Natur und ihres grossen Berufs, und zur Ausübung der für sie daraus fliessenden Pflichten erweckt werden sollen; man stelle sich hier die fähigsten, die stärksten Seelen in einer Versammlung vor, wo die Pracht der Architectur, der Reich-

 thum

thum der zur Verehrung ausgesetzten Bilder, der unwiderstehliche Reiz so vieler herrlichen Gemälde, so viele geschmückte Altäre, blendende Erleuchtungen, entzückende Musiken, Wolken von dem kostbarsten Rauchwerke alle Sinne erfüllen, und bedenke, ob hiebey jener grosse Endzweck des Unterrichts erreicht werden könne. Er muß, man mache ihn auch so stark, so dringend, als man könne, nach der Natur der Seele in den Augen des Volks ein Nebenwerk werden, und es wird gezwungen, die Gebräuche für das wesentliche Stück seiner Religion zu halten. Und was ist hiervon die Folge? Die Folge, die es, so lange die Welt steht, gehabt hat, daß die Unwissenheit immer grösser, die Beobachtung der Gebräuche die vorzüglichste Heiligkeit, die Versäumung derselben das größte Verbrechen, und Mäßigung und Menschenliebe dagegen bloß bürgerliche Pflichten oder philosophische Tugenden werden, deren Uebertretung durch jene heiligern Uebungen leicht versöhnet werden könne. Und wenn dieser Fanaticismus endlich Priester und Volk eingenommen, wer soll das Volk davon zurück bringen? Jene gewiß zuletzt. Und die traurigste Folge von allen ist diese, daß die Religion, die das geseg-

nete

nete Band einer allgemeinen Wohlthätigkeit und Menschenliebe seyn soll, durch das übertriebene Verdienst der Gebräuche so gar das unglückliche Mittel wird, den Menschenhaß zu nähren, den Verfolgungsgeist zu reizen, Nationen gegen Nationen, Bürger gegen Mitbürger zu waffnen, und die gefährlichsten Gährungen in den Staaten zu unterhalten, die bey der geringsten Veranlassung in Flammen ausbrechen, zu deren Löschung allemal so viel Ströme von Blut erfordert werden. Denn wo das Volk einmal die Verehrung Gottes und den Werth der Religion nach der Menge und der Kostbarkeit der Gebräuche abmißt, da wird es nothwendig alle die, bey denen es andre oder wenigere antrift, mit Abscheu als Feinde und Verächter seines Gottes ansehen; es wird sich eine gottesdienstliche Pflicht daraus machen, sie zu hassen; es wird alle Duldung und freundschaftliche Verbindung mit ihnen für eine Verrätherey gegen Gott halten; und wie sollten die des Scheiterhaufens nicht würdig seyn, die schon gewisse Opfer der Hölle sind? Und so wird selbst diejenige Religion, die wegen ihrer göttlichen Heiterkeit und Wohlthätigkeit sich, wie das Licht verbreiten wurde, und deren Carakter nach der Absicht

ihres göttlichen Stifters die Simplicität seyn sollte, damit sie sich über den ganzen Erdboden verbreiten, und die Menschen aus allen Gegenden der Welt, da sie durch das Clima, ihre Sitten und Verfassungen getrennet sind, in sich wieder vereinigen möchte; so wird eben diese ihrer Natur nach liebenswürdigste Religion die gehässigste, die fürchterlichste, vor der alles flieht, die durch ihren Pracht und Verfolgungsgeist sich überall, wo sie hinkömmt, selbst den Weg versperret, den sie mit Feuer und Schwerdt sich wieder öffnen muß, und die selbst denen Ländern, welche sie aufnehmen, wegen ihrer Kostbarkeit unerträglich wird. Denn eine Religion, die eine zu kostbare Polizey, viel müßige Diener, und viel müßige Tage erfordert, passet sich nicht für alle Staaten. Diese können in Umstände kommen, die eine sparsamere Einrichtung darinn nöthig machen, und so ist die geringste Reformation mit den drohendsten Revolutionen verbunden. Wie sicher ist hergegen die Religion, deren Grund die Erkenntniß Gottes und seines Willens, deren Gesetz Mäßigung und Menschenliebe, und deren Ziel die Ewigkeit ist, wenn sie in diesen Gränzen ihrer ursprünglichen Simplicität sich erhält! Diese braucht

nirgend

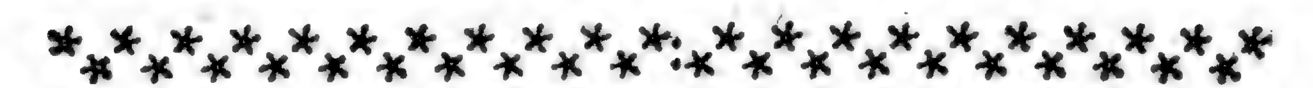
nirgend einen besondern Staat zu errichten, keine grosse Hierarchien, keine kostbare Polizeyen. Sie braucht nur Unterricht; Unterricht, den der Weise mit Ehrerbietung anhöret, und der Einfältige freudig fühlet. Denn ihr Wesen ist Empfindung, Empfindung von Ehrfurcht, von Vertrauen, von Liebe Gottes. Diese läßt die Staaten, was sie sind; diese mögen sich ändern, sie bleibt, was sie ist; sie wird den Aermern nicht zur Last, den Reichern nicht gefährlich, und ist von beyden die Stütze. Von Liebe für die Ehre Gottes und für die Wohlfahrt der Menschen getrieben, sucht sie sich auch zu verbreiten; sie sieht die Irrthümer und die Unwissenheit mit Betrübniß, aber sie läßt der Menschheit ihre Rechte. Sie will die Gewissen nicht beherrschen, sie will sich durch ihr sanftes wohlthätiges Licht gefällig machen; als eine Tochter des Himmels, hält sie es für ihren ersten Beruf, wo sie sich niederläßt, ihren göttlichen Frieden zu verbreiten.

Aber Moses hatte in seiner Religion viele prächtige Gebräuche, viele Local- viele Polizeygesetze. Ganz recht, und hier sind sie der Beweis von der Weisheit ihres Stifters. Die Religion muß der

Lage der Welt und der Menschheit immer gleich seyn. Eine erwachsene Vernunft in der Kindheit wäre eine Vollkommenheit ohne Endzweck. Zu Mosis Zeiten waren die Menschheit und die Vernunft noch in ihrer Kindheit. Die Menschen fiengen erst an, aus ihrer ersten rauhen Wildheit sich in grössre Gesellschaften zu vereinigen, und der Staat, den Moses errichtete, war selbst einer von den ersten. Kein Licht, das die Vernunft zu einer erleuchtetern Religion hätte vorbereiten können, war noch da. Er mußte sich begnügen, nur die ersten Grundbegriffe bey seinem Volke festzusetzen; die höhern, welche die nachfolgenden Zeiten bey einem hellern Lichte erkennen sollteu, hielt er noch im Schatten; sein Volk war dafür noch zu rauh; es mußte durch die Menge sinnlicher Beschäftigungen und Gebräuche noch in einer Art von Knechtschaft gehalten werden; und die Strenge der Gesetze mnßte der schwächern Erleuchtung zu Hülfe kommen. Aber deßwegen war es auch die Absicht nie, daß diese Religion je allgemein werden sollte; sie war mit der größten Klugheit für dieß Volk allein, für dessen Gegend und enge Gränzen berechnet; auch sollte sie nicht länger dauren,

als

als bis der Zustand der Welt die Menschen zu einer erleuchtetern allgemeinen Religion fähig machte, nach welcher sie Gott im Geist und in der Wahrheit, und in allen Gegenden der Welt in einerley Geiste dienen sollten. Sollte nun diese wieder in eine mosaische Polizey eingekleidet werden? Dieß hiesse, der Vernunft den Leitzaum der Kindheit wieder anlegen, und das Licht des Mittags in die Morgendämmerung zurück versenken.



Neunte Betrachtung.

Von dem Verhältnisse der Religion gegen Unglauben und Aberglauben.

Nun kennen wir unsere ganze Religion, unsere ganze Bestimmung. Wir sollen rechtschaffen seyn, das ist, wir sollen das seyn, was wir nach unserm Verhältnisse gegen Gott, nach der Verbindung mit unsern vernünftigen Mitgeschöpfen, und nach unserer eigenen vernünftigen Natur, seyn sollen. Hierzu soll unsre ganze Seele eingerichtet seyn; Alle Anweisung, welche die Ordnung der Natur uns dazu giebt, alles, was uns die Vernunft als gut darstellet,

let, sollen wir dazu anwenden. Unsre Vergeltung dafür ist die Ruhe, die grosse Beruhigung, daß wir uns des Wohlgefallens dieses höchsten Wesens dafür bis in die Ewigkeit versichern können.

Uebersehen Sie jetzt die Wahrheiten, worauf diese beyden Sätze sich gründen, mit einem prüfenden Blicke noch einmal. Ist das Object zu geringe, ist die Forderung zu strenge, ist sie zu unnatürlich, sind die Bewegungsgründe zu unedel, sind sie zu schwach, ist der Endzweck zu niedrig? Bieten Sie alle Kräfte Ihrer Seele auf, um sie noch einmal zu prüfen; wir stehen hier an den Gränzen des Christenthums. Denn sind sie wahr, so können sie sich auch ferner nicht mehr wegern, ein Christ zu seyn. Das Christenthum hat keine andere Grundsätze; es ist in seinen Gründen nur heller, in seinen Forderungen dringender, in seinen Verheissungen gewisser; es läßt Ihnen nur weniger Zweifel, weniger Entschuldigungen übrig, es bereitet Sie besser, es bietet Ihnen stärkere Hülfe an.

Ist es der Vernunft zu dunkel, daß die Welt von einem vernünftigen weisen Wesen ihren Ursprung hat; oder hat ein blindes Ungefähr, eine ewig todte Nothwendigkeit für sie etwas erleuchtenders?

ders? Ist es zu widersprechend, daß dieser weise Schöpfer die Welt bey ihrer Fortdauer in der Ordnung erhält, die er bey ihrer Schöpfung nach seiner Weisheit gewählet hat? Ist es für diesen unendlichen Geist zu erniedrigend, daß auch die einzelnen Geschöpfe mit ihren Veränderungen und Handlungen in seinem Verstande gegenwärtig sind? Ist es ihm zu unanständig, wenn er von seinen moralischen Geschöpfen fordert, daß sie den weisen Absichten seiner Schöpfung und der vernünftigen Natur, die er ihnen anerschaffen, gemäß leben? Oder hat die Vernunft ein Recht, sich über diese Forderung zu beschwären? Oder ist die Aussicht in eine Ewigkeit zu beleidigend; hat eine ewige Nacht etwas beruhigenders, als ein ewiger Fortgang zu einer immer grössern Vollkommenheit; harmoniret eine ewige Vernichtung mehr mit unser Natur; giebt sie uns edlere Triebe?

Es ist hier Zeit den Unglauben und den Aberglauben kennen zu lernen: Den Unglauben, der diese Wahrheit läugnet; den Aberglauben, der ihnen ihre wohlthätige Fruchtbarkeit nimmt.

Der Unglaube, heutiges Tages vorzugsweise Philosophie genannt, hat nicht immer einerley Gestalt;

stalt; es ist Gellerts Hut. Im vorigen Jahrhundert war es Mode, Gott unmittelbar zu läugnen; sie hat sich in dem jetzigen geändert. Man nennet Gott, aber man weiß sich schadlos zu halten. Man nennet ihn den Schöpfer der Welt; aber man nimmt bey dem Ursprunge der Welt so viel unabhängige, anziehende, zurückstossende, formende Kräfte an, daß vom Schöpfer nichts als der Name übrig bleibt. Man nennet ihn; aber, ausser seiner Existenz, behauptet man, nichts mit Gewißheit von ihm zu kennen. Man nennet ihn; aber man bestreitet seine geistige Natur, in der Hofnung, ihn in der ewigen Materie zu verlieren. Man nennet ihn; aber man weiset ihn aus der Schöpfung in eine Gegend, wo man ihn nicht mehr denken kan. Das System bleibt immer dasselbe; das Verhältniß gegen dieß höchste Wesen hört allemal auf; der Mensch hat kein Gesetz, keinen Richter; von dem Gesetze, das er zu haben vorgiebt, bleibt er wenigstens allezeit Meister.

Ob es bey der Erleuchtung unsrer jetzigen Zeit möglich sey, mit einem gesunden Verstande und redlichen Herzen ungläubig zu seyn, diese Untersuchung müssen wir übergehen. Sie bringt der Menschheit zu wenig Ehre, und wir möchten die Liebe beleidigen,

die wir ihrer Schwachheit schuldig sind. Die Rede ist von einem gesunden Verstande und rechtschaffenen Herzen. Jenen müssen Sie gleich davon ausnehmen, er ist es bloß aus Dummheit; sein Verstand hat sich nie so weit erhoben, daß er an den Urheber der Welt, oder an seine Bestimmung gedacht hätte; er hat kaum so viel, daß er sich auf einige Spiele und Gebehrden hat abrichten können; er spricht Unglauben und Gotteslästerung, aber es sind leere Töne, die er ohne Seele, wie das Echo, nachhallet; er verdienet Ihr Mitleiden.

Auch jenes Thier verdienet nicht darunter gezählt zu werden. Nach der Anlage seiner Fähigkeiten hätte er ein Mensch werden können, aber sie sind längst in den niedrigsten Lastern erstickt. Seine ganze Glückseligkeit ist jetzt ohne Gefühl von Vernunft und Gewissen sich nur immer mehr zum Vieh zu machen: Deßwegen ermüdet er sich so mit seinen Unmäßigkeiten; den Geschmack hat er längst dafür verlohren, aber er zittert vor allen den nüchternen Zwischenräumen, da die Menschlichkeit sich noch bey ihm regen könnte, und seinen Lastern trauet ers allein nicht zu, sein Gewissen völlig zu dämpfen. Das Thier wird ein Deist, er sucht Gotteslästerer auf; nun ist er ruhig,

hig, er triumphiret; es ist kein Gott, er hat keine Seele, er ist im Tode nichts besser als ein ander Thier, seine Philosophen haben es ihm bewiesen.

Nehmen Sie jenes hirnlose Mittelgeschöpf auch noch in diese Classe. Er muß vom Bel air seyn; Unverschämtheit in Lastern giebt dieses allein nicht, er muß ein Philosoph seyn; ein Philosoph ist ein Mensch, der sich vom Pöbel dadurch unterscheidet, daß ers nicht glaubt; er verschreibt sich den Esprit und ein Dictionaire portatif; stärkers, zusammenhängenders hat er nie was gelesen; er versuchts; er fängt an über die Religion zu spotten; es geht, er wundert sich selbst über seine Talente; er spricht Gotteslästerungen; von ungefähr sieht er im Spiegel, daß sein Lackey hinter ihm sich entfärbet; nun ist er ein Philosoph.

Lassen Sie sich auch durch jene hohe philosophische Mine nicht irre machen. Es ist nur eine Maske; der Kopf, den sie deckt, ist eben so leer, das Herz eben so niedrig und schwarz. Der Ton ist indessen der hohen Mine gleich: Um die Wahrheit so viel sicherer zu finden, sucht er sie selbst in ihren ersten Quellen auf, er liest die Alten alle in ihren Grundsprache; aber je mehr er forscht, je mehr wird er

über-

überzeugt, daß ausser der Materie nichts möglich ist; Plato ist sein Lieblingsautor. — Der Unwürdige verdient Ihre ganze Verachtung.

Indessen bleibt es möglich, daß die Wahrheit auch einem gesunden Verstande und unschuldigen Herzen in ihrem rechten Lichte nicht sichtbar werde. Unglückliche Eindrücke der Jugend, ein unzulänglicher Unterricht, ein zu sicher angenommener irriger Grundsatz, ein falscher Gesichtspunkt der Wahrheit, ein überraschender Witz, betäubende Zerstreuungen, ein nicht genug bemerkter Hang des Herzens; — Wer kann alle mögliche Veranlassungen angeben, die einen menschlichen Verstand blenden können? Aber ein solcher wird mit seinem Unglauben nie triumphiren, noch weniger wird er sich einen Beruf daraus machen, ihn auszubreiten. Die Religion muß ihm wenigstens wegen ihres wohlthätigen Einflusses allemal heilig seyn, und wenn er ein Menschenfreund ist, wird er für ihre Erhaltung selber sorgen. Seine Zweifel werden ihm nie, als nur gegen seinen geheimsten Freund, entwischen; mit einem geheimen Kummer wird er die glückliche Ueberzeugung andrer ansehn, und er würde sich für den unwürdigsten Menschenfeind halten, wenn er

 diese

diese in ihrer glücklichen Ruhe durch seine Zweifel stören sollte. Wir dürfen ihn nicht richten, er gehöret für den Richterstuhl seines Schöpfers; der kann es allein bestimmen, wie viel der Irrthum eines Menschen schuld ist; der wird ihn mit Weisheit und Liebe richten; wir wollen für ihn bethen; Gott kann ihn noch erleuchten.

Aber wenn der Ungläubige anfängt zu dogmatisiren; wenn er sich ein Geschäfft daraus macht, Proselyten zu machen; wenn er die Einfältigen zu überreden sucht, daß sein Unglaube die richtige Weisheit sey; wenn er die Wahrheit verächtlich, wenn er sie lächerlich zu machen sucht; wenn er bitter gegen sie wird; wenn ein geheimer Haß gegen die Tugend durchscheinet: — Dieser Unglaube kömmt gewiß aus einem verwundeten bösen Herzen, und nun verdient er die strengste Prüfung der Vernunft; denn die Menschheit ist aufs äusserste dabey intereßiret.

Hören Sie ihn sprechen. Gott, Vorsehung, Unterschied des Guten und Bösen, zukünftiges Leben, die ganze Religion ist ein Gedicht, das allenfalls gut genug ist, den Pöbel im Zaume zu halten. Der Philosoph, der dieß Geheimniß verstehe, und die Natur der Dinge besser einsehe, lasse sich dadurch

nicht

nicht schrecken; er finde in seiner Klugheit Mittel genug, auch ohne Glauben an eine Vorsehung, seine Absichten zu erreichen; er habe in sich edlere Bewegungsgründe zur Tugend, ohne daß er durch die Gnade Gottes nöthig habe, sich dazu erwecken zu lassen; dabey geniesse ein Geist, durch die Philosophie gestärkt, die Vorrechte seiner Natur unbekümmert, und lasse sich durch die knechtischen Vorstellungen eines zukünftigen Gerichts und einer Ewigkeit in seiner Ruhe nicht stören. Die Sprache ist prächtig; Sie sollen ein Philosoph, ein starker Geist werden. Es ist der Mühe werth, daß wir mit den Vorzügen dieser erhabnen Phisophie näher bekannt zu werden suchen. Was sind sie? Lehret sie uns den Zusammenhang der Wahrheit mit mehrerer Scharfsinnigkeit einsehen? Lehret sie uns die Natur der Dinge und ihre Gesetze besser kennen? Hierinn kann sie nicht bestehen, alles was die Welt hiervon bis jetzt noch weiß, das hat sie den aufrichtigsten Bekennern der Religion noch allein zu danken. Grotius, Puffendorf, Leibnitz, Wolff, Locke, Newton, Boyle, Boerhave, Haller, Hollmann, Sulzer, keiner von diesen hat sich aus Furcht vor der Inquisition zur Religion bekannt; keiner von ihnen

 ist

ist durch geistliche Pfründen bestochen, die Welt im Aberglauben zu erhalten; sie hätten wenigstens alle sicher schweigen können, und dennoch haben sie es sich alle zum Berufe und zur Ehre gemacht, selbst die Wahrheit und Vortreflichkeit der christlichen Religion öffentlich zu vertheidigen. In so weit sie also vorzugsweise die Philosophie ist, so müssen ihre Vorzüge unmittelbar in der Verläugnung eines höchsten Wesens, eines Schöpfers, einer Ewigkeit bestehen. Aber wo ist nun die gepriesene Erleuchtung? Wird meine Einsicht nun dadurch, daß ich mir nirgend eine erste Ursache gedenke, auf einmal so viel aufgeklärter? Finde ich in der Vorstellung einer ewig todten Materie die Gesetze der Natur deutlicher erkläret, finde ich ihre Geheimnisse leichter entwickelt? Ist denn die Kunst, die nichts als einreissen kann, so viel edler und erhabner, als die Architectur?

Ich soll ein stärkerer Geist seyn? Bin ich dieß nun auf einmal, wenn ich mich für eine Maschine halte? Bin ich mir nun so viel wichtiger, wenn ich meine vernünftige Natur mit dem Ende meines Lebens auf ewig vernichtet glaube; fühle ich mich dadurch von so viel edlern Trieben belebt? Oder wer-

de

de ich mir dadurch verächtlicher, daß ich ein unendlich vernünftiges Wesen über mir erkenne? Werde ich durch die Verläugnung einer Vorsehung ein unumschränkterer Herr meiner Schicksale; habe ich den Lauf der Dinge und der Mittelursachen, die zur Beförderung meiner Absichten nöthig sind, mehr in meiner Gewalt? Und ist es denn für einen Menschen so was erniedrigendes, sich um die Gnade des Schöpfers der Welt zu bekümmern? Und gesetzt, ich fürchtete ihn, würde ich dadurch auf einmal der kleine Geist? Die Philosophie sagt, ich soll aus edlen Trieben tugendhaft seyn; die Religion sagts auch; ich soll aus Liebe zu diesem höchsten Wesen mich bestreben, demselben in seiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu werden; dieß soll ich in einem von Weisheit geleiteten allgemeinen Wohlwollen und einer vernünftigen Beherrschung meiner sinnlichen Neigungen beweisen. Ist dieß zu unedel? — Aber der Philosoph ist freyer; in seiner Philosophie findet die Natur ihre Rechte wieder; sie macht den Menschen von den knechtischen Banden des Aberglaubens los, sie läßt ihn die Welt besser geniessen, dämpft das Gewissen, und sichert ihn gegen dessen unbescheidene Unruhen. Sie verspricht

 uns

uns eine grössere Freyheit? Aber was ist sie? Ist sie dieß, daß wir uns allen unsern Trieben blindlings überlassen, oder daß wir aus eigner Wahl uns nur die erlauben, die wir für anständig, für billig, für rechtmäßig halten? Die letztern sind die Gränzen, welche die Religion uns setzt. Aber sie läßt uns das Vergnügen des Lebens besser geniessen. Dieß thut die Religion unendlich mehr. Ihre ganze Natur besteht in der Anweisung zur vollkommensten Zufriedenheit. Die Vergnügen des Lebens schließt sie hiervon nicht aus; sie macht es uns zur Pflicht, sie zu geniessen, zur Pflicht, uns dadurch zur Empfindung der Güte unsers Gottes zu erwecken; sie will nur, daß wir sie rein, voll, ohne Furcht, ohne Vorwurf geniessen; deßwegen setzet sie uns da die Schranken, wo unsere Gesundheit, unsere Ehre, unsere Ruhe, unser Vertrauen bey der Welt, die größre Wohlfahrt unserer Nebenmenschen, und unsere höhere Bestimmung darüber in Gefahr kommen könnten. — Diese Schranken, es ist nicht zu läugnen, fordern ihre grossen Ueberwindungen, aber dafür bietet sie uns auch die mächtigsten Hülfen an. Die heroische Philosophie erspart Ihnen diese Hülfen zwar, auch die Ueber-

windun-

windungen; denn sie kennet dergleichen Schranken nicht, sie läßt den Begierden, so weit sie reichen, alle Freyheit; Gesetze der Natur, Gesetze des Wohlstandes, die Wohlfahrt, die Ehre und Freude anderer Menschen, sie giebt Ihnen alles Preis: Aber was giebt sie für Versicherungen für Ihre Ehre, für die Würde Ihres Caracters, für die Heiterkeit Ihrer Seele, für Ihre künftige Zufriedenheit? Und würden Sie nie satt werden, würden die Sinne nie stumpf werden, würden Sie sich nicht überleben, würden Sie Ihre Natur in dem Grade verläugnen können, daß Sie sich nicht einmal mit Schrecken ansähen? Und gesetzt, Sie betäubten sich auf eine Zeitlang; würden die Vorstellungen von einem Gott, von einer Ewigkeit nie wieder aufwachen? Soll diese Philosophie die gepriesene Stärke geben, so muß sie ihrem Schüler zugleich diese zwey Sücke leisten: Sie muß ihm den Muth geben, zu rechter Zeit zu sterben; aber ehe sie ihn diesen bedenklichen Schritt thun läßt, muß sie ihm beweisen, (ich sage beweisen; willkürliche Sätze, witzige Wortspiele, entscheidende grosse Worte gelten nicht;) sie muß ihm deutlich beweisen, daß das allerhöchste Wesen unmöglich ein lebendiges ver-

 nünfti-

nünftiges Wesen seyn könne; wenigstens beweisen, daß wenn auch ein solches Wesen ist, es sich um seine Geschöpfe nicht bekümmere, daß es in seiner Allgegenwart nicht sehen wolle, daß die Ehre seines Gesetzes, die Tugend, die Empfindung der Menschlichkeit, die er durch seine vergiftenden Lehren, durch sein ansteckendes Exempel auszurotten gesucht, nicht rächen wolle. Hiervon muß sie ihn überzeugen, so überzeugen, daß die Vernunft ihn darüber nie beunruhigen könne; so, daß er sein Gewissen darüber allemal in seiner Gewalt habe; so, daß er sich auch die Möglichkeit davon nie denken könne. Sonst verfluche er die Philosophie; denn die Zeit kömmt, sie ist da, daß diese Wahrheiten entschieden werden müssen; die letzte Stunde rückt heran, der matte Pulsschlag verkündigt sie, die Thore der Ewigkeit öffnen sich; das Gewissen wacht mit Schrecken auf, die ehmaligen künstlichen Einschläferungen helfen nicht mehr, es fängt an mit einer erschrecklichen Stimme zu sprechen, es dringt durch alle ehmals so bezaubernde Stimmen der Sirenen, es will die Entscheidung haben; die Phantasie schaudert vor dem schwarzen Gemälde des verflossenen Lebens zurück, der scherzende Witz verwandelt sich in Convul-

sionen,

sionen, die heroischen Grundsätze fangen an zu wanken. Nun ist es Zeit, die höchste Zeit, dem Weisen zu rufen, daß er die versprochene Ruhe gebe. Sie ist da, die entscheidende Stunde, der Puls zieht sich schon zurück, das Herz zittert nur noch aus Verzweiflung. Nun ist es Zeit, daß ers ihm beweise, daß das Gewissen nur eine Einbildung sey, daß der Schöpfer ihn nie gekannt, daß er die Bemühungen, die Tugend aus der Welt zu verbannen, die schwarzen Bemühungen, alle Laster triumphiren zu machen, nie bemerkt, daß er die vielen unschuldigen Opfer des Stolzes, des Neides, der Ueppigkeit nicht rächen wolle; daß er es ihm jetzt zu seinem Trost beweise; (denn nun würde es ein Trost,) daß er nicht besser wie ein Thier sterbe.— Er ist schon todt.

Sehen Sie dagegen den Weisen, den die Religion gebildet hat. Er ist ein Mensch, wie jener. Durch seine Religion ist er äusserlich nichts glücklicher, und sein Vertrauen zu einer Vorsehung befreyet ihn von dem ordentlichen Laufe des Dinge und den damit verknüpften Widerwärtigkeiten nichts mehr: Aber sein Glaube, daß sie von einer weisen und gütigen Vorsehung geleitet werden, die ihn nie

aus den Augen lasse, macht sie ihm unendlich erträglicher; und er glaubt es nicht allein, er weiß es aus der ganzen Geschichte seines Lebens, wie wohlthätig sie ihm gewesen sind. Das Gefühl der gegenwärtigen Last preßt ihm zuweilen den Wunsch aus, davon befreyt und glücklicher zu seyn; aber so bald er an seine Erfahrung zurück denkt, und das viele Gute ansieht, was er dagegen wirklich hat, so wagt er es nicht, seinen Wunsch zu verfolgen. Denn er hat dabey auch seine Freuden. Sie sind vielleicht nicht so reich, so blendend, so laut, wie jenes seine. Aber dafür genießt er sie mit Empfindungen, die in jenes Herz gar nicht kommen; denn er genießt sie, als ihm zugedachte Wohlthaten Gottes, die er ohne Vorwurf, ohne Furcht, die er mit Bewußtseyn, die er ganz geniessen darf, die ihm immer neu sind, denen ihre Unschuld immer neue Reize giebt; Freuden, wobey er Gott denken darf; denn er genießt sie mit der Mäßigung, welche die Religion ihm vorschreibt. Diese Einschränkung ist seinen natürlichen Neigungen eben so unangenehm, als sie dem Ungläubigen ist, und er hat nun mehr als zu oft Ursache, ihre Gewalt und seine Schwäche mit geheimem Kummer zu beseufzen. Aber er

behält

behält wenigstens den ernstlichen Wunsch, zu ihrer sichern Beherrschung nach und nach zu kommen; die einzelnen kleinen Siege, die er durch die beständige Betrachtung der Bewegungsgründe der Religion über sich erhält, geben ihm immer mehrern Muth, und die immer freudigere Versicherung von dem Wohlgefallen Gottes giebt ihm nach und nach diejenige glückliche Fassung der Seele, die über alle Scenen seines Lebens eine Heiterkeit und Freude verbreitet, welche der Ungläubige bey aller seiner gepriesenen Glückseligkeit gar nicht kennet; eine Freude, die nicht von der Lebhaftigkeit der Sinne, noch von den Umständen des Lebens abhängt, die sich nie erschöpft, nie ermüdet, immer neue Erquikung hat; die, wenn der Ungläubige den seinen athemlos nachläuft, ihre Quelle in sich selbst hat; die ihren Freund nie verläßt, mit ihm aufs Feld geht, ihn auf seinen Reisen begleitet, unter allen Stürmen des Lebens neuen Muth giebt, zu seiner Erquickung ihm in allen seinen Geschäften folgt, und ihn mit neuem Reize zu Hause immer wieder empfängt; die noch Freude bleibt, wenn alle äussere Empfindungen stumpf werden; die, wenn der Ungläubige keine mehr kennet, keine mehr hoffen darf,

Freude bleibt; die, wenn jenen alles niederschlägt, wenn er bey der Annäherung seines Endes mit Verzweiflung ringt, ihm durch ihre größre Heiterkeit den Uebergang zu seiner höhern Bestimmung ankündigt. Diese für ihn so wichtige Stunde kömmt auch; ernsthaft sieht er noch einmal in sein voriges Leben von dieser letzten Stufe zurück. Vor Wehmuth und Scham wagt er es kaum, seine Augen aufzuthun; denn er sieht überall die demüthigendsten Spuren seiner Menschheit, Uebereilung und Ausschweifungen in der Jugend, Fehler in männlichen Jahren, Schwachheiten und Gebrechen im Alter. Zwar hört er zu seinem Troste keine Flüche, keine Seufzer: Aber dieß ist ihm nicht Beruhigung genug; er hätte seinen Gott viel treuer, viel eifriger lieben können, er hätte sein Leben weit wohlthätiger machen können. Dieß schmerzt ihn, und um so viel als möglich mit seinen Thränen noch dafür zu büssen, will er sie in seinem Gewissen mit noch grösserer Strenge aufsuchen: Aber durch ein unbegreisliches Geheimniß der göttlichen Liebe findet er sie nicht mehr; seine Angst verwandelt sich in eine unaussprechliche Ruhe; er fühlet sich einen Freund Gottes; zugleich öffnen sich die Thore der

Ewigkeit. — Welche Entzückung! Was für Wunder der Liebe! Alle seine Sinne sind zu schwach, sie zu fassen, seine Vernunft hat sie sich so nie gedacht; hier fühlt er die ganze Würde seiner Natur, er sieht die Stufen der Herrlichkeit, wozu sie erhaben werden soll, vor sich; sein Geist sehnt sich, von den Banden erlöset zu werden, die ihn noch zurück halten; der selige Augenblick kömmt, er ist da, er stirbt! Wer ist der Weise?

Es ist eben so wichtig, auch den Aberglauben kennen zu lernen. Ich verstehe unter dem Aberglauben alle Zusätze, die ohne Erkenntniß und Prüfung als wesentliche Stücke der Religion angenommen werden, und weder in unsere Rechtschaffenheit, noch in unsere Beruhigung einen wesentlichen Einfluß haben. Man sieht hieraus gleich, daß der Aberglaube seine vielen Stufen haben kann, die der Unglaube nicht hat. Dieser ist sich allezeit gleich, und ist der Religion und der Societät allezeit unmittelbar gleich gefährlich. Denn er möchte einen Gott erkennen, und die Vorsehung läugnen; oder er möchte diese mit bekennen, und ein zukünftiges Leben läugnen: So läugnet er allemal das Ganze; denn er hebt die Verbindlichkeit zwischen sich und

dem höchsten Wesen auf, und giebt sich dadurch das Recht, so viel Böses zu thun, als er mit Sicherheit thun kan. Der Aberglaube besteht hergegen vielleicht nur aus solchen Zusätzen, die in das Wesen der Religion keinen unmittelbar schädlichen Einfluß haben; indessen bleibt er ihr dennoch, auch wo er der unschuldigste ist, allemal gefährlich, und ist der Würde unserer Natur immer unanständig. Unsre Vernunft ist das erste grosse Vorrecht unsrer Natur, wodurch der Schöpfer uns über alle andre Geschöpfe erhaben hat, wodurch wir ihm ähnlich, wohlthätig wie Er, vollkommen wie Er werden, und ewig zu einer grössern Vollkommenheit und Seligkeit fortgehen können.

Die Verläugnung dieser Würde ist allezeit das größte Verbrechen, dessen wir uns schuldig machen können; und wo wäre es unverantwortlicher, als in der Religion? Der Aberglaube läßt uns zwar das Gefühl von einer Religion; er hat seine Heiligung und seine Beruhigung; aber was hilft dieß blinde Gefühl, so lange wir durch unsre Blindheit in Gefahr sind, uns solche Sätze aufbürden zu lassen, die uns weder mit Erleuchtung wohlthätiger, noch ruhiger machen? Gegen den Unglauben empöret

pöret sich die Vernunft auch allemal eher, weil er ihr die Empfindungen nehmen will, die von ihrer Natur sich nicht trennen lassen; da hergegen der Aberglaube, indem er das blinde Gefühl davon läßt, unvermerkt zu eben so gefährlichen Verblendungen führet, und den Unglauben allemal in seinem Gefolge hat. Aller Unsinn der Abgötterey, alle Greuel des Fanaticismus sind aus diesem blinden Gefühl entstanden. Die gute Absicht schützet hiebey nicht. Aus böser Absicht ist nie, auch der unsinnigste Aberglaube erdichtet; der Betrug kömmt erst hinter her, wenn der Stolz und der Eigennutz ihren Vortheil dabey sehen, und denselben behaupten wollen. Und wenn die Zusätze anfangs noch so unschuldig sind, so werden sie früh oder spät der Religion doch allemal gefährlich. Der grosse Carakter der Religion ist ihre Allgemeinheit. Sie muß für alle Menschen und Fähigkeiten seyn; sie muß für alle Zeiten und Stände seyn; sie muß zur allgemeinen Vollkommenheit führen, so weit die menschliche Natur und die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft es leiden. Dieß ist ihre Gränze; und so bald der Mensch vorwitzig oder kühn genug ist, hierüber gehen zu wollen, so nimmt er ihr diesen gött-

lichen

lichen Carakter, und verwandlet sie entweder in eine gränzenlose speculativische Gedächtnißwissenschaft, oder in eine Mythologie, wovon dieß die unausbleibliche Folge ist, daß sie mit jener ihre göttliche Fruchtbarkeit, und mit dieser in den Augen der Vernunft alle ihre göttliche Würde verlieret. Dieß Recht läßt die Religion dem Menschen ungekränkt, daß er mit seiner Vernunft, so weit ihre Kräfte reichen, ihren Wahrheiten nachforscht. Dummheit kann nie Religion werden. Und wie könnte es ein Verdienst um die Religion werden, diejenige Fähigkeit zu verläugnen, wodurch uns Gott einer Religion hat fähig machen wollen? Ich darf daher alle die Entdeckungen, welche die Philosophie, die Kenntniß der Natur, und das ganze Licht meiner Zeit mir zu meiner Erleuchtung darbieten, sicher zu Hülfe nehmen. Die Religion forderts, daß ich sie zu Hülfe nehme. Ich bin es der Ehre Gottes, ich bin es mir, ich bin es meinen Mitbekennern, wir sind es uns unter einander schuldig, daß wir durch alle diese Hülfen, welche die Vorsehung zur mehrern Erleuchtung der Welt veranstaltet, von der Wahrheit und Göttlichkeit unserer Religion uns immer mehr zu überzeugen und dadurch

lichen Charakter, und verwandlet sie entweder in eine gränzenlose speculativische Gedächtnißwissenschaft, oder in eine Mythologie; wovon dieß die unausbleibliche Folge ist, daß sie mit jener ihre göttliche Fruchtbarkeit, und mit dieser in den Augen der Vernunft alle ihre göttliche Würde verlieret. Dieß Recht läßt die Religion dem Menschen ungekränkt, daß er mit seiner Vernunft, so weit ihre Kräfte reichen, ihren Wahrheiten nachforsche. Dummheit kann nie Religion werden. Und wie könnte es ein Verdienst um die Religion werden, diejenige Fähigkeit zu verläugnen, wodurch uns Gott einer Religion hat fähig machen wollen? Ich darf daher alle die Entdeckungen, welche die Philosophie, die Kenntniß der Natur, und das ganze Licht meiner Zeit mir zu meiner Erleuchtung darbieten, sicher zu Hülfe nehmen. Die Religion foderts, daß ich sie zu Hülfe nehme. Ich bin es der Ehre Gottes, ich bin es mir, ich bin es meinen Mitbekennern, wir sind es uns unter einander schuldig, daß wir durch alle diese Hülfe, welche die Vorsehung zur mehrern Erleuchtung der Welt veranstaltet, von der Wahrheit und Göttlichkeit unserer Religion uns immer mehr zu überzeugen und

 da-

dadurch zu einer immer grössern Rechtschaffenheit und Freudigkeit einander zu erwecken suchen. Auch kan ich dieß noch als keinen Misbrauch meiner Vernunft ansehen, wenn ich in dieser Absicht mit meiner Einbildung in die höhern Sphären meiner künftigen verklärtern Aussicht mich erhebet, und den Geheimnissen meiner dort mir aufbehaltenen Vollkommenheit mit meinen schwachen lüsternen Blicken mich zu nähern suche. Aber meiner Vernunft und Einbildung müssen die Gränzen der Religion selbst allemal heilig bleiben. Meine Einsichten und Erklärungen können mir einleuchtend, wahr und wichtig scheinen; aber dem andern sind sie vielleicht dunkel, schwach und anstößig: Welche Verwegenheit, wenn ich mir es einfallen liesse, sie der Religion, als wesentlich, zuzufügen, und sie andern, als solche, vorzuschreiben oder aufzudringen! Eine jede Vernunft hat das Recht, für sich selbst zu denken, und die einfältigste hat das Recht, den Grund ihrer Religion selber sehen zu wollen. Unter dem Namen göttlicher Befehle fordere ich Pflichten und Ueberwindungen von ihr; unter diesem Namen Gottes gebe ich ihr Verheissungen; und ich will sie von beyden den Grund nicht sehen lassen; wie grausam! Religion

gion ohne Erkenntniß ist Menschheit ohne Vernunft; wenn ich das letztere wegnehme, was bleibt von dem ersten übrig? Ja wenn die Religion in nichts als leeren Formeln oder Gebräuchen bestünde, so wäre die Erkenntniß entbehrlich. Aber soll sie dem Menschen die Anweisung, die Ermunterung und die Triebe zu einer wahren Rechtschaffenheit geben, so ist sie nur so weit Religion, als sie erkannt wird; denn wo ich nichts mehr denke, da hört alles auf. Die Einwendung, der Mensch habe die Fähigkeit dazu nicht, ist die Sprache der Tyranney. Man mache sie so simpel, daß der Einfältige sie fassen kann; mehr fordert Gott von ihm nicht. Und welche menschliche Vernunft ist so schwach, daß sie nicht, so viel als wesentlich zu ihrer Rechtschaffenheit und Beruhigung gehört, von der Religion sollte fassen können? Wo ist der Einfältige, der nicht zur Erkenntniß, zum Vertrauen, zur Verehrung und Liebe des weisen und gütigen Vaters der Natur geleitet, der auf die Empfindungen des Wohlwollens und der Menschenliebe, die in seiner Natur liegen, nicht aufmerksam gemacht werden könnte, und wie sollten ihm bey diesen Empfindungen die Gründe zu seiner Beruhigung nicht faßlich werden? Scheint die Vernunft anfangs

zu

zu stumpf und zu träge, so ist es nicht die Schuld ihres Schöpfers, es ist die Schuld des Unterrichts; und will man sich um sie verdient machen, so mache man den Unterricht nur ihrer Fähigkeit gemäß: Dieß ist das sicherste Mittel, ihre Kräfte zu vermehren; denn Religion ist die zuverläßigste Vernunftlehre. Wäre sie aber für jene Empfindungen zu schwach; was sollen ihr die künstlichern und büntern Zusätze helfen? Ihre Unfruchtbarkeit ist indessen noch der geringste Schade, das Wesen der Religion ist dabey immer selbst in Gefahr. Die Zusätze bekommen, weil sie so viel blendender sind, immer einen höhern Werth, und werden nach und nach Hauptsätze; die Sophisterey und der Enthusiasmus nehmen sich ihrer an; sie werden das ächte Kennzeichen der Religion, am meisten erhoben, am eifrigsten vertheidigt; ihre Läugnung oder Mißkennung wird die strafbarste Ketzerey; die einfältige gesunde Vernunft wagt es nicht mehr, denken zu wollen; darüber gewöhnt sie sich immer mehr an leere Töne, und je weniger sie dabey denkt, je heiliger sind sie ihr. Darüber werden die wesentlichen, die fruchtbaren Lehren der Religion immer geringschätziger, und über ihre verkünstelte Gestalt verliert sie in den Augen der denken-

den

den Vernunft alle ihre göttliche Würde. Denn alle Zusätze, wenn sie auch noch so wohl gemein sind, haben ihr Gepräge von der Philosophie, der Denkungsart und den Sitten ihres Jahrhunderts. Nun ist der Religion, (was für ein Vorwurf!) der Religion ist nun nichts gefährlicher, als die mehrere Aufklärung der Zeit. Denn was ist nun zu thun, wenn das Irrige, das Anstößige dieser Zusätze, die man von der Welt so lange als die wesentlichsten Stücke der Religion hat anbethen lassen, bey diesem hellern Lichte auch der gemeinen gesunden Vernunft in die Augen fällt? Will man sie der Prüfung der Philosophie Preis geben? und welcher? So ist die Wahrheit der Religion einem jeden System unterworfen, und — die Philosophie ist nie ohne Philosophen. — Wie gefährlich könnte der Religion diese Reformation werden! Will man aber alle diese Zusätze dem Lichte der Zeit zum Trotze dennoch eigensinnig behaupten? So ist die ganze Religion dem Hohn der Vernunft blosgestellet; die Philosophie wird eigenmächtig zu reformiren anfangen; der Unglaube wird, seinem Vorgeben nach, nur immer auf den Aberglauben zielen, und mit seinen vergifteten Pfeilen allezeit die Religion selbst zu verwunden suchen;

 und

und der treuherzige Bekenner, der nie gewöhnt worden, das Wesentliche von diesen Zusätzen zu unterscheiden, der es nie hat wagen dürfen, der wird in dieser Verwirrung einen geheimen Verdacht gegen alle Anleitung in der Religion bekommen, und sich mit der Anleitung seiner Natur am sichersten halten. Aber was ist wiederum bey dem grossen Hauffen Anleitung der Natur? Eben das, was Philosophie bey dem grossen Haufen ist. Oder er wird das Unglück haben, von dem ersten Verführer, dem er in die Hände fällt, zur gänzlichen Verläugnung aller Religion verleitet zu werden. Und wenn ihn auch ein dunkles Gefühl der Religion von ihrer völligen Verläugnung noch zurück hält, so wird sie ihm doch nie die Freudigkeit und Stärke geben, die er eigentlich davon erlangen sollte. Aus Mangel von Gewißheit wird er immer gleichsam zwischen Himmel und Erde schweben; zu ehrlich, um sie ganz zu läugnen, zu schwach, um sie ganz zu bekennen, wird er immerfort vom Unglauben zum Aberglauben herumgeworfen werden, ohne von dem einen oder von dem andern etwas zu gewinnen. Er hat das Herz nicht, muthig zu sündigen; und er hat von der Religion die Hülfe nicht, der geringsten Reizung zu widerstehen.

hen. Unter seinen Philosophen wird er alle Götter lästern, und sich von ihnen zu den schwärzesten Lastern verleiten lassen; und den andern Augenblick wird er, von seinem Gewissen erschreckt, aus Angst wieder alles glauben, seine Vernunft, wie sein Fleisch, kreuzigen, und sich in der Trappe begraben wollen.

Die practischen Zusätze nehmen, wenn sie nicht mit der äussersten Behutsamkeit gemäßigt werden, eben diese unglückliche Wendung. Die Religion führet uns auf drey Hauptpflichten; auf die Liebe Gottes, auf eine allgemeine Wohlthätigkeit und Menschenliebe, und auf die Mäßigung unsrer Begierden, und die Bearbeitung unsrer eigenen Vollkommenheit. Diese drey Pflichten machen nur ein unzertrennliches Eins, und ihre Harmonie, nämlich, daß sie alle drey allezeit zugleich ausgeübt werden können, ohne daß die eine der andern nachtheilig werde, giebt der Religion den eigentlichen göttlichen Carakter einer allgemeinen Wohlthätigkeit. Aber was kann der Mensch hier wiederum für Zusätze erdenken, die diesem ihrem Carakter, anstatt ihn zu erhöhen, nicht ebenfalls endlich gefährlich würden? Ich gebe hier willigst zu, daß sie aus der besten, aus

der unschuldigsten Absicht zuerst erfunden werden können; aber die Religion bleibt dadurch nichts desto weniger in der Gefahr, daß, mit der glücklichen Harmonie ihrer Pflichten, dieser ihr wesentlichster Vorzug sich verliere. Der Grund von allen meinen Pflichten bleibt Gott, und die Religion befiehlt mir, daß ich den Gedanken von diesem Allerhöchsten Wesen unter allen Geschäften meines Lebens mir gegenwärtig erhalte; sie will auch, daß ich mich diesen Betrachtungen zu gewisser Zeit ganz widme: Aber ich will noch heiliger seyn; ich will alle meine weltlichen Geschäffte verlassen; ich will alle Verbindungen mit der menschlichen Gesellschaft aufgeben; um in meiner heiligen Uebung nicht gestöret zu werden, will ich mich einsperren; ich will nichts thun, als bethen. Die Religion befiehlt mir, ich soll mich so wohlthätig machen, als ich dazu das Vermögen habe, und dasselbe auch besonders zur Erhaltung meiner dürftigen Brüder und zu einer wohl überlegten Minderung des allgemeinen Elendes anzuwenden suchen; Ich will aber noch heiliger seyn; ich will mein ganzes Vermögen zu milden Anstalten hingeben; ich will Stiftungen machen, und Palläste erbauen, worinn alles, was nur Lust hat arm zu seyn, im Ueberfluß

ohne

ohne Arbeit soll ernähret werden können; die Meinigen, die die Mittel zu ihrer Erziehung darüber verloren haben, können die Almosen zu ihrer Erhaltung vor diesen Thüren allemal wieder finden. Die Religion sagt mir, daß ich weder die Pflichten gegen Gott, noch gegen meinen Nächsten erfüllen kann, wenn ich meine Begierden nicht mäßige, wenn ich in dem Gebrauche der Welt nicht behutsam bin, wenn ich ihre und meine eigene Vergänglichkeit nicht immer vor Augen habe: Ich will noch heiliger seyn, ich will mir auch die unschuldigsten Vergnügen versagen; ich will die Triebe meiner Natur selbst verläugnen; ich will in Wüsten gehen, wo ich die Hülfe aller menschlichen Gesellschaft verliere; ich will den ersten Vorzug meiner Menschheit aufgeben; ich will nichts, als Memento mori sprechen, und Gräber machen. Aber was wird nun aus einer solchen Religion? Eine Religion, die nicht mehr allgemein seyn kann; eine Religion, bey der, wenn sie es werden könnte, die Societät nicht mehr bestehen könnte; eine Religion, (o Schmach für eine göttliche Religion!) die eine weise Obrigkeit einschränken muß, daß sie nicht allgemein werde. Die wahren Grundsätze der Rechtschaffenheit und Heiligung

 können

können bey diesen Zusätzen, ich gestehe es willigst, ungekränkt bleiben; der vernünftige Theil der Menschen wird diese fremden Zusätze auch allemal von der rechtschaffenen Gottseligkeit zu unterscheiden wissen: Dieß nicht bekennen zu wollen, wäre die strafwürdigste Lästerung so vieler leuchtenden Beyspiele der reinsten und erhabensten Tugend. Aber diese erleuchteten Freunde der wahren Gottseligkeit werden es, zur Ehre der Religion, doch immer wünschen, daß sie von diesen Zusätzen möge gereinigt werden. Denn der denkende Theil der Menschen ist immer der geringste. Es ist auch nicht genug, daß man diese Zusätze für noch so willkürlich ausgiebt; sie reizen immer den Enthusiasmus; und was ist ansteckender, als diese Krankheit? Das Uebertriebene, das Unnatürliche nimmt den grossen Haufen immer am meisten ein, und nichts mehr, als übertriebene Sittenlehre. Sie erhitzt die Einbildung, schmeichelt dem Stolze, und hält das Herz immer schadlos. Denn alle Gesetze, die das Gleichgültige wesentlich machen, machen das Wesentliche gleichgültig; und alle Sittenlehre, die den willkürlichen übertriebenen Tugenden einen zu hohen Werth giebt, setzt die wahre simple Tugend in eben dem Grade in

unserer Achtung herunter, und mindert zugleich den Abscheu vor wirklichen Lastern. Darüber werden der Phantast, der Tartüffe, in den Augen des Volks die Heiligen, und der redliche Handwerksmann, der Taglöhner, der es sich in der Furcht Gottes redlich sauer werden läßt, um zur Erhaltung der allgemeinen Wohlfahrt das Seinige beyzutragen, und aus seinen Kindern für die Welt wieder nützliche Bürger zu machen, ist der gemeine Mann. Und wo ist die Versicherung, daß der Aberglaube noch immer in diesen Gränzen bleibe? Wie nun, wenn er solche Zusätze annimmt, die den Grundsätzen der Sittenlehre und der menschlichen Gesellschaft unmittelbar entgegen sind; wenn er den Probabilismus lehret, den Menschenhaß predigt, Bartholomäus-Nächte und Dragonaden anstiftet; wenn er den Unterthan, unter Versprechung des Himmels, mit Dolchen gegen seinen Regenten wafnet, den Regenten, zur Ehre Gottes, zum Scharfrichter seiner treuen Unterthanen auffordert; wenn Marmontel der Ketzer, und Busenbaum der claßische Autor in der Sittenlehre ist? Hier ist der Aberglaube schrecklicher, als der Unglaube. Der Unglaube kann sich zu seinem Triumphe über die Religion nichts mehr wünschen.

wünschen. Zum Scheine wird er gegen ihn schreyen, aber im Ernst ist er nur allein gegen die Intoleranz beredt. Wie schonend ist er nicht gegen den allerunsinnigsten Aberglauben des alten Griechenlandes und Roms, wodurch doch die allerersten Grundbegriffe aller Religion und Tugend vertilget wurden! Wäre es ihm nur um die Lauterkeit der Religion zu thun; wie leicht müßte es ihm seyn, die Zusätze von den wesentlichen Wahrheiten zu unterscheiden, die bey allen Zusätzen immer sichtbar genug bleiben! Aber davor nimmt er sich wohl in Acht. Denn mit welchem Scheine, wenn er den Aberglauben nicht zum Vorwande hätte, wollte er die Religion in ihrer ursprünglichen göttlichen Simplicität angreifen? Wie verdächtig würde er dadurch in den Augen seiner Schüler, wie fürchterlich in seinen eigenen werden? Er wird vielmehr die Welt und sich selbst mühsam zu überreden suchen, daß die Religion alle die Zusätze, die der Aberglaube und der einzelne Fanaticismus ihr je beygefügt hat, für wesentlich erkennet. Nun sind ihm alle seine Angriffe auf die Religion so viel sicherer; sein Gewissen gewinnet dabey auch, und die Zahl seiner Proselyten wird zu seiner Beruhigung immer grösser. Daher ist der

Unglaube,

Unglaube, sagt Plutarch, nicht entstanden, daß die Menschen an der Ordnung des Himmels, oder an der Einrichtung der Natur hier auf Erden etwas zu erinnern gefunden hätten. Der Aberglaube ist allein Schuld daran. Die seltsamen und lächerlichen Gebräuche, die Zaubereyen, die vielen geheimen Künste, die zum Theil abscheulichen Reinigungen, die unnatürlichen Enthaltungen, die unmenschlichen Kasteyungen, diese sind es, die die Menschen erst auf die Gedanken gebracht, es sey vernünftiger, und für sie besser, gar keine Götter zu glauben, als solche, die an einem so seltsamen Dienst ein Wohlgefallen fünden, ihre Diener so marterten, und mit so läppischen Kleinigkeiten sich entrüsten und versöhnen liessen. Würden die alten Gallier und Scythen nicht weit glücklicher gewesen seyn, wenn sie nie von Göttern etwas gewußt hätten, als da sie solche Götter hatten, denen die abscheulichsten Menschen-Opfer der angenehmste und würdigste Dienst waren? Und wie viel besser wären die Carthaginenser daran gewesen, wenn sie einen Critias, der weder Götter noch Geister glaubte, zu ihrem Gesetzgeber gehabt hätten, als da sie durch ihren Stifter zu den grausamen Opfern des Saturns verpflichtet worden!

Lassen

Lassen Sie uns noch das Verhältniß der Religion gegen die bürgerliche Gesellschaft sehen. Ihre Widersacher sind darüber noch nicht eins, von welcher Seite sie dieselbe hier angreifen wollen. Einige behaupten, sie sey zur Erhaltung des Staats unentbehrlich; andere, der Staat könne ohne sie eben so vollkommen bestehen. Man sollte nicht denken, daß diese zwey sich so widersprechende Sätze zu einerley Endzwecke gebraucht werden könnten. Jene, welche die Unentbehrlichkeit der Religion in einem Staate annehmen, machen diesen Schluß daraus: Deßwegen ist die Religion nichts, als eine politische Erfindung; man behalte sie also, und lasse den Pöbel immer glauben, daß eine Vorsehung sey, die den Betrug, den Meineid, die Verrätherey strafen werde. Es ist gut, denn die Gesetze reichen so weit nicht; der Philosoph wird indessen kein Thor seyn, und sich, wenn seine Absichten es erfordern, durch das Gespenst einer rächenden Gottheit schrecken lassen.

Die andere Theorie führet noch kürzer zu diesem Endzwecke, und empfiehlet sich zugleich durch ihre vorzügliche Bequemlichkeit. Kann die Societät ohne Religion eben so gut bestehen; weg mit den

Leuten,

Leuten, die uns mit diesen schwermüthigen Lehren noch immerfort beunruhigen, die, indem sie sich der Jugend bemeistern, noch immer ein geheimes Verständniß mit dem Gewissen unterhalten, und es in seinen Empörungen stärken; es sind Feinde der allgemeinen Ruhe; und vornämlich suche man nur das fatale Buch zu verbannen, wodurch diese Lehren sich noch immer in Ansehen erhalten. Wie vergnügt wird sichs leben, wie ruhig sterben lassen, wenn diese schwermüthigen Meynungen erst ganz verbannet, und die güldenen Zeiten erst wieder da sind, da man keine andere Götter, als die guten ruhigen Götter, kannte, die in ihrem Himmel eingeschlossen, sich um die Menschen nicht bekümmerten! Wie viel wird der Staat dabey gewinnen, wie viele Werkzeuge des allgemeinen Vergnügens können von den finstern Anstalten, welche die Religion immerfort erfordert, unterhalten werden! — Jenes ist eigentlich die alte Philosophie; die Zeiten hatten noch keinen Bayle. Seitdem dieser aber die Welt zu der grossen Erleuchtung gebracht hat, daß auch eine Societät von Atheisten bestehen könne, so hat sein System den meisten Beyfall gefunden. Da indessen dem Unglauben keine Waffen zu alt

und

und zu schlecht sind, so nimmt er jene Philosophie auch immer mit zu Hülfe. Man verträgt sich leicht über die Theorie, wenn das gemeinschaftliche Interesse nur gerettet wird. Da nun diese voraus setzt, daß die Religion zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich sey, so verdienet der Schluß wegen seiner Seltenheit nur geprüft zu werden: Die Religion ist dem Staate unentbehrlich; deßwegen ist sie nichts, als eine Erfindung der Staatsklugheit. Ein ganz besonderer Schluß! Die Sternkunde ist eine unentbehrliche Wissenschaft bey der Schiffahrt; deßwegen hat sie keinen andern Grund, als die Begierde, reich zu werden. Es ist wahr, alle alte Gesetzgeber haben die Religion für unentbehrlich gehalten, und keiner von ihnen hat es seiner Politik zugetrauet, sie vernachläßigen zu dürfen. Das Clima, die Sitten, die Regierungsform mochten seyn, was sie wollten; die Religion blieb ihnen gleich unentbehrlich. Denn die Gesetze können nur die äussersten Grade der Verbrechen, und selbst nur die wenigsten, strafen. Die Unmäßigkeit, die Unzucht, die Treulosigkeit, der Betrug, die fühllose Härte, die der Menschheit und der Societät eben so gefährlich sind, sind ihrem Gebiete gar

nicht

nicht unterworfen. Die weiseste Obrigkeit darf es selbst nicht einmal wagen, viele Laster durch gesetzliche Strafen einschränken zu wollen. Die Bosheit würde nur so viel künstlicher werden, und verborgnere Wege und neue Laster ausgrübeln, worauf das gesetzloseste Volk nicht verfallen würde. Und bey aller dieser Strenge der Gesetze, wäre für die Tugend noch gar keine Ermunterung. Bey Lastern kömmt es auf einzelne Handlungen an; bey der Tugend ist es das Gegentheil. Wo sollte aber die Societät die Fonds zu deren Ermunterung hernehmen? Glänzende in die Augen fallende Belohnungen würden nichts helfen; diese würden den Betrug und die Heucheley nur vermehren, und die bescheidne häusliche Tugend würde tausendmal zusetzen müssen, um Einen glänzenden Böswicht das grosse Loos gewinnen zu lassen. Diese Unvollkommenheit mußte die ersten Gesetzgeber nothwendig beunruhigen; und siehe, ein witziger Kopf, (Critias soll er geheissen haben,) kam auf den glücklichen Einfall, und erdachte einen Gott, ein allwissendes, allgegenwärtiges Wesen, welches die Welt regiere, welches alle, auch die verborgenen Handlungen der Menschen sähe, und nach seiner unveränderlichen

Liebe zum Guten, dieselben nicht unbelohnt, noch unbestraft liesse. Diese Erfindung that ihre Wirkung; die Menschen, die bisher wie die Thiere gelebt hatten, nahmen sie blindlings an, und so kam die Idee von einem Gott, von einer Vorsehung und einem zukünftigen Leben, in die Welt. In der menschlichen Vernunft, in der Natur der Dinge haben diese Vorstellungen also keinen Grund? Nach dieser Philosophie, keinen, gar keinen; es ist nichts wie ein Gedicht. Die Wohlfahrt aller menschlichen Gesellschaft beruhet also auf einer Lüge! — Hier steht die ganze Natur umgekehrt: — Eine Lüge, die von allgemeinen, unveränderlichen, wohlthätigen Folgen ist; — eine Wahrheit, wobey, wenn sie allgemein würde, die Welt untergehen müßte. — Und welcher Gesetzgeber durfte es sich einfallen lassen, zu vermuthen, daß ein Gedicht, wovon die Menschen weder in sich, noch ausser sich, den geringsten Grund fanden, ihrer ganzen Denkungsart und ihrer heftigsten Neigungen sich mit einer unendlich grössern Gewalt, als alle Gesetze, bemeistern würde? Will man sich hier auf die Wildheit der ersten Menschen berufen? Dieß macht die Auflösung noch schwerer. Wo schon ein Gefühl von

von Religion überhaupt ist, da ist es leicht, ein nicht denkendes Volk, unter diesem Vorwande, mit allerhand abergläubischen Zusätzen zu schrecken und zu leiten; aber dieß läßt sich nie von einer Erfindung hoffen, die in der Natur nicht den geringsten Grund hat, und wo von der wachsenden Vernunft vielmehr das Gegentheil zu fürchten ist.

Die Religion ist auch älter, als alle Staaten. Die ältesten Gesetzgeber setzten alle einen bekannten ländlischen Gottesdienst voraus, wovon der erste Ursprung in der Geschichte nirgend zu finden ist. Das Datum der Vergötterung einer Isis, eines Jupiters ist da; aber alle Anbethung der Gestirne, alle Vergötterung der Menschen, und alle symbolische Götzenbilder setzen eine ältere Idee von einem höhern Wesen, das sich in allen wohlthätigen Geschöpfen durch seine Gegenwart wirksam beweise, voraus. Die ältesten ägyptischen Gottheiten waren keine Menschen, und es ist gegen die Natur, daß die Vernunft zuerst viele Gottheiten gedacht haben sollte; diese sind nichts, als Ausartungen eines ursprünglich vollkommenern und reinern Begriffs eines allerhöchsten Wesens, welches die Vernunft sich nothwendig allemal zuerst gedacht hat. Ich

 berufe

berufe mich hier allein auf den Herrn von Voltaire. Doch dieses ist, wie ich schon gesagt, eigentlich das alte System.

Das neuere ist mit der Erleuchtung des letztern Jahrhunderts erst entstanden, und hat vor dem alten dieß besondere Verdienst, daß es dem unbequemen Einwurf entgeht, wenn die Religion ein so unentbehrliches und heiliges Geheimniß der Staatskunst sey, warum es denn von denen, die es dafür halten, am meisten entweihet werde. Die ersten Erfinder dieses Geheimnisses betrugen sich wenigstens ganz anders. Die Befreyung von diesem Zwange hat daher diesem Systeme natürlicher Weise auch die meisten Freunde erworben. Kann die Societät ohne Religion eben so gut bestehen; warum hat man sich denn noch die geringste Gewalt angethan? Man kann Baylen, der sich durch seine Scharfsinnigkeit im Denken, und durch die reizende Lebhaftigkeit und Feinheit seines Witzes gleichsam berühmt gemacht, wohl nicht beschuldigen, daß er selbst im Ernst ein Feind der Religion gewesen sey. Es sind zu viele Stellen in seinen Schriften, wo er die geistige Natur eines höchsten Wesens, die Schöpfung der Welt, die Vorsehung, und ein zukünfti-

künftiges Leben mit dem unverdächtigsten Eifer behauptet, wo er selbst die Vortreflichkeit und Göttlichkeit der Offenbarung behauptet. Aber ein so grosser Philosoph er auch war, so konnte er die niedrige Schwachheit nicht ablegen, überall seinen Witz zeigen zu wollen. Dieß macht, daß er nicht allein bey allen, auch den ernsthaftesten Gelegenheiten, bis zum Eckel, und oft mit den pöbelhaftesten Wortspielen scherzt, sondern daß er sich auch nirgend in den Gränzen der Wahrheit zu halten weiß; daß er vielmehr, wo er nur kann, die ungereimtesten Sätze mit einer blendenden Scharfsinnigkeit zu behaupten, und die allerdeutlichsten dagegen verdächtig zu machen sucht, und daher bey seinen vielen unvorsichtigen Lesern der Religion mit seinen Schriften eben so gefährlich wird, als wenn er ihr wirklicher Feind gewesen wäre. Es kam vielleicht noch ein anderer Umstand hinzu, der, wenn man das menschliche Herz ein wenig kennet, nicht so fremd scheinen wird. Er war, eben dieses Leichtsinns wegen, mit dem Prediger Jurieu, dem er sein ganzes Glück in Holland zu danken hatte, zerfallen. Dieser Mann hatte seine Einbildung nicht immer in seiner Gewalt, und gab daher seinem

 Feinde

Feinde von dieser Seite allerhand Blössen. Dagegen kannte ihn Bayle auch wieder als einen sehr redlichen Mann, und als den ernsthaftesten und eifrigsten Vertheidiger der Religion, und wußte also, daß er ihn nicht empfindlicher kränken könnte, als wenn er die Wahrheiten, die jenem so heilig und ernsthaft waren, bey aller Gelegenheit verdächtig und lächerlich zu machen suchte. Das Mittel, seinem Feinde auf diese Art weh zu thun, ist schwarz: Wenn man indessen das menschliche Herz kennet, und dabey weiß, wie hämisch und bitter Bayle in seinen Feindseligkeiten bey seinen übrigen vielen guten Eigenschaften war, so wird es einem nicht so unnatürlich vorkommen. Am allerverwerflichsten machte er sich mit dem widersinnigen Satze, daß die Societät auch ohne Religion bestehen könne, den er besonders in dem Buche über die Cometen ausführet, und worinn er, nach Montesquieus Urtheil, nachdem er erst durch eine Kette von sophistischen Wortspielen und Wendungen die Religion überhaupt beschimpft hat, am Ende als ein Verräther der christlichen aufhöret.

Da die Vertheidiger des Unglaubens diesen ihren Helden noch immer so siegprangend anführen, so will ich die ganze Kette seiner Sophistereyen her-

setzen. Er fängt sein Buch damit an, daß die Cometen keine Vorbedeutung göttlicher Gerichte wären. Einer von den Gründen, womit er dieß beweiset, ist dieser, daß Gott durch dergleichen Wunder den Aberglauben und die Abgötterey unter den Heiden nur würde bestärkt haben. Und gesetzt, daß der völlige Atheismus auch dadurch verhütet worden wäre, so wäre dadurch nichts gewonnen worden, indem die Gottesverläugnung kein grösser Uebel, als die Abgötterey sey. Denn die Heiden hätten bey ihrer Abgötterey eben die Bosheiten ausgeübt, die sie bey der offenbarsten Atheisterey nur hätten begehen können. Hergegen führe der Unglaube auch nicht nothwendig zu den Lastern. Denn die metaphysischen Grundsätze hätten auf die moralische Handlungen keinen Einfluß; diese kämen bey den Menschen aus einer ganz andern, und bey den Ungläubigen und Abergläubigen gemeinschaftlichen Quelle, die durch die eine Theorie nicht mehr gebessert, als durch die andre verschlimmert würde. So wenig man also von einem Atheisten behaupten könne, daß er nothwendig lasterhaft seyn müsse, so wenig könne man von einem Lasterhaften sagen, daß er gar keine Religion habe. Dieß beweisen die größ-

 ten

ten Bösewichter, die für die Heiligthümer ihrer Religion die größte Ehrerbietung bewiesen? dieß bewiesen die Kreuzzüge, auch die französische Geschichte, da dieser Hof nie lasterhafter gewesen, als wenn er den wütendsten Eifer in Verfolgung der Hugenotten bezeugt hätte. Da also die Religion keinen Einfluß in die Sitten habe, so würde auch eine Societät von Atheisten bestehen können. Die grosse Sicherheit der Societät hange ohnehin von den Gesetzen ab; und da der Unglaube die natürlichen Empfindungen von Wohlstand, Ehrbarkeit und Schande nicht ersticke, auch der Begriff von der Rechtmäßigkeit einer Handlung nicht sowohl von der Erkenntniß Gottes, als von der innerlichen Güte derselben, abhange, folglich für die Tugend noch immer Bewegungsgründe genug übrig blieben, so folge es auch nicht, daß ein Gottesverläugner nothwendig lasterhaft seyn müsse; es folge nur, daß er sich dem ergebe, wozu sein Temperament ihn antreibe; und doch müsse er sich wohl vor den Gesetzen hüten, daß er diesen nicht in den Weg komme.— So viele Worte, so viele betrügliche Wendungen und Sophistereyen, da er alle Worte und Redensarten in drey, auch mehr verschiedenen Bedeutungen nimmt, ohne sie irgendwo zu bestimmen,

und

und bald diese, bald jene nimmt, nachdem er sie zur Behauptung seines Satzes brauchen will. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich ihm in allen seinen verrätherischen Wendungen und Widerholungen, wodurch er immerfort der Aufmerksamkeit des Lesers zu entwischen sucht, folgen wollte. Einige Stellen werden genug seyn, es zu beweisen. Sein erster Satz ist, daß, wenn Gott auch durch Wunder die völlige Atheisterey bey den abgöttischen Völkern hätte verhüten wollen, dadurch nichts würde gewonnen seyn, weil das eine nicht besser wäre, als das andre. Hier ist der erste Hauptbetrug, daß er alle Stufen, welche die Abgötterey und der Aberglaube haben können, übergeht, und, um den Leser sicher zu machen, dem Scheine nach nur von dem höchsten Grade der Abgötterey redet, und in der Ausführung bald diese, bald die Religion selbst meynet. Hätte er sich hier einmal erkläret, so wäre der Betrug gleich offenbar gewesen. Denn hätte er im Ernst nur allein von dem höchsten Grade der Abgötterey verstanden seyn wollen, so hätte ihn dieß zu nichts geführet. Hätte er aber das, was ihm von der höchsten Idolatrie alle Vernunft eingesteht, auch von der wahren Erkenntniß Gottes oder auch nur von den geringern Graden der

Abgötterey gerade zu behaupten wollen, so hätte er gleich alle Vernunft und Geschichte gegen sich gehabt. Wenn die Menschen einmal zu der erleuchteten Erkenntniß einer lautern Religion gekommen sind, sagt der Verfasser vom Geist der Gesetze, da ist der Aberglaube nicht allein überflüßig, sondern selbst gefährlich; indessen bleibt die unvollkommenste Religion der Societät unentbehrlich, als eine Versicherung von der Redlichkeit der Menschen, weil die Gesetze nur die offenbaren Verbrechen strafen können. Dieß ist die Schwachheit der Menschen, sagt der Herr von Voltaire, daß aller mögliche Aberglaube, wenn er nur nicht blutdürstig ist, für die Societät noch immer besser, als der Unglaube, ist; den Menschen ist ein solcher Zügel für ihre Begierden zu nöthig; es war freylich unvernünftig, einer phantastischen Gottheit zu opfern, aber genug, wenn sie aus Furcht, von dieser Gottheit für ihre Laster bestraft zu werden, sich derselben enthielten. Denn bey aller abgöttischen Verehrung erdichteter symbolischer Untergottheiten, kann das dunkle Gefühl von einer höhern vergeltenden Gottheit noch bestehen. Dieß beweiset die Heiligkeit der Eidschwüre und der Bündnisse bey den Griechen und Römern, so lange die epikurische Philosophie dieß Gefühl

fühl noch nicht vertilgt hatte. Hätte also Bayle unter dem unbestimmten Worte Idolatrie seine Angriffe gegen die Religion selbst nicht verborgen, so würde er mit allen Beweisen dahin nicht gekommen seyn, daß ein Staat auch ohne Religion bestehen könne.

Seine übrigen Sätze bestehen aus eben so betrüglichen Wortspielen. Ich will nur den einen noch anführen, den er immerfort wiederholet, daß die Menschen nicht nach ihren theoretischen Grundsätzen, sondern nach ihren sinnlichen Neigungen handeln, und daß dieß bey Christen nicht anders, wie bey Ungläubigen, sey. Die Religion, sagt er, (hier ist von keiner Idolatrie die Rede mehr,) hülfe weiter zu nichts, als schöne Predigten über die Pflichten zu halten; indessen folge ein jeder der Neigung, die ihm die angenehmste sey; da nun der Atheist nichts mehr thue, so sey es auch nicht nothwendig, daß er mehr lasterhaft sey, ob er gleich über die Natur der Laster und ihrer Strafen nicht einerley Theorie habe. Nun ist der ganze Beweis da. Denn wenn die Religion auf die Sitten gar keinen Einfluß hat, sondern der Christ und Atheist aus einerley Trieben handeln; warum sollte denn eine Societät von Atheisten nicht eben so gut bestehen können? Man ermüdet, wenn man alle

die

die betrüglichen Wendungen aufsuchen will, wodurch er mit Hülfe dieses Satzes zu seinem Zwecke zu kommen sucht. Die Maske ist schon weggeworfen, er spricht deutlich von der Religion; hätte er sich aber erkläret, so wäre die Verrätherey gleich entdeckt gewesen. Denn hätte er sagen wollen, daß die höhern Vorstellungen und Bewegungsgründe der Religion auf die Sittlichkeit der Menschen gar keinen Einfluß, auch nicht einmal auf eine Zeitlang hätten, so hätte er den Menschen alle Vernunft abgesprochen; hätte er aber weiter nichts damit sagen wollen, als daß die Menschen den Grundsätzen ihrer Erkenntniß nicht immer folgten, sondern von der Heftigkeit ihrer Leidenschaften sich dennoch oft übereilen liessen, so wäre es lächerlich gewesen, wenn er gegen die Religion damit etwas hätte beweisen wollen. So könnte man auch von den Gesetzen behaupten, daß sie unnütz wären, und daß ein Staat ohne sie eben so gut bestehen könnte. Zuweilen stiehlt er zwar, um den Leser sicher zu machen, die Einschränkung, der Mensch folge seinen Grundsätzen nicht immer, mit hinein; weil er aber damit nicht zu seinem Zwecke kommen würde, so läßt er die Einschränkung auch gleich wieder weg, und nimmt seinen Satz in der vollesten Bedeutung.

deutung. Die Erfahrung, fährt er weiter fort, beweise es, daß die Religion die Neigungen der Menschen nicht bessere. Aber welche Religion? Ist denn unter einem flüchtigen leichtsinnigen Bekenntnisse der Religion, und unter einer lebendigen Empfindung ihrer grossen Wahrheiten, gar kein Unterschied? Und in welcher Bedeutung nimmt er das Wort, bessern? Hier ist derselbige Doppelsinn. Wie viele Stufen hat nicht diese Besserung? Denn wenn der Mensch auch nicht immer zur vollen und beständigen Beherrschung seiner Begierden durch die Religion kömmt; folgt es deßwegen, daß sie auf die Sitten gar keinen Einfluß habe? Wie wohlthätig bleiben auch die Wirkungen einer halben Religion noch, wenn ihre Gründe die Gewalt der Leidenschaften auch nur zuweilen unterbrechen, und ihre gewaltsamsten Ausbrüche zurück halten! Nach diesem Gewebe von Zweydeutigkeiten und Sophistereyen war es ihm aber leicht, endlich zu dem Schlusse hinzukommen, daß auch eine Societät von Atheisten bestehen könne: Er hätte aber eben so kühn behaupten mögen, daß sie auch eben so gut bestehen könne. Denn hat die Religion auf die Sitten gar keinen Einfluß, und beruht die ganze Sicherheit des Staats auf den Gesetzen,

zen, so bringt die lauterste Religion eben so wenig Gutes, als der frechste Unglaube Schaden bringt. Denn der Atheist ist nicht nothwendig allen Lastern ergeben, er überläßt sich nur denen, wozu seine Neigungen ihn treiben, und doch muß er sich wohl vorsehen, daß er den Gesezen nicht in den Weg komme. Hier haben wir also die Beschreibung eines atheistischen Staats; Ein jedes Mitglied thut nicht mehr Böses, als es Lust hat, und als es mit Sicherheit thun kann. Aber war hierzu ein so grosses Buch, und so viel Kunst und Beredsamkeit nöthig? Wie viel ehrlicher und offenherziger ist La Mettrie! Sein Atheist ist eben so bescheiden, als Baylens Bürger; er kehret sich an keine Vorstellungen von Gott; dem Gewissen stopft er so lange das Maul, bis es zu schreyen müde wird; die Tugend ist ihm ein fremdes Gewächs, das er im Herzen nicht aufkommen läßt; aber für den Scharfrichter behält er alle Hochachtung. Bayle sagt zwar, wir hätten in der Geschichte noch keine Beschreibung von einem völlig atheistischen Staate. Wir brauchen sie nicht. Der Herr von Haller hat indessen nach seinem Grundrisse eine Beschreibung davon gegeben, wie der Regent, wie der Richter, der Sachwalter, der Kaufmann, wie die Erziehung

und

und das Innere der Familien seyn würde. Und wenn wir in der Geschichte noch keinen völlig atheistischen Staat finden, so finden wir doch solche, die ihnen sehr nahe kommen. Wir brauchen nur die Geschichte der letzten ägyptischen und syrischen Könige, und die Geschichte von Rom zu Cäsars Zeit zu lesen, da wenigstens nach dem eigenen Geständnisse des Dictionaire philosophique alles, was groß in Rom war, systematische Atheisten waren, weßwegen, nach eben diesem Geständnisse, der Untergang der Republik, (wie glücklich entwischt hier die christliche Religion!) unvermeidlich war. Und doch war Rom noch kein völlig atheistischer Staat; es waren wenigstens noch Gesetze aus den alten gesündern Zeiten, die das Band der Societät noch erhielten, und die stoische Philosophie, die durch die Grausamkeit der Kaiser von neuem erweckt wurde, erhielt auch noch die Menschheit, daß sie mit der Tugend nicht völlig untergieng.

Mandeville ist indessen noch kühner, als Bayle; dieser behauptet sogar, daß ein Staat durch die Laster gewinne, und hergegen bey einer allgemeinen Tugend gar nicht würde bestehen können. Aber er beweiset, wie Bayle; das ganze Gewäsch beruhet eben

ebenfalls auf zwey nichtswürdigen Zweydeutigkeiten, wovon die erste ist, daß er Laster und natürliche Neigungen mit einander vermischt. Der Staat kann nicht ohne Privatlaster seyn; aber es müssen gemäßigte Laster seyn, sie müssen ihre Schranken haben. Und wo sollen ihre Schranken stehen? Hier lassen sich keine andre gedenken, wenn man ihm nicht eine boshaftere Absicht dabey zutrauen müßte, als die, welche die Religion den Begierden setzt; und so wären sie nichts anders, als gemässigte sinnliche Triebe. Und welches sind denn die Laster, die der Societät so einträglich seyn sollen? Ist es eine zügellose, alle Familien zerstörende Unzucht, ist es Betrug im Handel, ist es feile Gerechtigkeit, Ungehorsam der Kinder gegen die Aeltern, meineidige Uebertretung aller Verbindungen? Endlich kömmt es wieder auf ein kahles Wortspiel hinaus, der Luxe. Der Luxe hat aber seine zwey verschiednen Gestalten. Er besteht überhaupt in der Verfeinerung des sinnlichen Geschmacks über die Dinge, die zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit des Lebens gehören. Dieser Luxe, (wir Deutsche haben oft die Sache eher, als wir das Wort haben,) ist, so lange er im Ganzen die Kräfte des Staats

und

und seiner einzelnen Glieder nicht übersteigt, und von der Sittlichkeit geleitet wird, dem Staate allerdings vortheilhaft. Er erweckt den Geist, reizet den Fleiß, vermehret die Nahrungsmittel, vervielfältigt die Bequemlichkeiten des Lebens, mindert das Elend, bereichert die Natur, und giebt der ganzen Menschheit eine anständige Zierde und Würde. Die wahre Religion ist aber auch so fanatisch-mürrisch nicht, daß sie diese unschuldige Empfindung des Schönen verdammen, und eine finstre schmuzige Hütte heiliger, als eine regelmäßige bequeme Wohnung, oder die sanfte Melodie einer harmonischen Musik, und eine wohlbereitete Speise für unheiliger, als ein lärmendes Geplärr, oder als rohe Kräuter halten sollte. Die größte sinnliche Schönheit ist die Natur selbst, und mit dieser Empfindung kann das zärteste Gefühl der allerreinsten Religion bestehen. Vielmehr wird der Reiche, wenn er ein wahres Gefühl von der Religion hat, es sich zur Pflicht machen, daß er einen Theil seines Vermögens auf diese Art zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des Staats, worinn er lebt, verwende. Es wird allemal seine erste und heiligste Pflicht bleiben, daß er das gegenwärtige Elend

seiner dürftigen Brüder unmittelbar dadurch zu mildern suche: Darneben aber wird es ihm auch allemal eine wesentliche Pflicht seiner Menschenliebe seyn, daß er zugleich das Vermögen, welches ihm Gott gegeben, mit Vernunft und auf eine seinem Stande gemässe Art, zur Beförderung des allgemeinen Gewerbes und zur Ermunterung der Künste verwende, weil er seine wohlthätigen Gesinnungen hiedurch gegen alle seine fleißigen Mitbürger weit mehr ausbreiten, und, indem er nicht allein zu deren ihrem eigenen bequemern Leben, sondern auch zur bessern Erziehung der Ihrigen dadurch behülflich wird, er zur allgemeinen Wohlfahrt der Societät, worinn er lebt, auf eine weit edlere und thätigere Art etwas beytragen kann, als wenn er allen seinen Reichthum zu solchen Stiftungen verwenden wollte, welche die gegenwärtige Noth der Armen zwar mindern, aber im Ganzen die Armuth auch vermehren würden.

Versteht man aber durch den Lüxe die zügellose leichtsinnige Ueppigkeit, da alles, ohne Rücksicht auf Ordnung, Sittlichkeit und Religion, nur allein dem sinnlichen Vergnügen centaurisch nachläuft, und darinn seine ganze Glückseligkeit setzt, so ist

es auch wieder die grausamste Pest, welche die menschliche Gesellschaft nur treffen kann; eine Pest, welche die ganze menschliche Denkungsart vergiftet, alle Seelenkräfte entnervt, alles Gefühl von Ehrbarkeit, Menschenliebe und Großmuth erstickt, die ganze Würde der menschlichen Natur bis zur thierischen heruntersetzt, die Menschheit in ihrer ersten Anlage schon entkräftet, das künftige Alter schon in der Jugend zum Fluche macht, alle Ordnung zerstöret, alle Stände in Verwirrung setzt, Treue und Glauben vernichtet, allen möglichen Ungerechtigkeiten und Bosheiten Sicherheit giebt, den Müssiggang reizt, die Natur auszehrt, die glücklichsten Länder zerstöret, den Reichthum zum Mittel der grausamsten Armuth macht, kurz, alle mögliche Flüche, welche die Menschheit treffen können, im Gefolge hat. Dieses ist das Mandevilische grosse politische Geheimniß, der Lüxe, der Segen unsrer blühenden Zeiten!

Aber was helfen alle Vertheidigungen, alle Lobsprüche der Religion, da indessen in allen Gegenden der Welt noch die traurigsten Spuren des fürchterlichen Enthusiasmus und Fanaticismus zu sehen sind, den die Religion zum Unglücke der Mensch-

heit erst in die Welt gebracht, und seitdem allezeit zu ihrem unzertrennlichen Gefährten behalten hat? Wo hat die Philosophie, gesetzt, daß sie auch keinen Gott, keine Vorsehung, keine Ewigkeit glaubte, dergleichen schreckliche Scenen je veranlasset; wo hat diese je ihre unschuldige Hand in dem Blute der Könige gefärbt; wo hat der Unglaube jemals die Unterthanen gegen ihre Regenten aufgewiegelt, Kreuzzüge gepredigt, Scheiterhaufen errichtet? Wie sicher ist die allgemeine Zufriedenheit und Ruhe der Welt, bey dieser Philosophie! Aber was bleibt der Menschheit nicht immer zu fürchten, so lange dieser Enthusiasmus der Religion nicht völlig vertilgt wird? — Enthusiasmus! Fanaticismus! Dieß sind jetzt die grossen Worte, die dem Unglauben auf einmal den Sieg über alle Religion geben sollen, und alle philosophische Echo schreyen ihren grossen Vorgängern muthig nach, Enthusiasmus! Enthusiasmus also. — Um kurz zu seyn, will ich es gleich zugeben, daß die Religion, (ich und diese Weise, wir verstehen beyde das Christenthum darunter,) ohne Enthusiasmus gar nicht seyn könne. Aller Enthusiasmus besteht in einer lebhaften und feurigen Vorstellung eines

grossn

grossen Guts. Wie wäre es also möglich, die grossen Wahrheiten von Gott und der Ewigkeit ohne Enthusiasmus zu empfinden? Und dieß sollte der Religion ein Vorwurf seyn? Sie ist der höchste und edelste Grad des Gefühls, wozu die Seele sich erheben kann. Sie ist der Grund von aller wohlthätigen Wirksamkeit in der Welt, die Seele von allen grossen Unternehmungen. Man nehme diesen glücklichen Trieb aus der Armee, man nehme ihn dem Patrioten, dem Unterthan, man nehme ihn der Freundschaft, und pflanze an dessen Stelle den niedrigen, kalten, philosophischen Egoismus, der nichts, wie sich selber fühlet, der alle Triebe in den niederträchtigsten Eigennutz concentriret, und alle edle großmüthige Empfindungen der Menschenliebe in eine todte, stoische Apathie verwandelt. Es läugnet niemand, daß dieser Enthusiasmus sehr ausschweifend und der Ruhe der Societät gefährlich werden könne, wenn er, von der Vernunft nicht erleuchtet, ein falsches Interesse für ein wahres nimmt. Wir wollen dieß den Fanaticismus nennen. Aber dieß ist keine Krankheit der Religion, dieß ist eine Krankheit des Menschen. Oder wäre etwan die Religion gar keiner vernünftigen

Erleuchtung fähig, und wären Gott und die Ewigkeit zwey solche Vorstellungen, die eine gesunde Seele, ohne in die gefährlichen Symptome dieses Fanaticismus zu verfallen, gar nicht denken könnte? — Allein da die Menschen Aberglauben und Religion so leicht mit einander vermischen, und das grosse Interesse, das der Aberglaube von der Religion borgt, jenen so leicht fanatisch macht, so bleibt die Religion der allgemeinen Ruhe aus dieser Ursache doch allemal gefährlich.— Ganz recht, die Welt hat Ursachen genug, über diese unglückliche Wuth des Aberglaubens zu klagen. Aber soll denn die Religion, die Religion, welche die Menschen durch die stärksten Bewegungsgründe zur allgemeinen Wohlthätigkeit und Mäßigung antreibt,(denn Gott und die Ewigkeit sind doch wohl die allerstärksten,) die Schuld von allen Ausschweifungen des Aberglaubens tragen, weil ihre Bekenner nicht immer erleuchtet genug sind, und vom Stolz und Eigennutzen sich verleiten lassen? Wo ist irgend ein verrücktes Gehirn, wo der Ruchlose, die ihre Träume oder Bosheiten nicht für Philosophie ausgeben? Wo ist der Rebell, der seine Empörungen nicht mit dem Namen von Freyheit und Liebe des Vaterlandes schmücke? Dieß sind zufällige

Fol-

Folgen der edelsten menschlichen Vorzüge. Sollen sie nicht seyn, so ist der Kirchhof der glücklichste Staat, wo alles in philosophischer Stille ruhig bey einander liegt und fault. Hat denn die wahre Freyheit nicht auch ihre wesentlichen und ungleich grössern Vortheile; und wenn der Misbrauch ihres Namens dem Pöbel zuweilen Götzen giebt, zeugt sie nicht auch ihre Chatams? Und sollte denn die Religion, die immerfort die Menschenliebe, die Versöhnlichkeit, die Rechtschaffenheit und Mäßigung prediget, und die Gnade des Schöpfers und eine ewige Glückseligkeit zu deren Vergeltung verspricht, sollte die denn nicht ihre einzelnen guten Wirkungen haben, die im Ganzen zur allgemeinen Wohlfahrt der Welt noch allemal mehr beytrügen, als der Aberglaube und der Fanaticismus ihr gefährlich werden?

Ihr schreyet so sehr über den Aberglauben; aber helft uns, Philosophen, die Welt über die wahren und wohlthätigen Grundsätze der Religion erleuchteter zu machen. Arbeitet hierinn mit uns; wir wollen wieder mit euch vor den Thronen der Könige die Rechte der Gewissensfreyheit gegen die Intoleranz vertheidigen; wir wollen sie mit euch anrufen, daß sie dem Aberglauben zu seinen Verfolgungen ihre

 Waf-

Waffen nicht hergeben; und die Staatskunst beschwören, daß sie nur nicht selbst die Religion zum Vorwand ihres Eroberungsgeistes, ihres Dispotismus brauche. Wenn dann auch die Welt nicht auf einmal zu der vollen Erleuchtung gebracht werden kann, so bleibt ihre Ruhe doch wenigstens auch bey allem noch übrigen Aberglauben gesichert. Denn es ist kein Aberglaube, der, ungeachtet seiner Blindheit, die Tugend nicht für eine nothwendige Bedingung des Himmels halten sollte.

Aber man sage noch so viel, daß die Religion an diesem unruhigen verfolgenden Fanaticismus nicht Schuld sey; was wußte denn die Welt von Streitigkeiten über Wahrheiten der Religion, was wußte sie von Verfolgungen, von Religions-Kriegen, ehe mit dem Christenthume dieser Enthusiasmus in die Welt kam? Wo lesen wir, daß die Priester des Jupiters mit den Priestern der Cybele sich je über die Geheimnisse ihrer Gottheiten gestritten hätten? Wo hat jemals ein Verehrer der Isis einen Tempel der Venus zerstöret? Wie freundschaftlich wurden alle fremde Gottheiten angenommen! Wie vertraut gieng der, der dem Jupiter sein Opfer brachte, mit dem, der dem Bachus opfern wollte! Wie ruhig

blieb

blieb hiebey der Staat; und was gab diese glückliche Toleranz den Dichtern nicht für eine reiche Gelegenheit, die Stärke ihres Geistes zu üben, und den Vater der Götter und der Menschen so umzubilden, daß die schwermüthigen Eindrücke des ältern Aberglaubens endlich, zur völligen Beruhigung der Menschheit, bey keinem Gottesdienste mehr empfunden wurden, sondern das Volk mit eben der Ruhe zu seinen Tempeln, wie zu den übrigen öffentlichen Schaubühnen gehen konnte! — Ganz recht. Das Heidenthum verfolgte weniger. Eine Isis mochte leicht so gut, als eine Juno seyn. Die Gottheit, die der Christ anbethet, machte ihn natürlicher Weise etwas ernsthafter. Es sagen zwar einige Geschichtschreiber, daß, wie das Interesse des Heidenthums durch das wachsende Christenthum sich gekränkt gefühlt, daß das Heidenthum auch angefangen habe zu verfolgen; aber n'en croyez rien; Nero und Domitian waren die liebenswürdigsten Monarchen. Es sey darum, Tacitus mag ein Lügner seyn. Die Heiden verfolgten sich wenigstens unter einander nicht, und wenn sie die Christen verfolgten, so war der letztern Fanaticismus Schuld daran; warum blieben sie nicht bey

der ruhigen Verehrung eines Jupiters, warum wollten sie keinen Nero opfern? Sie störten die allgemeine Ruhe; ihre Lehre führte zum Menschenhasse. Ein Gott, der alle Handlungen der Menschen siehet, der alle Neigungen und Begierden der Menschen einschränkt, der alle Sünden der Menschen strafen, noch in einem zukünftigen Leben strafen wird; — ein Erlöser, der die Busse, die Verläugnung aller Sünden zur einzigen Bedingung der Gnade, und die Unmäßigkeit, wie die Ungerechtigkeit, zur Sünde macht; — ein jüngstes Gericht; — eine Ewigkeit: — Dieß ist das odium generis humani, wogegen sich mit Recht alle Philosophie emporet. Weg mit diesen fanatischen Lehren, weg mit dem Kreuze! Einen Jupiter, eine Venus an dessen Stelle in den Tempeln wieder aufgestellet, die alten vergnügten Opfermahle statt des dürftigen schwermüthigen Gedächtnißmahles des Kreuzes wieder eingeführet; so ist die Welt auf einmal ruhig, und hat von allen den blutigen Unruhen nichts mehr zu fürchten. Aber wenn der Fanaticismus des Christenthums die unglückliche Quelle der für die Sicherheit und Ruhe der Welt so gefährlichen Zerrüttungen ist, warum sind denn

die

die christlichen Staaten doch so viel wenigern Revolutionen unterworfen? Warum sind die Rechte der Majestät hier am meisten geschützt? warum sind die Personen der Regenten so heilig, und in der entlegensten Hütte ihres dürftisten Unterthans so sicher, als unter ihren Leibwachen? warum brauchen sie zu ihrer Sicherheit keine Gegengifte mehr bey sich zu tragen? Wir haben in der christlichen Geschichte einen Kaiser, den der Fanaticismus vergiftet haben soll, zween Könige, die ihr Leben dadurch verloren, zween, die in der Gefahr es zu verlieren gewesen sind; man vergleiche die Syrische, die Griechische, die Römische Geschichte hiergegen. Und warum sind alle Gesetze in dem Christenthum so milde? warum ist die unumschränkte Herrschaft so wenig despotisch? woher hat das Menschenblut einen so hohen Werth? Den schönen Geistern und dem verfeinerten Geschmacke hat die Menschheit dieß nicht zu verdanken. Wie in Athen und Rom die schönen Künste am blühendsten waren, da galt just die Menschheit am wenigsten. Und wenn denn nun endlich die Philosophie so glücklich würde, daß sie ihr grosses Werk ausführen, und diesen Fanaticismus in seiner ersten Quelle gänzlich vertil-

gen

gen könnte; wird nun die Welt für ihre Ruhe nichts mehr zu fürchten haben? Waren die Heerszüge Alexanders auch Kreuzzüge; waren die Rotten von Marius und Sylla, waren Cäsar und seine Legionen auch Fanatiker; und sind die Kriege, welche die Welt nachher zerstöret haben, lauter Religionskriege? Und wenn denn die Intoleranz das einzige grosse Unglück ist, daß die Menschheit treffen kann, sollte denn dieser der menschlichen Schwachheit so nahe Fanaticismus die Philosophen nicht einmal anwandeln, daß sie auch intolerant würden? — Die Philosophen intolerant? Der Philosoph ist der ruhige sanfmüthige Menschenfreund, der nie schaden kann, der niemals beleidigt, sich nie entrüstet, nie aus seinem Gleichgewichte kömt. Die Philosophen verfolgen nicht. — Ihr Frerons, ihr Jean Jaquen, antwortet ihr. Alle Verfolgung kömmt aus einem gekränkten Interesse. Sollte denn der Unglaube nicht auch verfolgen können? Ich berufe mich auf den Herrn von Voltaire, der es ausdrücklich eingesteht. Und warum sollte er nicht auch verfolgen? Sollte der Unglaube kein Interesse haben, das durch den Glauben an einen vergeltenden Gott, an einen Heiland und Richter der Welt gekränkt würde; sollte ihm seine ewige

Ver-

Vernichtung nicht eben so wichtig, als dem Christen sein Himmel und Hölle, seyn können? — Die Philosophen verfolgen nicht. — Es ist wahr, sie haben noch kein Blut vergossen, keine Scheiterhaufen aufgerichtet; Dank sey es den wahren Philosophen und Menschenfreunden auf den Thronen, die ihnen die Waffen dazu nicht herleihen. — Nein, sagt Rousseau, ihr tödtet die Menschen nicht, ihr verhindert durch eure Philosophie nur ihre Existenz. — Die Philosophen verfolgen nicht; sie lassen einen jeden ruhig bey seiner Freyheit zu denken. — Unter dem Scheine des Scepticismus sprechen sie bloß mit einem entscheidenden Tone, als der intoleranteste Aberglauben nur immer annehmen mag; und ein jeder will nur sein System, mit der Versicherung, daß er allein die rechte Philosophie besitze, der Welt zum einzigen Glaubensbekenntniß aufdringen. — Sie verdammen nicht. — Sie erklären nur alle diejenigen, denen ihr Glaube an einen Gott und Heiland wichtig ist, für Enthusiasten, für Fanatiker, die früh oder spät dem Staate gefährlich werden. — Der Philosoph schadet nie, er ist der Fürsprecher der Menschheit. — Ja, er sucht nur alles, was der Menschheit je hei-

lig

lig gewesen ist, durch seine verfälschten Vorstellungen verächtlich und lächerlich zu machen; der Menschenfreund! er sucht dem Elenden in seinem Unglücke nur seinen ganzen Trost, den Leidenschaften der Menschen nur alle Zügel, dem Bösewicht nur die Warnungen seines Gewissens, und der Tugend nur ihre ganze Hofnung und Stütze zu nehmen. Und wann ist denn je der Aberglaube so unsinnig-fanatisch gewesen, als der heutige Deismus? Wann hat jener je eine so ausschweifende Proselytensucht bewiesen? Wann hat der Aberglaube je die Welt mit so vielen unsinnigen, widersprechenden, rasenden Schriften überschwemmt? Wann hat er die Welt mit so vielen Verfälschungen, Dictionairen, Geschichten, Versen und Pasquillen gegen die ihm nicht zugethanen Secten einzunehmen und zu hintergehen gesucht? Es ist wahr, er hat bisher noch keine Sybillinische Orakel erdichtet; er erdichtet nur Anecdoten, aus der alten Geschichte, und verfälscht die wahre. Und zu was Ende alle diese fanatischen Bemühungen? Dem Aberglauben sind sie wenigstens natürlich; denn er hofft und fürchtet viel. Sein Proselyten-Eifer ist eine vielleicht nicht immer recht angewandte, aber sehr verzeihliche

Menschen-

Menschenliebe. Allein wie widersinnisch, wie lächerlich ist diese Proselytensucht des Unglaubens, der seinen Proselyten, die zu ihm kommen, alles nimmt! Ist es patriotische Liebe für die öffentliche Ruhe? Ich berufe mich wieder auf den Herrn von Voltaire, welcher der Welt die ausdrückliche Versicherung giebt, daß sie, bey der jetzigen Einrichtung der Staaten, für ihre Ruhe so wenig etwas mehr von dem Aberglauben, als vom Unglauben, zu fürchten habe. So ist es denn etwan ein zärtlicher Trieb einer allgemeinen Menschenliebe, der die Menschheit von diesen falschen schwermüthigen Ideen zu befreyen so eifrig bemüht ist? Gesetzt nun, daß der Glaube an eine Vorsehung, an einen Erlöser, an eine Ewigkeit, nichts als eine abergläubische Phantasie wäre; wem soll dieser zärtliche Eifer zu gute kommen? Denen, die daran gläuben? Dieß hielten Cicero und Seneka schon für die größte Grausamkeit; der Christ weiß für sich nichts beruhigenders. Der Philosoph aber, der in seinen Grundsätzen so sicher ist, der wird sich doch durch kein Gespenst in seiner Ruhe stören lassen. — Aber so lange die finstern und drohenden Vorstellungen von diesen Ideen nicht völlig

vertilgt

vertilgt sind, wird auch der Philosoph in seinen schwachen Stunden vor ihren Schrecken nicht sicher seyn; sein Gewissen wird nie zu einer sichern Ruhe kommen; es wird ihn in seinen süssesten Freuden stören, ihn kein sündliches Project ruhig ausführen lassen. — Hierauf weiß ich nichts zu antworten; der Philosoph hat Recht. — Nur dieß einzige noch. Wenn denn der Enthusiasmus und die Philosophie der Grund von der Unruhe und Ruhe der Welt im Ganzen und einzeln sind; wer sollen denn hierüber die Richter seyn? Ohne Widerspruch wiederum die Philosophen. O lieber die alte Inquisition behalten, als dieß neue Tribunal!

Ende des ersten Theils.

nisse ꝛc.

in seinen
icht jeder
ern Ruhe
Freiden
ausfüh-
antwor-
ieß ein-
und die
Ruhe
sollen
Wider-
er die
ribu-



